<36606117650011

<36606117650011

Bayer. Staatsbibliothek

Barbier II 748

(Porlevsky J.C.)

Natur und Leben.

Erinnerungen

aus den letzten Decennien.

In Auszügen

aus dem

Tagebuch eines ruhenden Wanderers

am Egeri-See.

Zu freundlicher Erinnerung gewidmet
von dem dankbaren Verfasser.

[illegible]

Eger d. 21 April 1844.

Natur und Leben.

Erinnerungen

aus den letzten Decennien.

In Auszügen

aus dem

Tagebuch eines ruhenden Wanderers

am Egeri-See.

Zürich und Frauenfeld.

Druck und Verlag von Ch. Beyel.

1843.

It. sing. 1507 o

„Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
„Was der Eine verspricht, leistet die Andere gewiß."

Schiller.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fg/93/40046

Vorwort.

Längere Zeit von dem Schauplatze öffentlicher Rede entfernt, wage ich endlich — nach sorgfältiger Prüfung — hervorzutreten, und Dir, verehrter Leser! mein Buch vorzulegen. Ob demselben ein zweiter, vielleicht gar ein dritter Band folgen dürfte, wird ganz von Deinen Wünschen — mithin von Deiner Unterstützung abhängen. Jeder Band bleibt dabei vollkommen unabhängig von dem andern, denn ein Tagebuch erfordert keinen Zusammenhang, und entbindet glücklicherweise den Autor von mancher strengen Vorschrift der Logik. Möglich aber, daß mit seinen abgerissenen Blättern mein Werk dennoch ein unsichtbares Ganzes bilden könnte,

daß sogar die Zerstörung von Jerusalem — deren ich erwähnte — mit den Erscheinungen unserer Zeit zusammenhienge, daß vielleicht die Partei Simons und Johannes mit ihren Pharisäern, Sadduzäern und andern Immortellen jetzt noch am Leben wäre. Und so wie Flavius Josephus seiner Zeit sichtbar unter römischem Einfluß geschrieben, wäre es gleichfalls möglich, daß man noch heut zu Tage unter andern nicht minder starken Einflüssen seine Bücher schreiben könnte. Ich möchte so gerne sagen, daß ich unabhängig sei, allein wer ist dieß eigentlich sub luna? Und gäbe es keine weitern Einflüsse, so ist schon die Abhängigkeit von sich selbst keineswegs das kleinste Hinderniß. Ich getraue mir nämlich nicht zu behaupten, daß ich mich von allen Vorurtheilen und sonstigen Einwirkungen meiner frühern Erziehung gänzlich befreit habe.

Also bitte ich um schonende Nachsicht — und so führe ich meine lieben Freunde in sehr verschiedenen Daten durch einen Theil unsers Vaterlandes, die Schweiz, Frankreich, Italien und Holland. Meinen Reflexionen — die ich nicht wage philosophische zu nennen — stellte ich zu nöthiger Abwechslung einen Guckkasten mit Naturgemälden zur Seite, um

auf diese Weise Gegenstände, die einen besondern Eindruck auf mich gemacht, in Darstellung und Erzählung dem Auge und Gemüth des Lesers vorzuführen: allein in eine wirkliche Beschreibung konnte ich mich nicht einlassen, da jene Länder, welche ich durchwanderte, schon hinlänglich und besser von Andern beschrieben worden sind, als meine Feder es jemals vermocht hätte, und ich überhaupt — kein Tourist bin!

Es ist dieß eine neue Manier, Reflexionen vorzutragen, so wie gleichfalls eine neue Art Reisebeschreibung. Nur das Neue kann mich retten, was man alsobald unter den rührenden Klagen eines angehenden Schriftstellers im Eingang dieses Buches ausgesprochen finden wird. Ist nicht selbst die Philosophie (unter uns gesprochen) eine trockene Sache? wer vermag es, sie stundenlang anzuhören? Daher blieb ich nicht lange im Ernsthaften, und brachte die erforderlichen Materien so lustig vor, als ich es vermochte. — Eines Plagiats wird mich hoffentlich kein Mensch beschuldigen. Hr. v. Schelling meint, daß es in seinem Fache keines gäbe. Ist dieses wahr, so wird es uns wenigstens nie an Philosophen fehlen.

Öffentliche Angelegenheiten erwähnte ich nur

bei Gelegenheit — Privatverhältnisse (in so fern sie nicht in öffentliche übergehen) aber **nie**. Die allgemeine Politik berühre ich nur sehr flüchtig, doch gehe ich **nie** in die Politik einzelner Staaten ein, was auch sehr unpolitisch wäre! Übrigens gehöre ich in der Politik **keiner Partei an**, eben so wenig in der Religion, wobei ich mich auf den Sinnspruch unsers großen Dichters berufe.

Einige gute Freunde in Deutschland vermeinten, daß ein Buch, in der Schweiz gedruckt, verdächtig wäre. Man habe jedoch darum keine Furcht, daß das meinige verboten werden sollte. Ach! wäre es nur nicht langweilig, so könnte es in ganz Europa coursiren — man hätte es unbedenklich sogar in **** drucken können. — Daß ich aber die Wahrheit sage: Nach aller Wahrscheinlichkeitsberechnung möchte es in Konstantinopel, Adrianopel, Philippopel auf den Index kommen; hingegen wird man es selbst in Rußland (die langweiligen Reflexionen immer ausgenommen) gerne lesen. —

Brauche ich es zu erwähnen, daß ich ein Laie bin? Der Leser wird es nur allzubald merken. — Auf gute Laienmanier habe ich Alles unter einander geworfen. Man wird da neue Verse an der

Stirne alter Aufsätze, so wie andere Unregelmäßigkeiten mehr finden, wovon uns später gewisse Leute umständlich unterhalten werden. — Möglich sogar, daß einige Dialoge gar nie gehalten worden. Wenn dieß keine neue Manier ist, so ist es wenigstens neu, so etwas einzugestehen. Jedenfalls sind es Fabeln in neuestem Geschmack. Wenn Freund Aesop uns die Gespräche und Handlungen von Bären und Ameisen vorführt, warum sollte es mir nicht erlaubt sein, den Geist aus der edelsten Hülle — mit einem Worte aus den Menschen — sprechen zu lassen, wie es mir zusagt?

Noch einmal bitte ich um freundliche Nachsicht! Wird sie auch der Kritiker haben? In der That, ich verlange sie nicht von ihm, und kann sie billigerweise nicht verlangen, da ich mitunter selbst ein strenger Censor bin. Möge jedoch meiner aufrichtigen Versicherung einiger Glauben geschenkt werden, daß die Kritiken in vorliegendem Buche nur dem Geiste der Ideen — niemals aber der Person gelten. Leider steckt aber der Geist noch in den Personen und selbst der geschickteste Wundarzt vermöchte diese Sachen nicht zu trennen, ohne die Materie ein wenig dabei zu verletzen. — Wenn ich mich recht erinnere,

habe ich mich, so oft ich in diese grausame Verlegenheit gerieth, sorgfältig immer sogleich nach einem Wundbalsam umgesehen. Sollte diesen irgendwo anzubringen vergessen worden sein, so versichere ich hier im Allgemeinen, daß ich aus gründlichen Ursachen — keinem Menschen böse bin. — Wie könnte dieß sein? Vereinigung ist ja meine Devise, und so dediciere ich endlich dieses mein Buch allen aufrichtigen und wahren Freunden der Menschen. Mich ermuthigen die Worte Göthes:

„Die Welt ist so leer, wenn man sich nur „Berge, Flüsse und Städte darinnen denkt, aber „hie und da jemand zu wissen, der mit uns über„einstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fort„leben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu „einem bewohnten Garten!"

Aquæ Regiæ im Herbst 1843.

J. C. Bodenehr.

„Du bist mir nah, —“
„— Bin ich auch noch so ferne!“
Göthe.

Lindau, den 14. Mai 1814.

Es war am 10. Mai des Jahres eintausend achthundert und vierzehn (so fängt jetzt jeder gute Roman an) als ich meine gute Vaterstadt A* . . . . verließ. Ich weiß es, daß Jahr und Datum für den verehrlichen Leser (vorausgesetzt, daß ich die Sünde begehe, mein Tagebuch drucken zu lassen) nicht das geringste Interesse hat; nachsichtig wird er aber verzeihen, wenn er vernimmt, daß es dagegen das allerhöchste für mich hat, weil ich meine Aufsätze in spätern Jahren gerne nachlesen möchte.

Ich bin schon weit — weit fort von A*. und vor mir liegt das schwäbische Meer, ein unendlicher See; ich schaue nun Dinge, die ich in meinem Leben nicht gesehen, und die nie in mein Herz gekommen. Und welche neuen großartigen Bilder werden noch weiter an mir vorüberziehen!? Dieses Vorgefühl machte mich, als ich bei der Morgendämmerung mit meinem Ränzchen auf dem Rücken zum Thor hinaus wandelte, vogelleicht. Es war ein wunder-

schöner Tag, was jeder Heide für ein gutes Omen gehalten haben würde. Christen sind aber, Gott sei Dank, über alle heidnischen Vorbedeutungen und Aberglauben bekanntlich weit hinaus. Auch keine Schweine sind mir begegnet. — Mit einem Worte, mir war es Goethisch wohl — doch nein, mit seiner Erlaubniß — noch anständiger — kurz, wie ich gesagt habe, vogelleicht; — denn so mochte es einem armen Vogel zu Muthe sein, der Jahre lang in einem Käfich eingesperrt gewesen — das Thürchen davon offen sah, und dann voller Wonne von einem Zweig zum andern flatterte. Accurat so war es mir ums Herz! und als ich den schmalen Fußsteig, welcher am Rosenauberg nach G . . . . führt (die Warnungstafel, daß hier „Reuten und Farren verbothen", stand damals noch nicht da) hinwanderte und in das romantische Thal der Wertach hinabschaute, wo eben der Morgensonne erster vergoldender Strahl auf das so schön gelegene Schloß Wellenburg und die schwarzen Tannenwälder im Hintergrund, aus welchem es wie ein weißer Punkt freundlich hervor glänzte — hinfiel, fehlte nicht viel, daß ich sammt meinem Tornister vor lauter Freude zu fliegen angefangen hätte. Glücklicher Weise hieng mir wieder ein anderes Gefühl Blei an die Sohlen, denn plötzlich sah ich meine Freundin vor mir stehen, die, um noch einmal Abschied zu nehmen, mich auf dem Wege überraschte. Bald wäre ich wieder in meinen Käfich zurückgeflogen, allein honetter Weise ließ sich so etwas nicht thun. Es giebt bos-

hafte Leute, und die Sache hätte einen Pendant zu dem reisenden Schneider im Taubenschlag geben können! Also ich muß fort, um auf weiten Reisen Menschen kennen zu lernen und Erfahrungen zu machen. —

Dinge übrigens, für welche man keine zwei Schritte aus dem Hause zu thun braucht und die man allenfalls im Taubenschlage haben kann.

Die Sonne war schon ziemlich weit über den Planeten herauf, als ich noch immer in den Armen meiner Freundin lag — da erinnerten uns bald fromme Wallfahrter des 11ten Moyens (schwäbischer Provinzialismus), die mit lautem Gebete von allen Seiten aus den Stauden hervorkamen, daß es Zeit zum Scheiden wäre.

Scheiden und Meiden thut weh! der liebe Leser erspare mir jede weitere romantische Ausführung der Trennung, zu welcher ich hier so schöne Gelegenheit hätte. Allein, wie gesagt, ich habe in der Vorrede ausdrücklich darauf Verzicht geleistet, etwas zu beschreiben — insbesondere, was unbeschreiblich ist.

Genug, ich flog fort — jetzt freilich nicht mehr mit Vogels Leichtigkeit, denn ich sah mich noch recht oft um nach meiner vielgeliebten theuren Freundin, und ein Strom neidischer Thränen benahm mir jedesmal, als ich dieß thun wollte, alle Fernsicht. Auf diese Art verlor ich gar bald das weiße in der Luft flatternde Tuch (mit welchem mir Therese zuwinkte) aus den Augen — und gieng nun den nahen Hügel hinab.

Lebe wohl, theure Geliebte! gute Freundin! und du, meine liebe Vaterstadt! auf glückliches Wiedersehen!

„Geschenke machen die Weisen blind."
Sirach.

Den 15. Mai 1814.

Wie im Fluge gelangte ich in mein Nachtquartier „Buchloe". Wem ist Buchloe nicht bekannt? Hier ist die Welt im Kleinen, denn hier ist ein Zuchthaus! Ich hatte aber noch keines en miniature gesehen, darum opferte ich ein 24 Kreuzerstück. An der Pforte angekommen, empfing mich der Herr vom Hause, der Zuchtmeister, welchen man hier abbreviert den Herrn Vater heißt. — Es brauchte lange Zeit, bis ich mich ihm verständlich machen konnte, da eine Kuppel Hunde, die ihm zur Seite stunden, auch mit darein sprachen, und zwar so laut, daß alle Conversation ein Ende gehabt, wenn nicht der „Herr Vater" mit einem gewaltigen, sogenannten Ochsenfiesel den Ungeheuern Stillschweigen geboten hätte. Er fuhr mich ziemlich barsch an: was ich wolle? worauf ich ihm mein Ansinnen unter Darreichung meiner Gabe vortrug. Zu meiner Freude gewahrte ich bald, daß der Herr Vater ein Mensch, wie alle andern war, denn durch das empfangene 24 Kreuzerstück wurde er auf einmal wahrhaft väterlich gesinnt und fing sogar mit dem Ochsenfiesel freundlich zu wedeln an. Ein

selbiges gleichen thaten auch seine Hunde umsonst mit ihren Schweifen, und so begaben wir uns endlich mit einem Diener, der einen großen Bund Schlüssel trug, in das Innere des Pallastes. — Alsogleich wurde ein großes Gemach aufgesperrt, wo eben die schönste Gesellschaft beisammen war; allein ein mephitischer Geruch drang uns entgegen. Ich befand mich noch unheimlicher, als ich die höchst widerwärtigen Physiognomien der Mitglieder dieser Gesellschaft näher vor Gesicht bekam. Meine Haare fingen an, sich zu lüpfen, wie unter einer Elektrisir-Maschine, als der Herr Vater den Ochsenfiesel aufhob und sans façon die verschiedenen Charaktere der Anwesenden, unter den Worten: „Dieser ist ein Hauptspitzbube, der da ein Mörder, ein Brandstifter, diese eine Kindsmörderin" u. s. w. schonungslos bezeichnete. —

Basta! ich hatte genug — und der Leser wird auch mit mir genug haben.

O menschliches Elend, menschliches Unglück! denn gewiß ist es ein Unglück, ein Mörder zu sein, und wohl ein größ'res noch als selbst gemordet zu werden. Das Gewissen — man möge mir Alles dagegen einwenden — läßt sich auch bei dem Mörder nicht wegdisputiren und als ewige Strafe, bleibt ihm der ewige Vorwurf — für seine Gräuelthat!

Wird der Mörder geboren? — oder von Eltern und Umgebungen erzogen? Ich möchte mir diese Fragen erschöpfend beantworten lassen. —

Lindau, den 16. Mai 1814.

Hinweg mit so trüben Bildern, und hinaus in Gottes freie Natur! Ich schlief vortrefflich; am frühesten Morgen ergriff ich meinen Wanderstab, befand mich auch sehr guten Humors. Wieder ein herrlicher Tag. „O schöner Mai!“ mit deiner milden Frühlingsluft, mit deinen Blüthen und dem sanften Grün der Wiesen. Schon darum bist du wonnevoll, weil dicht hinter dir der kalte, widrige Winter steht. „Sei mir gegrüßt, schöner Monat, holder Frühling;“ so rief ich vergnügt aus, als ich bei dem Hügel anlangte, der nach Kaufbeuren führt. Hier schloß sich meinen Augen ein nie gesehenes Schauspiel auf, denn die Gebirge unser's baierischen Oberlandes und jene von Tirol, mit der mächtigen Zugspitze, 9600′ hoch, die über alle andern hervorragte — lagen auf einmal ganz nahe vor mir. Es hätte nicht viel gefehlt, daß ich über dem entzückenden Anblick (ich kann den Gefühlen, welche derselbe in mir erregte, unmöglich Worte leihen) mein ganzes Itinerarium abgeändert hätte, und in gerader Linie sogleich zu dem nächsten Berge hingepilgert wäre — wie jene wandernden Mäuse in Asien, die über Berge, Thäler und Flüsse in gerader Richtung nach ihrer Nase ziehen, doch hielt mich mein guter Genius in der Person eines Lehnkutschers von meinem gefährlichen Vorhaben zurück, indem er mich einlud, mit seiner Arche nach Kempten zu fahren — eine Einladung, die sich bald in das Mitfahren realisirte. —

„Wie arm sind nicht des Dichters Worte!
„Dieß fühlt er mit des Wunsches Qualen,
„Euch von der Schönheit dieser Orte
„Ein schwaches Bild nur hinzumalen!"
B.

Lindau den 17. Mai 1814.

Wie?! könnte man wohl die Höhe von der Bergstraße bei Lindau hinabwandern — und gar nichts von den Überraschungen sagen, die hier dem Wanderer zu Theil werden, der nie einen See gesehen? Unmöglich! — Übrigens könnte es mir kein Mensch verdenken, weil ich mich in der Vorrede ausdrücklich vor Beschreibungen verwahrt. Da stand ich also an der Landstraße, am Ausgang eines Waldes, wo sich mir ein Bild aufschloß, dessen Schönheit ich nie geahnt. — Das große schwäbische Meer lag auf einmal in seinem unermeßlichen Spiegel vor meinen entzückten Blicken. Anfangs wußte ich es gar nicht, daß es ein See war, was ich sah, da der Horizont am Ende desselben mit dem Wasser zusammenzuhängen schien, und so hielt ich den Spiegel des Sees für Wolken, die in der Tiefe lagen. Da ich aber auf diesen vermeintlichen Wolken bald Schiffe gewahrte, so entdeckte ich auch meine Täuschung. — Und das Ganze! o welch ein wundervolles die Seele tief ergreifendes Bild! O Schwäche der menschlichen Sprache; nie wird sie ein sol-

ches Gemälde in seiner Erhabenheit vor das Auge desjenigen zu führen vermögen, dem nie dieser Überblick zu Theil geworden! — Darum bin ich zufrieden, wenn nur derjenige, der hier schon einmal gewesen, durch meine flüchtige Skizze die Eindrücke, die in seiner Seele geblieben, in Etwas aufzufrischen vermag!

Also hier bin ich auf der Höhe von Lindau, am Ausgang der Straße am Walde postiert, in dessen dunkle Laubgewölbe eben der Abendsonne letzte vergoldende Strahlen fallen. Rings um mich her herrscht feierliche Stille, die Stille des Abends, gleichsam als wollte die Natur sich mir in ihrer ganzen Erhabenheit und Ruhe darstellen. Ein sanfter Frühlingswind kommt von der Tiefe herauf, und führt mir die erquickenden und balsamischen Wohlgerüche der in ihrer vollen Pracht der Blüthen dastehenden und einen Wald bildenden Obstbäume zu. Und zu meinen Füßen — in der Entfernung von etwa einer geographischen Stunde — liegt der unermeßliche Spiegel des Sees, 1200 Fuß über dem Meer, aus dessen nächster Nähe die Stadt Lindau — in freundlich niedlichem Panorama — sich wie ein zweites Venedig präsentirt. Bevor aber mein Auge dahin schweifte, zeigte sich demselben ein anderes, nicht minder schönes Panorama in einer Unzahl von Landhäusern, die in freundlich weißen Punkten aus dem Grün der Bäume und Weinberge hervorragen. Und endlich der majestätische See selbst, umkränzt mit Städten und Dörfern. Doch was ist dieser lange weiße

Streif links am Becken des Sees und die vielen einzelnen weißen Punkte an den Hügeln, welche den See umkränzen? . . . Bregenz — und wieder weiter? . . Fußach — Rorschach — und noch weiter hinter denselben an den sehr hohen grünen Hügeln hinauf eine fortlaufende Stadt bildend? . . Landhäuser bei St. Gallen und ein Theil der Stadt selbst. Und so hoch liegt eine Stadt? —; sogar die entfernten Punkte stellen sich mir deutlich dar, weil es gestern noch beinahe den ganzen Tag regnete und nun die Luft ganz rein ist. — Doch noch bin ich nicht fertig mit meinem Bilde; das Großartigste davon ist seine Einfassung. Links mir zur Seite erheben sich in stundenlangen Wellen sanfte Hägel, übersäet mit Häusern und Dörfern, und hinter ihnen in steilen Abhängen höhere Berge; hinter diesen wieder in riesenmäßigem Amphitheater die höchsten Gipfel Vorarlbergs, eingehüllt in ewigen Schnee. Mir gerade gegenüber, jenseits dem freundlichen, in verschiedenen Farben wechselnden See stehen ebenfalls gigantische Berge, wie der Camor, der hohe Kasten, der breite Balfrieß, und hinter demselben die Schneeberge Graubündtens, aus deren lieblichem Thalgrund (dem Rheinthal) der alte Vater Rhein seine ewigen Wellen dem See zusendet. Der imposanteste aller dieser Gebirgsstöcke ist jedoch der aus Appenzells Hirtenland und seinen unzähligen Alpen hervorragende hohe Sentis, mit seinen schroffen Felswänden.

Lange blieb ich auf meinem Plätzchen stehen, bis alle wechselnden Farben dieser Bilder erloschen und endlich die

aus der Tiefe hervorgekommenen Nebel das Ganze in einen magischen Schleier einhüllten. —

O! wie dankte ich meinem Gotte, der mir einen solchen unbeschreiblich schönen Anblick zu Theil werden ließ — wie sehr wünschte ich mir meine Freundin hieher — meine Freunde, und alle Menschen, die nie so etwas gesehen! Möchten sie alle einmal diese schöne Gegend sehen — und diejenigen, welche die Kosten der Reise nicht vermögen — in Gottes Namen davon laufen und sich nach Lindau durchbetteln — wie gerne würde ich hiezu beisteuern!

„Ubi bene, ibi patria!“

Lindau, den 18. Mai 1814.

Ich befinde mich hier sehr wohl im Gasthaus zur Krone bei meinem ehrenwerthen Vetter, Herrn Posthalter. Aufgeregt durch die gestrigen Genüsse außerordentlicher Naturschönheiten, träumte ich mit Erlaubniß meiner lieben Freundin in A* die ganze Nacht von dem schönen Bodensee. Mein Erstes, was ich heute that, war daher, daß ich mich an den Hafen begab, und mich in einem Kahn eine Strecke in den See hinausführen ließ. Welch' eine angenehme Empfindung — dieß sanfte Schaukeln auf dem See und die reizenden Ueberblicke, die man dabei überallhin genießt! Bei meiner Rückfahrt erfuhr ich zu meiner großen Freude, daß morgen ein Schiff mit Wahlfahrtern

nach Maria Einsiedeln abgehen würde, wo ich mit könne. Also geht es nun in die schöne Schweiz, von der ich so viel gehört und gelesen. Noch schönere Gegenden, sagte man mir, sollen sich dann zeigen. Ich kann es nicht wohl glauben!

Rorschach, den 19. Mai 1814.

In aller Frühe begab ich mich ins Schiff. — Wir hatten guten Wind. Kaum waren die Segel ausgespannt, so bließ ein Nord-West-Wind mit so vollen Backen darein, daß wir bald den Hafen aus den Augen verloren. Es ging sehr schnell und der See wogte in mächtigen Wellen. Ein erhabener Anblick, der mir indeß etwas unheimlich machte, denn das Schiff hieng sich ganz auf die Seite, und der Mastbaum desselben machte Miene, die Wogen küssen zu wollen. Endlich beschaute ich meine Reise-Gesellschaft, die beinahe sämmtlich aus frommen Wallfahrtern bestund. Ich sage fromm, denn sie beteten fortwährend, was wohl sehr schön gewesen wäre, wenn sie nicht unaufhörlich dasselbe Gebet repetiert hätten. Diese frommen Leute schienen mir große Sünder zu sein, denn immer schloß sich ihr Gebet mit dem Refrain „Bitt für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unsers Absterbens. Amen.“ Durch dieses Amen wurde ich anfangs lange getäuscht, da ich dadurch berechtigt war, jedesmal, so oft dasselbe vorkam, ihre Andacht für zu Ende zu halten. Allein vor ihrem oftbesagten Absterben war an ein

Ende gar nicht mehr zu denken, denn tausend Amens kamen noch zum Vorschein, und so ging es fort bis Rorschach, wo sogar beim Aussteigen aus dem Schiff noch immer fortgemacht wurde. Hier wurde ich von einigen der Wallfahrter, die übrigens durch ihr Gebet nicht im mindesten geniert waren, zugleich auch mit andern sich zu besprechen und jede Verrichtung dabei vorzunehmen, invitirt, mit ihnen nach St. Gallen zu gehen. Gehorsamer Diener! ich lehnte die Einladung höflich ab, denn es war unter ihnen ein wenig langweilig; **tous les genres sont bons, hors le genre ennuyant!** —

Da bin ich nun in der schönen Schweiz! — in Rorschach. Rorschach ist eine sehr gewerbthätige Stadt. Alles kommt mir hier neu vor. Es ist ein ganz anderes Leben als bei uns. Alles hat einen verschiedenen Takt, die Häuser ganz andere Physiognomien. Was die Leute betrifft, so verstehe ich aber nur sehr wenig von ihrem sonst gemüthlichen Provinzialismus. So viel habe ich indeß gleich gemerkt, daß fast bei jeder ihrer Phrasen ein „by Gott“ vorkommt. Dieß ist da Mode. Im übrigen gefällt es mir hier sehr wohl; kein Mensch fragte mich beim Aussteigen nach dem Passe. Ich befinde mich recht behaglich in meinem heimlichen mit Holz getäfelten reinlichen Zimmer. Mit einem Wort, ich bin in der freien — gemüthlich wohnlichen Schweiz.

St. Gallen den 20. Mai.

Soll ich die höchst anmuthigen Hügel mit ihren entzückenden Fernsichten beschreiben, über welche mich die Straße von R. nach St. Gallen (2025 Fuß über d. M.) durchführte? Die Geduld des Lesers so zu ermüden, wäre offenbar gegen unsern Vertrag. Es fällt mir gleichwohl schwer, davon zu schweigen. Doch wollte ich erzählen und beschreiben, was ich gesehen: auch mit Geßners Feder vermöchte ich es nicht! Schon allzuviele Beschreibungen hinter einander, und so bleibe auch der Freudenberg mit seiner göttlichen Aussicht — wo ich zum Erstenmal die Wunder der Alpenwelt näher vor mir schaute — unerwähnt — denn ich fürchte, es werden noch genug Beschreibungen folgen! —

In St. Gallen hatte ich weiter nichts zu thun, als mein Empfehlungs-Schreiben an Hrn. G* abzugeben. — Dieser Herr empfing mich sehr artig, und that Alles, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er führte mich auch in seine zahlreiche Bibliothek. Aber eine Bibliothek für einige Minuten zu beschauen, ist eben kein besonderer Genuß. Um doch etwas zu thun, langte ich nach dem nächsten besten Band — er war aus W i e l a n d s W e r k e n — und las die mir zunächst vorkommende Stelle, wie in einer geistlichen Lotterie prüfen wollend, ob solche eben für mich als Orakel passend wäre. Und siehe da, sie war es:

„Weh dem, der dich nicht liebt, Natur!“

Ja wohl! und vorzüglich demjenigen geltend, der in der Schweiz lebt, reist und wohnt. Doch alles mit Anstand, denn die Natur ist groß — und beinahe hätte sich der gute Wieland selbst ein wenig zuviel mit ihr befaßt, wie denn — unter uns gesagt — sein Idris mir zu natürlich scheint. —

Auch St. Gallen ist mir eine neue Welt. Ermüdet durch das fortwährende Steigen, wollte ich mich alsobald laben und kehrte zum nächsten Hause ein, „zum Schäfli,“ vermeinend, hier wäre ein Gasthaus, was aber der Besitzer verneinte. — Darum ging ich in das nächste Haus „zum Böckli.“ Allein weder „das Schäfli,“ noch „das Böckli“ waren Wirthshäuser, und eben so wäre es mir weiter gegangen von Haus zu Haus, als „zum guten Hirten,“ „zum Rebstock,“ zum Riesen Goliat“ ꝛc. ꝛc., denn beinahe alle Häuser hier haben ihre Überschriften, wie bei uns die Wirthshäuser, so daß, wenn ich so fortgemacht, ich sonder Zweifel noch lange von einem Haus zum andern geschickt worden wäre. — Endlich erbarmte sich meiner ein dienstwilliger Mann, der mich in den Hecht führte, einen ansehnlichen Gasthof. Nicht ohne Zagen betrat ich ihn mit meiner schmalen Cassa — denn der Hecht ist ja ein Raubfisch! und ich hatte von den Zechen der großen Gasthöfe in der Schweiz — bisher wenig Erbauliches gehört. —

„Hinc illae lacrimae!“

St. Gallen, den 21. Mai 1814.

In der Stube, welche ich bewohne, steht ein thurmähnlicher, melancholischer Ofen. Dieser weckte mich zu ernsthaften Betrachtungen, und welche könnten wohl ernsthafter sein, als diese über mein Tagebuch?

Habe ich nicht in die Perspektive gegeben, daß ich es einmal drucken lassen will, und versprach ich dem Leser nicht gleich am Anfange, ihn so viel als möglich mit Beschreibungen zu verschonen, dagegen aber mit philosophischen Reflexionen zu bewirthen?

Nun ist es aber klar, daß ich bisher viel beschrieben, und gar nichts philosophirt habe. Ist dieß Logik? werden die lieben Recensenten fragen. Mein Gott! ich habe ja nicht studirt! Doch gemach! gemach — war dieß nicht schon eine philosophische Reflexion, wenn ich sagte, daß der Zuchtmeister im Buchloe ums Geld freundlicher wurde — seine Hunde aber umsonst, durch bloße Drohungen?

Geht hieraus nicht deutlich hervor, daß die Liebe dieselben Erscheinungen hervorbringt, wie die Furcht? liegt darin nicht viel Philosophie, und ist dieß mithin nicht eine philosophische Reflexion?

Habe also, freundlicher Leser, Mitleid mit mir — ein Recensent hat bekanntlich keines. Ein Recensent ist ein schrecklicher Mensch. Göthe nennt ihn gar einen Hund,

welchen man todt schlagen soll. Wer verdient mehr Nachsicht, als ein angehender Schriftsteller? Steht er nicht da mit Thränen in den Augen, wie einst Alexander von Macedonien, der da viel geweint, weil ihm sein Vater nichts mehr zu erobern übrig gelassen? (Thränen, die man heut zu Tage noch in England, Frankreich und Rußland weint.)

Und ein Schriftsteller jetzt, ist er nicht in einer weit schlimmern Lage, wie olim Alexander? Diesem blieb noch ganz Indien übrig; aber was ist nicht seit Winkelmanns Reise schon alles beschrieben worden! — gelehrt, sentimental, touristisch u. s. w.

Es ist also klar, daß mir nichts anderes mehr übrig bleibt, als das philosophische Feld; — Gott sei Dank ein Feld noch viel größer wie ganz Indien!

St. Gallen, den 22. Mai 1814.

Meine Furcht war vergebens, die Zeche war billig. Der Hecht hat sich sehr artig gegen mich benommen. Philosophen behandelt man überall artig, besonders wenn sie ihr Ränzchen selbst auf dem Rücken tragen — und folglich nichts gleich sehen. Diogenes wäre vielleicht noch billiger durchgekommen, er würde sein Faß in den Hof des Gasthauses hingerollt, und darin geschlafen haben. Nicht so gut wäre es wahrscheinlich andern und neuern Philosophen — ohne Faß und mit Bedienten — ergangen.

In St. Gallen unterhielt ich mich übrigens sehr

gut und wäre dieß auch nur mit den Häusern, ihren Devisen und ergötzlichen Inschriften gewesen. So steht z. E. in der St. Michaels Kirche folgender niedliche Vers, unter dem Bilde von St. Michael und dem Drachen:

„Die Hölle brennt,
„Der Teufel rennt,
„Er wedelt mit dem Schwanze;
„Sankt Michael —
„Bei meiner Seel —
„Er sticht ihn mit der Lanze!“

St. Gallen den 23. Mai.

Eben wollte ich St. Gallen verlassen und aus meinem Gasthofe scheiden — denn schon stand ich reisefertig mit dem Ränzchen auf dem Rücken unter der Thüre, als mir ein erstickender Staub von der Straße her entgegendrang. Ein mächtiges Gewitter war in vollem Anzuge, fahle Blitze beleuchteten den Boden, und gewaltige Donnerschläge, die denselben folgten, waren eben nicht sehr einladend zu der beabsichtigten weitern Reise. Ich fand daher für gut, auf mein Zimmer zurückzukehren, und da sich die Sache in einen langen Regen verwandelte, in St. Gallen wenigstens für den heutigen Tag noch zu verweilen. Was konnte ich wohl Vernünftigeres thun, als mich wieder zu Hrn. G* zu begeben, an welchen ich empfohlen war, und ihn zu bitten, mich wieder in seine Bibliothek einzulassen? So geschah es auch. Wie das

letztemal griff ich nach dem Bücherschrank blind zu, und erhaschte abermals Wielands Werke. Dießmal fiel mir sein Agathon in die Hand. Anfangs erschrak ich ob diesem Titel, denn Agathon stand auf dem Index jener Bücher, welche mir mein Vormünder zu lesen verboten. Was thut dieß? sagte ich zu mir selbst, ich bin nun majorenn und den verbotenen Sachen gewachsen — und so nahm ich Agathon mit nach Hause.

Ich bitte die Manen des großen Dichters über meine kurz vorhin gemachten Äußerungen — tief um Vergebung, obwohl ich mit dem, was ich gesagt, im Allgemeinen Recht hatte. Wenn aber auch Wieland fehlen konnte, so hat er mit diesem Agathon, dem Roman aller Romane, alle seine Sünden wieder gut gemacht. Es ist zwar wahr, daß der philosophische Dichter sich manchmal viel zu viel mit der Natur beschäftigte, deren Schwächen er zu sorgfältig ausmalte — was um so überflüssiger ist, als wir dieselbe täglich vor unsern Augen sehen.

Auch in unserm Agathon sind Wielands Lieblings-Schwächen nicht ausgeblieben, und unter den philosophischen Reflexionen der Natur viel Raum gelassen, wie man denn wirklich jungen und zarten Gemüthern ein solches Buch nicht in die Hände geben soll, da zu befürchten wäre, daß sie die darin vorgetragenen, allerdings trefflichen philosophischen Prinzipien als zu langweilig überschlagen, und sich dafür mit der viel kurzweiligern Natur beschäftigen möchten.

Betrachten wir indeß die Zeit, in welcher Wieland schrieb, so wird man seine so natürliche Schreibweise wohl entschuldigen. Man richtete sich damals überhaupt noch zu sehr nach dem Geist der Alten. Selbst der etwas spätere Göthe ist von Trivialitäten und obscönen Äußerungen nicht frei zu sprechen, wie z. B. sein Wilhelm Meister für zartfühlende Damen wohl keine Lektüre mehr ist. Allen Respekt vor den philosophischen Phrasen, die darin untermengt vorkommen, die den suchenden Leser entzücken, und die man auch gerne allegiert — doch scheint mir das Ganze nicht mehr nach dem guten Geschmacke zu sein, wie denn trotz des großen Namens eines Göthe neueren Schriftstellern im Romanenfache unstreitig der Vorrang gebührt. Gott Lob, man darf nun einmal so etwas sagen, und über große Geister sein Urtheil abgeben, ohne mehr zu befürchten, gesteinigt zu werden. Diese großen Geister bleiben deßhalb immer noch erhaben genug; unser jetziges Wissen ist so zu sagen eigentlich nur ihr Werk, denn sie bildeten sich selbst aus einer rohen Zeit hervor, und werden dieses großen Verdienstes halber in ewiger Größe dastehen! Der gute Geschmack aber bildet sich fort in steter Läuterung, bis einst der reine Geist aus dem letzten Filtrirhut zum Vorscheine kommen wird. —

Doch zu unserm Agathon zurück; er sei mein Vorbild auf der Reise. In welchem Sinne er reiste, erlaube mir, verehrter Leser, Dir mitzutheilen:

„Natur und Kunst und, was in beiden das Wichtig-

„ſte iſt, der Menſch, waren auf ſeiner Reiſe die Gegen=
„ſtände ſeiner aufmerkſamen Betrachtung. Er nahm we=
„nig Vorurtheile mit, da er auszog, und fand ſich auch
„von dieſen wenigen entledigt, als er wieder zurückkam.
„Er ſah allenthalben (was man bis auf dieſen Tag ſe=
„hen kann), daß die Menſchen nicht ſo gut ſind, als ſie
„ſein könnten. Er bemerkte, daß wahre Aufklärung zu
„moraliſcher Beſſerung das Einzige iſt, worauf ſich die
„Hoffnung beſſerer Zeiten gründet. Er fand bei allen
„Völkern die Religion in Aberglauben gehüllt, zum Scha=
„den der bürgerlichen Geſellſchaft gemißbraucht und durch
„Heuchelei oder offene Gewalt zum Werkzeuge des Be=
„trugs, der Herrſchſucht, des Müßiggangs u. ſ. w. herab=
„gewürdigt. Er ſah, daß einzelne Menſchen, und ganze
„Völker Religion ohne Tugend haben können, und daß
„ſie dadurch deſto ſchlimmer ſind; aber er ſah auch ohne
„Ausnahme, daß einzelne Menſchen und ganze Völker,
„wenn ſie ſchon gut ſind, durch Gottesfurcht deſto beſſer
„werden. Er ſah die Geſetzgebung, die Staatsverwal=
„tung und die Polizei allenthalben voller Mängel und
„Gebrechen, aber er ſah auch, daß die Menſchen ohne eben
„dieſe Geſetze, Staatsverwaltung und Polizei noch weit
„ſchlimmer und unglücklicher wären. Er hörte allenthal=
„ben über Mißbräuche klagen, ſah, daß jedermann die
„Welt verbeſſert wiſſen — aber keinen einzigen, der die
„Verbeſſerungen an ſich ſelbſt anfangen laſſen wollte,
„und er erklärte ſich ganz natürlich daraus, daß es nir=

„gends besser werden wollte. Er sah die Menschen über-„all durch zwei einander entgegenstehende Triebe beherrscht, „den Trieb zur Gleichheit und den Trieb, willkürlich „über Andre den Meister zu spielen; und dieß überzeugte „ihn, daß es, so lange diesem Übel nicht abgeholfen ist, „durch keine Veränderung der Regierungsform besser mit „den Menschen werden kann, sondern daß sie, in einem „ewigen Zirkel von königlichem Despotismus und aristo-„kratischem Übermuth zu Volks- und Pöbels-Tyrannei, „und von dieser wieder zu jenen, so lange herumgewälzt „werden müssen, bis eine aus den Grundlehren „der reinsten Religion und Moral abgeleitete „Gesetzgebung, und eine durch dieselbe veran-„staltete Erziehung, den thierischen Trieb zu „gesetzloser Willkür in allen Menschen gebän-„digt haben wird.“ —

Welch ein herrlicher Fund — dieser Agathon! — ich sage Fund — denn merkwürdig genug wird die so geist-reiche Autorität unseres großen Wieland bei den gegen-wärtigen Zuständen, die er so prophetisch hinmalte, als wenn er mitten unter denselben gelebt hätte, beinahe gar nicht citiert. Es ist wohl zu bemerken, daß die erste Aus-gabe von Agathon im Jahre 1767 erschien, wo an die französische Revolution gar nicht zu denken war. Und diese Revolution, von der unser Philosoph noch so entfernt lebte, wie hat er nicht so treffend die Charaktere hinge-stellt, die sie bewegten und hervorriefen! Wenn er sein

Urtheil erst jetzt abgegeben hätte, würde man ihn aber dann nicht wie Göthe den alten Aristokraten nennen? Was kann man nun von ihm sagen? Daß er seinen Agathon darum geschrieben haben sollte, um dem kleinen Hof von Weimar zu schmeicheln, wird wohl Niemand ernstlich behaupten wollen. —

„Mein Geist dürstet nach Ewigkeit,"
„Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;"
„Nach Palmen ringt er, die im Himmel"
„Für der Unsterblichen Rechte sprossen!"

Spieker.

Steckborn, den 24. Mai 1814.

Nach einem sehr vergnügten Aufenthalte verließ ich endlich St. Gallen, und wanderte fröhlich durch die schönsten Blüthenhaine und freundliche Dörfer nach dem alten Costnitz. Ja wohl alt! denn als ich zu dem Thor der Stadt hineinwanderte, und die altmodischen Häuser mit den kleinen gothischen Schwibbögen ihrer Eingänge sah (mit den alten Jahreszahlen von 1400 und 1500 bezeichnet), so glaubte ich mich in die alte Zeit des Concils versetzt. Unwillkürlich dachte ich sogleich an meinen seligen wackern Lehrer Brandmüller, und an seinen schönen Vortrag der Weltgeschichte, aus der mir die Erzählung des Verbrennungstodes des unglücklichen Magisters von Prag, so wie die dabei ausgesprochenen denkwürdigen

Worte: „O sancta simplicitas!“, welche er mit so vielem Ausdrucke wiederzugeben wußte, in steter Erinnerung geblieben sind. Als ich so durch die melancholischen öden Straßen der Stadt wanderte, und den grauen alten Dom aus der Häusermasse emporragen sah, in dessen Hallen dem unglücklichen Huß an seinem 42sten Geburtstage im Jahre 1415 das schreckliche Todesurtheil vorgelesen wurde, welches ihm den Verbrennungstod ankündigte, und ich endlich an die Pforten des Pallastes vom Concil selbst gelangte — hielt ich alles dieses für erst gestern vorgegangen, und sah die Schatten des Mittelalters deutlich vor mir hinfliehen.

Armer, unglücklicher Magister! Du fielst in die Epoche des ersten Ankämpfens des menschlichen Geistes gegen die Hierarchie, die neuen Ideen eines Wiclefs hatten dich angesteckt, und da, um mit Erasmus zu reden, du dich nicht gescheut, an die Bäuche der Mönche zu tasten, zu einer Zeit, wo sie noch allmächtig waren, so war auch dein Untergang gewiß. Nachdem über Prag schon das Interdikt verhängt gewesen, konnte man die Erfolge von Huß auf dem Concil leicht voraussehen; darum warnten ihn auch wohlmeinende Freunde, nicht dahin zu gehen. Unserm Magister war es aber vor Allem um den Sieg seiner Ideen zu thun, und so vermochten diese Freunde nichts weiter über ihn, als daß sie ihm einen freien kaiserlichen Geleitsbrief auswirkten. Aus der so merkwürdigen Urkunde, die ein gelehrter Freund in Abschrift mir

zu procuriren die Güte hatte, leuchtet die Furcht der Freunde von Huß auf's deutlichste hervor, da besagtes Dokument für den Träger desselben mit allen möglichen Clauseln der Sicherheit auf das reichlichste versehen war, denn so lautet dasselbe auf ein sicheres Geleite bei der Durchreise, bei dem Verweilen, und bei der Rückreise. Das Haupt der Kirche war mit seinen Versicherungen nicht minder freigebig, und erklärte offen, daß dem Magister kein Leid widerfahren sollte, wenn er auch dessen Bruder ermordet hätte.

Trotz all' diesen schönen Versicherungen geschah bekanntlich, was geschehen ist. — Als dem Unglücklichen in feierlicher Versammlung sein Todesurtheil vorgelesen wurde, berief er sich auf den kaiserlichen freien Geleitsbrief — und blickte dabei dem anwesenden Kaiser Sigismund scharf ins Angesicht — der aber diesen Blick nicht zu ertragen vermochte, und erröthend den seinigen zu Boden schlug. — Doch ich schreibe nicht Geschichte. Mladanowicz, ein Zeuge der Kirchenversammlung — erzählt uns Alles ausführlich, wie denn auch jene interessanten Details, die man über den traurigen Vorgang hier erzählte, das Eigenthum der Geschichte bleiben. Und was — (muß ein guter Philosoph fragen) — waren denn die Folgen, die daraus für die Gesellschaft hervorgingen? Keine andern, als daß die Verehrer der Hussischen Ideen, in der Geschichte unter dem Namen der Hussiten bekannt, den blinden Vätern des Concils ihre Blindheit mit blutigen Zinsen zu-

rückgaben. Bekannt sind ja die verheerenden Züge eines Ziskas, und des doppelt blinden Procops und die dabei begangenen Gräuelthaten. Tausende von Menschenleben wurden der Vertheidigung von Religionsideen geopfert. Lächerlich genug, derselben Religion wegen, die in ihrer Lehre sich aller Selbsthülfe durch das Schwert und die Gewalt auf das allerausdrücklichste begiebt. Allein, wo hat noch jemals der liebenswürdige Parteigeist auf den Codex seiner eigenen Lehre Rücksicht genommen, wenn es der Vertilgung der gegentheiligen Meinung galt?!

Was kann ich wohl zur Vertheidigung des Kaisers und des Hauptes der Kirche Gültiges beibringen? Daß es Absicht war, längst vorher berechnete, den armen Magister in eine Falle zu locken, glaube ich nun und nimmermehr. Zu was denn die spätern Versicherungen des Papstes? — Man wollte anfangs nichts weiteres als sich friedlich besprechen; da wuchs in der Polemik des Colloquiums die Leidenschaft plötzlich riesengroß — wo dann jene Meinung im Bewußtsein ihrer materiellen Macht plötzlich für gerathen fand, von der schönen Gelegenheit und der Gewalt Gebrauch zu machen. Noch einmal, vorher war nicht der leiseste Gedanke, Huß zu verbrennen, wenn auch das Gegentheil die Protestanten in ihrer Rache behaupten — man versuchte vielmehr Alles, ihn zu retten, und erschöpfte zuvor alle Bekehrungsversuche. Ich will nicht von dem berühmten, sehr einfältigen Pater Cölestin sprechen, wohl aber von würdigen Prälaten, die mit dem

Unglücklichen in seinem Gefängnisse theilnehmend zusammen weinten. Mit einem **Revoco** — wäre Huß schnell gerettet gewesen; es konnte jedoch nicht statt finden. Unwürdig genug machte darauf die gegentheilige Meinung von jener Macht Gebrauch, in deren Besitze sie war. —

Gewiß war Huß unschuldig — gewiß bedauern alle aufgeklärten Katholiken den geschehenen traurigen Vorgang auf das aufrichtigste, aber eben so gewiß ist es auch, daß nicht alle Reformatoren unschuldig sind. Hieronymus von Prag, der Freund von Huß — ließ einen Priester in die Moldau werfen, weil er gegentheiliger religiöser Ansicht mit ihm war. So bekehrt man die Leute nicht. Von solchen Vorgängen sagte man mir in meiner protestantischen Schule nichts; nie wäre es mir damals eingefallen, daß es möglich wäre, die Protestanten könnten die Leute ebenfalls verbrennen lassen. So erstaunte ich nämlich nicht wenig, als ich bei späterm Forschen in Milners Kirchengeschichte zufällig fand, daß Calvin den armen Servet, wegen gering abweichender Religionsansicht, wirklich verbrennen ließ. Als meine Blicke auf dieses Blatt hinfielen, glaubte ich meinen Augen nicht trauen zu dürfen — denn Calvin lebte doch weit später als Pater Cölestin, hatte also die Verantwortung größerer Aufklärung noch obendrein gegen sich, — so wie den reinen Text des Evangeliums, auf welchen sich ja die Protestanten hauptsächlich berufen. Diese machten es also, wie wir sehen, bei guter Gelegenheit um kein Haar besser als ihre Gegner! —

„Der Gottheit Sorge geht nur auf das Große,
„Das Kleinere überläßt sie gern dem Glücke."
Euripides.

Dörfchen am Rheinfall, den 25. Mai 1814.

Abermals ein schöner, herrlicher Frühlingstag. Ich wanderte schon am frühen Morgen zum Thore hinaus. Es war das Schaffhauser Thor. Ach! zu demselben ging vor ungefähr 400 Jahren Huß zu seinem Tode hinaus! — Nicht weit von diesem Thore, wie man mir sagte, wurde der Unglückliche verbrannt. Wo ist dieses Plätzchen? ich möchte es so gerne sehen!

Siehe, da kömmt aus der nahe gelegenen Wiese mir ein schlichter Bürger entgegen.

Können Sie mir wohl sagen, wo man Huß verbrannte?

Der Bürger: Johannes Huß? (auf einen Wiesengrund zeigend) O ja, mein Herr — gleich hier in der Nähe.

Ich hatte meine Frage schon wieder zurücknehmenwoll en; denn, dachte ich bei mir selbst, wie wird dieser Mann es wohl wissen, was vor 400 Jahren hier vorging? — und doch wußte er es genau. So nachhaltig ist der Ton ausgesprochener großer Ideen, denn gewiß geschah es nur durch ihre Macht, daß mir jener schlichte Bürger gleich die befriedigende Antwort zu geben vermochte; hätte man Huß wegen gewöhnlicher Verbrechen hingerichtet, er hätte mir sicher dann weder den Namen noch den Ort sagen kön-

nen. So leben also großartige neue Ideen fort. Noch jetzt kann mir ja in dem Dörfchen, wo ich dieses niederschreibe, jedes Kind den Ort mit Namen nennen, wo vor 1800 Jahren der einfache Sohn des Zimmermannes in dem so fernen Palästina den schmerzlichen Tod am Kreuze erlitt — denn sein Wort (seine Ideen) hat die Welt überwunden.

Da stehe ich also auf dem Plätzchen, wo der unglückliche Magister verbrannt wurde — und vielleicht gar auf dem Flecke, wo das alte Weibchen stund — dem Unglücklichen zur Ehre Gottes ein Scheitchen beizulegen. **O sancta simplicitas!**

Fort, abermals fort mit so trüben Bildern aus der Menschen-Geschichte — o wie wenig Ehre macht sie ihnen. Wer kann sie lesen, ohne Thränen zu vergießen über diese Verirrungen und schlechten Thaten aller Art? Wahrhaftig, eine Geschichte wilder Thiere müßte noch erbaulicher lauten, als diejenige des Menschen mit seinem Verstande, auf welchen er so arg pocht. Ein andermal weitläufiger hievon. Für heute freue ich mich des schönen Frühlingstages, welchen uns die freundliche Natur bescheerte. Was soll ich mich mit Grillen plagen? ich danke vielmehr dem gütigen Gotte, daß ich wieder einmal hinaus kann ins Freie, und die schönen Napoleonischen Kriege sowie die vortrefflichen Einquartierungen einmal ein Ende genommen haben. Aber ist dieß nicht schon wieder Weltgeschichte? Nein — dieß gehört zur Geschichte meiner

Reise — denn wäre das glorreiche französische Kaiserthum nicht zu Ende gegangen, so hätte es mit meinen Finanzen ebenfalls eine saubere Geschichte gegeben, und meine Reise wäre für immer eingestellt worden. Mit fl. 800 jährlicher Einnahmen, bei fl. 1200 mit Einquartierung zu verbrauchen, wäre nicht länger fortgegangen. Ich weiß es wohl, daß man es mit minorennen Menschen nirgends so genau nimmt; allein es ist doch eben so richtig, daß ich zu Grunde gegangen wäre, wenn besagtes Kaiserthum nicht die Gefälligkeit gehabt hätte, noch vor meinem Finanz-Etat zu erbleichen. —

Wer wird so ehrlich sein, mir einmal den Schaden zu vergüten, den mir die Weltgeschichte zufügte?

„Difficile est, satyram non scribere.“
Horat.

Dörfchen am Rheinfall, den 26. Mai 1814.

Verdammtes Geld! da stehe ich am Rheinfall und habe meinen Geldbeutel vergessen. Point d'argent — point de Rheinfall. Pah! der Spaß ist zu weit getrieben! Der Rheinfall ist keine wilde Bestie, daß man ihn ums Geld schauen läßt. — Doch, doch in allem Ernst und allen Spaß bei Seite, ohne Geld kann man den Rheinfall nicht sehen, wenigstens in der Nähe nicht! —

Aber wie blind ist der Zorn in seinem Raisonnement! Daß ich meine Börse vergessen, dafür kann ja der Major

nichts, der den Rheinfall in förmlichen Pacht genommen. Er kann weiter nichts dafür, daß er denselben um's Geld sehen lassen muß, wenn schon der Rhein alle Tage ganz gratis von den Felsen herabstürzt. Liegt die Schuld an republikanischen Institutionen, die den Rheinfall nicht für eine Volkssache ansehen? Was ist denn eigentlich eine Volkssache? Beim Himmel, keine für mein Tagebuch, denn vor Allem möchte ich gerne lange leben auf Erden!

Also bei dem Redesatze zu bleiben: der Major ist nicht nur unschuldig, er verdient vielmehr den Dank aller Naturfreunde; denn mit Mühe und Kosten hat er ein großes Gerüst (unter dem Namen Fischnetz bekannt) an den Fall hingebaut. Dieß Gerüst will unterhalten sein, der schlecht besoldete Major ebenfalls. Die Regierung gab ihm dafür den Rheinfall als Sinecure. Alles in schönster Ordnung — nur ich allein, der ich meinen Geldbeutel vergessen, habe Unrecht! —

Es ist wohl hier zu Land,
Wie überall in der Welt,
Hauptsache ist das Geld! —
Sonst Alles — eitler Tand!

„Still weht ein Geist im Weltall hin, gestaltend
„Nach ew'gen Urgesetzen Raum und Zeit,
„Dem Moder weihend alles, was veraltend
„Zusammen fällt; belebend, was gedeiht;
„Der Wahrheit Licht allmächtiger Verbreiter,
„Indeß sich Thoren heiser schrei'n: „„Nicht weiter!""
v. Wessenberg.

Am Rheinfall, den 27. Mai 1814.

Im Besitz meiner Börse begab ich mich heute wieder an den Rheinfall, die großartige Naturscene in der Nähe zu schauen!

Wie schön ist doch dieser Strom mit seinen crystallhellen, grünlichblauen Wogen! Ja, diese wundervoll klaren Fluthen, sie haben dem Vater Rhein seinen Namen gegeben!

Und ich wanderte den Hügel hinab in Wonnegefühl, den erhebendsten Gedanken Raum gebend. Keine Seele störte mich, denn um mich her war Alles so ruhig. Es war ein göttlicher Morgen — ein Sonntag — und die stille Sabbathsfeier schien auf der ganzen Natur zu liegen. Da fiel mein Blick auf den majestätischen Strom hin, der, wenn schon nicht mehr fern von seinem Sturze, doch noch ruhig daher wogte. Auf seiner Oberfläche gewahrte ich eine Perle schwimmen. Schnell eilte ich den Hügel hinab, sie noch zu erhaschen; da hatte sie aber schon der gewaltige Fall erreicht, und sie ward hinabgezogen

in den Abgrund der ewig sich überstürzenden Wogen. Welch ein schauerliches Toben! Der Donner brüllt aus einer Tiefe herauf, von welcher ein eiskalter Wind die in Staub verwandelten Wellen zu den Felsen hoch empor peitscht. Welch ein Bild des Schreckens, das Element des Wassers in Aufruhr! — — Doch nein, dieß scheint nicht mehr Wasser zu sein; mit der Schwere des Metalls, nicht mit derjenigen des Wassers, fällt der gewaltige Strom herab. Das Gerüst, auf welchem ich stehe, erbebt und droht jeden Moment, aus seinen Fugen zu gehen.

Siehe, da bescheint die Sonne das erhabene Gemälde, und in ihren gebrochenen Strahlen bildet sich ein Regenbogen.

O Bild der Natur, so ähnlich den Bildern des Lebens! Wie diese Wogen, so überstürzen sich im wilden Treiben desselben die Meinungen und Leidenschaften der Menschen. Charaktere, die früher stille dahin lebten und Bilder der Ruhe schienen, werden durch die Klippen des Lebens plötzlich in furchtbare Aufregung gesetzt. Wie die brausenden Wellen sich entgegenzischen, so befehden sich die Parteien, bis in langen Kreiseln unten am Falle des Stromes alle Wellen und Stäubchen sich wieder vermählen, und derselbe in seiner alten, gewohnten Ruhe weiter dahin fließt, während hoch über seinem Fall Iris in ihren schönen sinnbildlichen Farben der Welt den einstigen ewigen Frieden verkündigt.

Doch meine Perle? Ich besann mich nicht lange. Ich stürzte mich mitten unter die wilden Leidenschaften der

Menschen, und von den tobenden Wellen von Felsen zu Felsen geschleudert, das grauenvolle Bild der Zerstörung und des Todes vor Augen, stieg ich — hinab auf den Grund und erhaschte die Perle.

Soll ich sie zeigen? — Noch ist es nicht Zeit. —

Den 27. Mai 1814.

Guten Freunden und den verehrten Lesern zu liebe will ich aber dennoch etwas von meinem Geheimnisse transpirieren lassen. Dasselbe liegt nämlich in der Mathematik. Sollte man es glauben, daß diese noch zu weit größern Dingen gebraucht werden kann, als Berge, Höhen und Flächen zu messen? — Es ist aber, wie gesagt, noch nicht Zeit, mich hierüber weitläufig auszusprechen. Das Weitere (wie mein guter Vetter im Allgäu sagt) im zweiten Theile!

Zürich, den 29. Mai 1814.

Dicht am Rheinfalle bestieg ich einen kleinen Nachen, um nach Eglisau zu fahren. Es war eine angenehme, herrliche Fahrt! Pfeilschnell fuhr der schwankende Kahn über die krystallhellen, blaugrünen Wogen des Rheins dahin. An manchen Orten, auch mitten im Strome, fand ich, wenn es nicht eine optische Täuschung war, denselben sehr seicht. Durch die ungemeine Klarheit des

Wassers konnte man auf dem Grunde des Flusses jedes Steinchen von dem andern leicht unterscheiden, und da es so schnell darüber wegglitt, so schien es, als wenn diese Myriaden Kieselsteinchen auf einmal ein Wettrennen mit mir begonnen hätten. Sehr bald kam ich daher in Eglisau, einem kleinen, finstern Städtchen an, von wo ich mich über Bülach und Kloten zu Fuße nach Zürich begab. — Und da traf ich heute zu meiner großen Freude meinen lieben Freund S* von Regensburg, — mit welchem ich nun, nach längst getroffener Abrede, eine Fußreise durch die ganze Schweiz machen werde. — Was ich so sehr gewünscht, auf was ich mich so lange gefreut — es liegt nun in naher Erfüllung vor mir. Sage man mir noch einmal, daß die Welt nicht schön ist — daß sie freudenlos wäre! — man darf nur ein Bischen genügsam sein, und die größten Freuden sind überall da. Ein wenig Leiden manchmal schaden nicht so sehr, sie erhöhen sogar wieder die Freuden. Die Dinge auf unserm Planeten sind nun einmal so eingerichtet, daß man, um des Lichtes zu genießen, nothwendig des Schattens bedarf. Freilich wird manchmal der Schatten zu dicht, und ich möchte nicht behaupten, daß man sich unter allen Umständen glücklich fühlen kann; dies vermag selbst der Weiseste nicht. Ich gehe noch weiter als Wieland. — Man braucht sich eben nicht im glühenden Bauche des Ochsen des Phalaris zu befinden, um verstimmt zu werden — ein tüchtiges Zahnleiden u. s. w. ist schon hinreichend dazu.

Incidit in Scyllam,
Qui vult vitare Charybdim.

Zürich, den 30. Mai 1814.

Da haben wir die Bescheerung! — Die Leiden sind nicht ausgeblieben, und waren, wie gewöhnlich, selbst geschaffen. Ich kann hiemit nicht umhin, eine kleine Historia einzuschalten, wie durch einen unbedachten Spaß von mir und meinem werthen Freunde so viel Anlaß zu spätern Berichtigungen gegeben wurde.

Kurz nachdem wir uns in Zürich wieder gefunden, beschloßen wir, noch denselben Abend den nahen Uetliberg (1521 Fuß über dem Zürchersee und 2800 über dem Meer) zu besteigen. Wir gingen irre, kamen also spät auf der Höhe an — doch waren wir noch vorher so glücklich, die wunderschöne Gegend im Reiz der Abendbeleuchtung betrachten zu können. In herrlichem Panorama lag Zürich und der schöne See vor uns und den Stand des Gemäldes begränzten die hohen Firnen des Sentis[1]), des Camors[2]), des Glärnisch[3]), des Tödi[4]) der sogenannten 7 Kurfürsten, des merkwürdigen Galanda[5]), des in sanften Terrassen sich erhebenden Rigis, des steilen Pilatus — dann der furchtbaren Colossen aus dem Berner Oberlande,

[1]) 7594 Fuß über dem Meer. [2]) 5292 Fuß ü. d. M. [3]) 8925 Fuß ü. d. M. [4]) 11,111 Fuß ü. d. M. [5]) 8640 Fuß ü. d. M.

als der Jungfrau, des Finsteraarhorns, des Schreckhorns, des Eigers, des Wetterhorns, des Mönchs u. s. w.

Doch von der Beschreibung eines so außerordentlichen Gemäldes ist hier nicht die Rede. — Bei sinkender Nacht gingen wir wieder zurück, und verirrten uns abermals, so daß wir erst nach Mitternacht vor den Thoren Zürichs anlangten. Natürlich wollten wir zu einem derselben hineingehen; wie groß aber war unsere Verwunderung, als uns die Schildwache — sehr unsanft mit der Bemerkung zurückwies, daß man um diese Zeit nicht mehr in die Stadt eingehe. Wir gaben eine Menge warum? weßhalb? rc. von uns; allein ein republikanischer Soldat läßt sich dießfalls so wenig in Erklärungen ein, wie ein Janitschar, und so sahen wir uns bald genöthigt, wieder umzukehren.

Es war uns freilich nur Zürich verschlossen, die ganze übrige Welt aber offen — dennoch hätten wir jetzt Zürich der ganzen Welt vorgezogen, denn von den Alpen herab wehte eine empfindlich kalte Luft; auch wußten wir nicht, wo wir die Nacht hinbringen sollten. — Wie ein Hoffnungsstern leuchtete in einem nahen Häuschen ein kleines Licht uns entgegen. Wir klopften an — es wurde aufgethan — welch' ein namenloses Glück! es war eine Weinschenke. Wir konnten über Nacht bleiben, wenn wir schon kein Bett erhielten. — Wer wird aber auch Alles haben wollen? Wir ließen uns von dem herrlichen Gewächs des 11r Weines bringen und Alles wäre bisher gut gegangen, wenn ich nicht den unseligen Einfall ge-

habt hätte, mein Portefeuille aus der Tasche zu ziehen, und an einen bereits vollendeten Brief an meinen Freund N. N. in A. (datiert aus Schaffhausen) aus langer Weile folgendes verhängnißvolle Postscriptum zu machen. — „Wir leben jetzt mitten in der republikanischen Schweiz, „und sehen also die Freiheit ganz in der Nähe. Aber, „o Freund! wer sollte es glauben, daß es ihr, der gött„lichen, ebenso geht, wie so viel anderen Dingen in der „Natur — sie sieht in der Ferne schöner aus, als in der „Nähe! — Die Nähe war für diesmal das Thor der „ganz freien Stadt Zürich, welches ich sogar mit meiner „Nase berührte, da die Nacht wirklich stockfinster gewe„sen. — Es war mir jedoch nicht um eine bloße Beta„stung zu thun — ich wollte in die Stadt hineingehen. „Wer malt aber mein Erstaunen, als ein freier Bür„ger der Stadt mir diese kleine Freiheit versagte. Bei „Nacht und Nebel vor derselben kampiren? Unmöglich, „es war zu kalt. Die Noth macht erfinderisch. Da „hatte mein guter Freund S. den genialen Gedanken, „um eingelassen zu werden, sich für einen Courrier aus„zugeben. Und siehe da, wie durch Zauberei fiel die „Zugbrücke herab, und wir wandelten ungenirt hinü„ber—ungenirt aber nur bis über die Brücke. „„Ein Cour„rier zu Fuße?““ murmelte argwöhnisch der uns begleitende „Soldat. „„Wo sind seine Depeschen?““ fragte er inqui„sitorisch weiter. — Mein guter Freund versicherte, daß „er ein Courrier ohne Depeschen wäre. Ach! dieß war

„sein Untergang! Der Soldat, der noch nie einen Cour„rier ohne Depeschen gesehen, both ihm sehr unhöflich sei„nen Arm, und führte ihn auf die Hauptwache. — Was „hier vorgefallen, verschweigt die Geschichte.“ — Unter diesen Brief, der natürlich eine bloße Erdichtung war, machte mein Freund ein **P. S.** mit folgenden wenigen, aber inhaltsschweren Worten:

„Nicht mir, sondern meinem Freunde **B.** ist solches „geschehen, der noch oben drein u. s. w.“

Anmerkung vom Jahre 1843.

Wir lachten über unsere spaßhafte Erfindung, siegelten den Brief und waren thöricht genug, ihn auf die Post zu geben, ohne auch nur im mindesten an Berechnung der Folgen zu denken. Und was war die Folge? N. N. theilte unsern Brief seinem Vater mit, der denselben wieder in einer Gesellschaft vorlas, und so geschah es, daß in weniger denn 8 Tagen unsere Ironie über die Freiheit (für Wahrheit ausgegeben, wie es so oft geschieht) in der ganzen Stadt A. als eine sich wirklich ereignete Geschichte überall erzählt wurde.

Was war die abermalige Folge? Einige lachten, Andere wiederum weinten über unser vermeintliches Unglück. Jeder aber zweifelte nicht im Mindesten an der Wahrheit der Sache. Wir erhielten bald Beileids-Briefe aus Ost und West. Nach Jahren noch, als wir in die

Heimat zurückgekehrt waren, befragte man uns theilnehmend um die näheren Details der „Schaffhauser Geschichte", ja sogar jetzt noch und vergebens sind unsere Protestationen und heiligen Betheurungen, daß weder die Annalen Zürich's, noch Schaffhausen's jemals einen solchen Fall nachgewiesen haben. — Und dieß alles zogen wir uns durch einen unbedachten Spaß und einfältige Improvisation zu. O unvorsichtige Jugend!

Zürich, den 2. Juni 1814.

Zürich liegt unter dem 47° nördlicher Breite, und unter dem 26° der Länge, 1279 Fuß über dem Meer, an den Ufern der Limmat, über welche mehrere Brücken führen. Diese nimmt die Sihl auf, die an der Abendseite der Stadt vorbeifließt. Zur Zeit der Römer stand hier ein Ort, Namens Thuricum, wie aus einer alten Handschrift erhellt, die noch in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Im 5. Jahrhunderte zerstörten die Allemannen die Stadt, welche aber bald wieder aufgebaut wurde. Im 7. Jahrhundert führte man hier das Christenthum ein; unter Karl dem Großen wurde das Münster gebaut, auf dessen einem Thurme er noch in sitzender Stellung sehr possirlich zu schauen ist. Anno 1519 fing Ulrich Zwingli sein großes Werk der Reformation an.

Und somit habe ich Zürich geographisch und historisch beschrieben. Mehr kann man nicht wohl verlangen, da ich mich zu solchen Beschreibungen gar nicht verbindlich

gemacht. — Mit Zürich habe ich zugleich alle übrigen Städte der Schweiz beschrieben. In den Büchern der Touristen finden sich genau und mit leichter Mühe alle diese Sachen, die zum großen Theile wieder aus „Ebels Anleitung, die Schweiz zu bereisen“ (ein vortreffliches Handbuch) ausgezogen sind.

Könnte ich wählen! Zürich wäre mein beständiger Aufenthalt, — wenn schon die Stadt sehr altmodisch darein sieht. Allein ihre Umgebungen sind paradiesisch und ein herzensguter Menschenschlag bewohnt sie. Mit einem Worte — ich befinde mich hier sehr wohl, darum bin ich schon 8 Tage da. Abends besuche ich mit unserem Freunde gewöhnlich ein Wirthshaus am Uetliberg, oder wir gehen auf das Bürgli (welche treuherzige Schweizerausdrücke!), wo wir dann mitunter mancher schönen „Grüas Sie“ und „B'hüt Sie“ (freundlicher Gruß der hiesigen Mädchen und Frauen) begegnen. Das Bürgli ist gar romantisch gelegen; wir trinken da unser Gläschen Wein, und schauen herab auf den wundervollen, mit so vielen Schiffen belebten See. Hier ist schon ein ganz anderes Leben, wie am Bodensee; eine bei weitem höhere Cultur — und Alles mehr bewohnt. Ein Landhaus, ein Dorf und Städtchen reiht sich an das andere; das ganze Gestade des Sees scheint von einer einzigen unermeßlichen Stadt eingefaßt zu sein. Dieß Gemälde bildet ein ungemein belebtes Ganze. Einmal fuhren wir sogar mit zwei niedlichen „B'hüt Sie's“ auf dem See spazieren. Fürchte nichts, o

Freundin! es sind nur gute Bekanntinnen meines Freundes. Zur Steuer der Wahrheit muß ich aber doch bekennen, daß es gar naive, freundliche Geschöpfe waren, deren angenehmer Provinzialismus mich sehr ansprach. Ich weiß mich nicht recht auszudrücken; in dem Munde der Frauen klingt der Provinzialismus dieses Landes gar so lieblich, es liegt in demselben eine ganz eigenthümliche Herzlichkeit und Unschuld und so tönt hier, wie ich sagen möchte, die Sprache der Frauenwelt wie ein harmonischer Gesang der Engel. — Aber, wie gesagt, fürchte nichts, o Freundin! — weiter gehen mich diese freundlichen „Grüas Sie's", „B'hüt Sie's" nichts an — wie solche meinem Freunde gefallen, habe ich nicht zu untersuchen; mir aber ist, wie man hier sich zu Lande ausdrückt, „Alles präcis glich." Im übrigen werde ich hart von Zürich scheiden. Auch mit meinem Gasthause bin ich zufrieden, denn da bin ich gut und billig gehalten. Es gibt hier aber auch theure Gasthöfe, z. B. das benachbarte Hotel: da hängt ein großes blankes Schwert am Giebel des Daches hinab. Ich laß es aber über mir hängen, und wenn ich unter demselben durchgehe, so getraue ich mir so wenig, die Achseln zu lüpfen, wie einst Demosthenes unter dem seinigen.*)

---

*) Die Zeiten haben sich geändert; dieser Gasthof ist nicht mehr der erste, und man logirt jetzt in demselben so billig wie in den andern.

Lachen, den 3. Juni 1814.

Endlich verließen wir Zürich! Es gab eine gute Gelegenheit, nach Stäfa zu fahren. Bei sehr ungünstigem Wind und Wetter fuhren wir ab, so daß wir anfangs genöthigt waren, längs dem östlichen Ufer des Sees fortzusegeln, und daher den Genuß von dem westlichen nur sehr beschränkt hatten — doch hellte sich glücklicher Weise der Horizont bald wieder auf, und so kamen wir, an den schönen Dörfern Zollikon, Küsnacht, Erlenbach, Herrliberg, Meilen, Männedorf vorüber, am Abend nach Stäfa, wo wir die Nacht zubrachten. Schon um 3 Uhr des andern Morgens giengen wir wieder zu Schiffe, um nach Lachen überzufahren. Es war ein herrlicher Tag. Des Morgens Stille so feierlich. Noch war Luna nicht von dem Horizont geschieden, als schon Aurora prächtiger als je über die anmuthigen grünen Hügel jenseits des Sees am reinen Blau des Himmels heraufzog und die fernen beschneiten Gipfel der Glarner, Urner und Schwyzer Berge herrlich beleuchtete. — O! schmerzliches Bewußtsein, so etwas nicht beschreiben zu können.

Jetzt also geht es in das Innere der Schweiz und bald wird mir das erhabene und so sehr ersehnte Schauspiel, die höchsten Berge ganz in der Nähe zu sehen, zu Theil werden.

Schnell war eine große Gesellschaft im Schiffe versammelt. — Und wir fuhren an der Insel Ufnau (wo unser

theurer Landsmann Ulrich von Hutten begraben liegt) vorüber. Diese Insel präsentirt sich sehr malerisch. Außer dem Hause eines Pächters und einem kleinen Lusthäuschen befindet sich auf derselben noch eine Kirche und Kapelle, in welch letzterer wahrscheinlich die Ueberreste des großen und tugendhaften deutschen Helden ruhen, der, nachdem ihn sein Vaterland ausgestoßen, hier ein friedliches Asyl fand.*) Drei volle Jahrhunderte sind seitdem verflossen. Gott s. D. die Verhältnisse haben sich inzwischen verändert! Bereits verbrennt man schon keine Hexen mehr, und höchstens könnte der gute Hutten noch einige epistolas obscurorum virorum schreiben. Gerne wären wir für einige Augenblicke ausgestiegen; allein das Schiff war etwas von dem Ufer entfernt, und unsere Reisegefährten, ach! abermals Wallfahrter — nicht geneigt, den Lauf des Schiffes zu verzögern; so konnten wir also den Manen Huttens nur die herzlichen Worte des Dichters zurufen:

„Hohheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel,
„Eines Weltgebieters stolze Scheitel
„Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
„Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!“

Matthisson.

---

*) Hutten starb im August des Jahres 1523. Das Ausführlichste hat Wagenseil über ihn geschrieben.

„Begreifet,
„Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
„Gut handeln ist, wie gern der schlaffste Mensch
„Andächtig schwärmt, um nur gut handeln
nicht zu dürfen!“
Lessing.

Einsiedeln, den 4. Juni 1814.

O unvermeidliches Schicksal! Ich bin schon wieder unter Wallfahrter gerathen. — Da mir keine andere Wahl blieb, so beschloß ich, mich in mein Schicksal zu ergeben, und am Ende die Tour nach Maria-Einsiedeln mitzumachen. Als wir in Lachen ausgestiegen, reihten wir uns daher getrost an einen langen schmalen Schweif von Gläubigen, die eben den Etzel bestiegen, und so mag unsere Colonne von der Ferne sich ungefähr wie ein Zug von Schneegänsen ausgenommen haben. Daß ich aber unsern Begleitern nicht Unrecht thue, sie sind die besten Menschen von der Welt, und es war mit ihnen sehr gut auszukommen. Als größere und kleinere Sünder zeigten sie sich schon im Gefühle ihrer Schuld in Allem, was nicht gegen ihren Glauben war, äußerst zuvorkommend —; nichts als Demuth — Demuth — und Demuth, gerade so, wie es der heilige Augustin verlangt. Da trippelte vor mir her ein altes Mütterchen, welches mühsam — den schweren Bündel ihrer Kleider auf dem Rücken — sich den

Berg hinaufschleppte; — wahrlich, sie kam mir vor wie Sisyphus, welcher den Stein ewig auf den Felsen hinaufwälzen muß. Die gute Frau reiste weit her, bis aus den Voghesen! Was mochte sie wohl verschuldet haben? Sie hat jedenfalls an diesem Berge viele — wo nicht alle ihre Sünden abgebüßt!

Ehe wir auf den Etzel kamen, der nach Einsiedeln führt, mußten wir über den Bötzberg; doch ist der Weg nicht zu steil, und man kann von Lachen bequem in 2 Stunden auf den Etzel gelangen. Dort angekommen stießen wir auf eine Kapelle des heiligen Meinrad und ein Wirthshaus — beide in einer göttlichen Lage, denn von hier aus sahen wir nicht nur einen großen Theil des reizenden Züricher Sees, mit der nahen lieblichen Insel Ufnau, sondern auch den Greiffen- und Pfäffikersee, sowie einen Theil der Kantone Zürich, Schwyz, Glarus und St. Gallen. Als wir uns umdrehten, erblickten wir die Abtei Einsiedeln, hinter welcher sich der nahe Schwyzerhacken und die Mythen mit ihren imposanten, schroffen Felswänden erheben. Unser Auge blieb von diesem majestätischen Anblick gefesselt. Welch' furchtbare Pyramiden! — jene von Egypten können nur Kartenhäuser dagegen sein! Und dann die sonderbaren gigantischen Formen dieser Berge! Noch nichts hat bisher einen solch' imponirenden Eindruck auf mich gemacht, als der Anblick dieser schauervollen, wild abgerissenen Fels-Nadeln, welche noch immer in ihrer drohenden Gestalt

vor dem Gebilde meiner Phantasie stehen. Kam es mir doch gerade so vor, als wenn erst gestern die Sündfluth hier vorübergegangen und die ungeheuern Massen von Schlamm in diesen wildgeformten Zacken zurückgelassen, oder hier die Titanen gehaust hätten, welche den Himmel stürmen wollten.

Vom Etzel abwärts geht die Straße meistens vor schlechten Hütten vorbei bis an die Sihl, über welche eine schöne steinerne Brücke führt. Nachdem wir diese Brücke verlassen, kamen wir durch einen Wald, und gelangten endlich über eine ziemlich lange Wiese zu dem berühmten Benedictinerkloster (und nach Loretto größten Wallfahrtsort in Europa) „Maria Einsiedeln“.

Ich suchte eine Beschreibung davon zu bekommen, welche ich bald erhielt, und daraus sah, daß der heilige Konrad im Jahre 948 die Kirche einweihte. Als er eben die Ceremonie der Einweihung vornehmen wollte, wurde solche von einer Stimme vom Himmel mit den Worten unterbrochen:

„Cessez, cessez, mon frère, la chapelle a été divinement consacrée!“

Wie, ist denn die himmlische Hofsprache ebenfalls die französische? —

Daß die Wallfahrter von weiten Fernen hieher kommen, ist bekannt, und ebenso, daß hier eine Menge Wunder geschehen. —

„J'apperçois Dieu partout dans ses oeuvres, je „le sens en moi, je le vois tout autour de moi, „mais sitôt que je veux le contempler en lui-„même, sitôt que je veux chercher, où il est, ce „qu'il est, quelle est sa substance, il m'échappe „et mon esprit troublé n'apperçoit plus rien.“ —

Rousseau.

Den 5. Juni.

Soll ich denn mit meinen Freunden umsonst nach Maria E. gewandert sein, ohne einen guten Gedanken hervorzubringen? Dieß wäre nicht recht. Ich lasse meinen guten Wallfahrtern alle ihre schönsten Wunder. — Man lasse mir dafür die meinigen. Was ist denn ein Wunder? Ich will es versuchen, eine Definition davon zu geben: Ein kleines Samenkorn, welches man in die Erde wirft, welches darin erstirbt, und aus dem nach Jahren ein majestätischer Baum hervorgeht, ist — kein Wunder. —

Der Baum mit seinen Blüthen, seinen Früchten und den Tausenden seiner Blätter, und so viele andere Dinge, sind ebenfalls keine Wunder, sondern alltägliche Erscheinungen. Wenn aber dieser Baum, welchen ich hier vor mir schaue, plötzlich auf der Wiese herumtanzen würde — dann wäre es freilich ein Wunder. Würde er Jahre lang herumtanzen, so wäre es schon kein Wunder mehr.

Wunder sind folgende Dinge: —

Der heilige Meinrad, Graf von Hohenzollern, erbaute

das Kloster. Er wurde von zwei Menschen hintergangen, denen er Gutes that (was aber kein Wunder ist und mir selbst jederzeit regelmäßig passirt). Die Bösewichte ermordeten ihn. Nun war er ein Heiliger, denn sein Körper gab plötzlich einen himmlischen Geruch von sich, der die ganze Gegend parfümierte.

Dieß ist ein Wunder, weil andere Menschen, und selbst die solidesten, nach ihrem Tode nichts weniger als ein Parfüm sind. Ein Wunder ist ferner, daß die Mörder von zwei Raben verrathen wurden, die der Heilige ernährte; daß sie die Bösewichte bis nach Zürich in's Wirthshaus verfolgten und dieselben nicht eher verließen, als bis sie ihre That bekannten. — Wer will an der Wahrheit dieser Wunder zweifeln? Das Wirthshaus, wo dieß geschehen, existirt ja noch heut zu Tage, und führt noch denselben Schild „zum Raben“, den es damals angenommen.

Ich glaube sogar an mehr Wunder, als die Wundergläubigen selbst; — denn alles, was ich um mich her sehe, halte ich für Wunder, — die Wundergläubigen selbst nicht ausgenommen. Ist es nicht sonderbar, daß sie meine Wunder, die ihnen täglich vor Augen gestellt sind, nicht erblicken, während ich an die ihrigen glauben soll, die sie selbst niemals gesehen haben? —

Welch ein Wunder — schon der bloße Gedanke, daß der Mensch ihn sogleich auszusprechen vermag. Vergebens sucht er nach dem Geiste zu tappen, welcher durch das feine Gebilde der Nerven, aus dem Gehirn zur Zunge

eilt, und ausspricht der Seele tiefste Gedanken! Doch sind dieß nur Wunder, welche man nicht sieht, wie ich sagen möchte „moralische Wunder.“ — Ein größeres dürfte wohl sein, daß die Erde rund ist, und wir doch nicht aus derselben heraus in das Universum fallen; daß sie nach 365 Tagen ihres Laufes um die Sonne pünktlich auf die Minute wieder da eintrifft, wo sie fortgerollt; daß ihr Ball frei im Raume mit Blitzes Schnelligkeit einherschwebt. Und mit welchem Gewichte! Betrachtet man nur die Schwere eines einzigen Berges, der, wenn er umfallen würde, Tausende von Menschen (welche hohe Idee sie auch von sich haben möchten) wie Brei erdrücken würde! Wenn man ferner betrachtet, wie ganze Reihen solcher Berge auf dem unermeßlichen Rücken des Planeten hinlaufen, so führen diese Betrachtungen auf räthselvolle Wunder, gegen welche diejenigen von Maria Einsiedeln offenbare Kleinigkeiten sind. Und doch sind diese Wunder noch keineswegs die größten, von denen wir Kenntniß haben. Die Erde mit ihrem außerordentlichen Gewichte ist nur einer der kleinsten Planeten in unserm Sonnensystem. — Jupiter ist über 1200 mal größer, und dann die Alles belebende Sonne, die in geheimnißvoller Macht mitten in dem erhabenen Zirkel der Planeten flammt — sie ist so groß, daß man eine Million und 300,000 solcher Erdkörper wie der unsrige daraus bilden könnte. — Und sie ist keineswegs die einzige Sonne im Raume (von dessen Größe die Menschen sich nie einen Begriff machen werden, da

er die Ewigkeit ist); unzählige andere Sonnen (Herschel schlägt blos die Zahl jener, die er noch entdecken konnte — die höchst merkwürdigen Doppelsterne nicht gerechnet — auf 70,000 — an!) wandeln noch mit ihr in diesem unermeßlichen Raume umher. —

Und ein so erstaunliches Uhrwerk sollte sich selbst gebildet haben? Unmöglich! — Da saß einmal an seinem Tische ein großer Mathematiker und berechnete zuvor weislich, wie sie umher rollen können, diese ungeheuren Massen, ohne sich in ihrem Laufe zu zerstören. Frage mich niemand nach dem Namen des großen Mathematikers und dem Schöpfer aller dieser Wunder — hier ist ein dichter Schleier vorgezogen; ich wage nicht, weiter zu sprechen in einer Sache, wo aller Verstand der Weisen aufhört — und das unendliche Reich der Hypothesen anfängt.

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
„Erblickt oft in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Schiller.

Den 6. Juni.

Und diesen Gott so unendlicher Wunder wollten die Menschen mit ihren Augen sehen, mit Händen nach ihm tappen? Der gute Moses! ich glaube es ihm auf's Wort, daß für Sterbliche der Anblick Jehova's ein verzehrendes Feuer sein muß, daß der Dornbusch plötzlich in lichten

Flammen stund, daß er betäubt zur Erde hinfiel und den Anblick des Unerschaffenen nicht zu ertragen vermochte. Gott und der Mensch! Dieß sind zu heterogene Dinge, als daß sie Arm in Arm auf den Planeten mit einander herumwandeln könnten. Doch hat sich der Gott ihnen zu schauen gegeben und geoffenbaret in nah und fernem Abglanze oder Spiegeln, wo sie sein Bild eher zu ertragen vermochten, nemlich in der Natur, von der sie selbst einen wesentlichen Theil bilden. Aber wo sie ihren Gott stets erblicken und noch täglich vor sich sehen können, da suchen sie ihn nicht! — Am willkommensten wäre er ihnen immer als ein Taschenspieler mit pikanten Wundern aus dem Stegreife — denn der Gott in dem Menschen ist ihnen nun einmal ein ganz unbekannter Gott. Gäbe der Himmel, daß sie den Gott einst in ihres Gleichen entdecken möchten; dann würde auf dem Planeten nicht mehr so viel des Bösen geschehen. So glaubt man dieses Böse immer nur dem Paul oder dem Peter zu erweisen, bei welchen es eben nicht so viel zu bedeuten habe. Eine ganz andere Gestalt hingegen würde die Sache gewinnen, wenn man nur die mindeste Idee hätte, das Böse Gott zuzufügen, der in dem Menschen ist. Dann möchten sie ihres Gleichen vielleicht einmal delikater behandeln. — Fürwahr, ich wüßte nicht, wie ich sonst Gottes Ebenbild mit eigenen Augen schauen könnte, da man nun einmal Gott selbst nicht sehen kann. Daß in deinem Bruder der Herr des Himmels wohnt, magst du schon daraus ersehen, wenn

du bei einer unverdienten Beleidigung, die du ihm zugefügt, ihm nicht in's freie Auge zu schauen vermagst — jetzt noch unbewußt und instinktmäßig das Höhere in dem Menschen ahnend. — Einst gab es eine Zeit, wo sich in der Person eines einzigen Menschen die Gottheit mehr verbreitete, oder — wie man will — mehr concentrirte. Wie? sollte es dem Gotte, der den Sirius geschaffen, nicht möglich gewesen sein, incognito seinem kleinen Planeten einen Besuch zu machen? Und wie konnte er denn anders kommen als incognito? geblendet von den göttlichen Strahlen und dem Alles verzehrenden Feuer seiner Augen, würden ja die armen Sterblichen seinen Anblick nicht zu ertragen vermocht haben. Wer will es unnatürlich finden, wenn die Knechte des Hohenpriesters, die den Sohn Gottes ergreifen wollten — zur Stelle vor ihm hinfielen, als er mit Accent aussprach: „Ich bin es, den ihr sucht!" — Das war denn eine Zeit, wo es der Wunder viele gab. Aber leider hat man das schönste nicht gesehen und nicht verstanden. Der Gott kam in sein Eigenthum, aber die Seinen erkannten ihn nicht. Christus sagte es den Menschen selbst, daß er Gottes Sohn wäre und sie seine Brüder; allein niemand wollte es ihm glauben, und kein Wunder war groß genug, den Juden diese Idee begreiflich zu machen. Sie nannten ihn vielmehr darum einen Gotteslästerer. Wenn sie nicht so sehr im Irrthum gewesen wären, hätte man sogar ihre Weigerung für Bescheidenheit auslegen können; so aber glaubten sie den Gott des

Himmels und der Erde gegen diesen Christus in Schutz nehmen zu müssen; denn wie leicht hätte Gott eifersüchtig werden können, wie ihres Gleichen! Wenn ich später ausführlich von der christlichen Religion im Allgemeinen sprechen werde — will ich auf diesen Satz wieder zurückkommen. Hiemit nur, was den Wunderglauben tangiert. Ein einfacher kindlicher Glaube aber vermag ohne Mühe zu begreifen, wie leicht es dem Bildner des Universums möglich war und ist, seinen Geschöpfen zu erscheinen; wie unschwer, den unfruchtbaren Feigenbaum verdorren zu heißen (im Vorbeigehen gesagt — eine verhängnißvolle Allegorie!) und mit der Consequenz eines Gottes trotz der furchtbarsten Marter, die er von so unnatürlichen Brüdern erleiden mußte, ein alle Naturwunder übertreffendes Erlösungswerk auszuführen, das nicht nur die übrigen Wunder, so wie alle Opfer und Osterlämmer weit hinter sich läßt, sondern auch ziemlich über den Verstand unserer Weisen geht! —

Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, ächten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte!
Lessing.

Den 7. Juni.

Rund heraus gesprochen: Ja! ich glaube an Wunder und an Wunder der Schrift. Nur durch ein Wunder kam ihre unübertreffliche Moral von des Himmels edelster Höhe zu der Erde herab, denn diese ist wahrlich sehr unschuldig an der Erfindung einer so tiefen Idee von uneigennütziger Liebe. Nur ein Gott konnte sie predigen und so großmüthig für Feinde sterben, die wir im Grunde genommen doch sämmtlich sind. Auf die übrigen Wunder legte der große Wundermann eben kein so besonderes Gewicht, ja sie waren ihm sogar manchmal zuwider. Als ihn einmal die Pharisäer baten, daß er ihnen ein Mirakel zum besten geben möchte, erklärte er denselben so unverholen, daß er kein Escamoteur wäre, und sie kein anderes Wunder als dasjenige des Propheten Jonas erleben würden. Man weiß, daß er in seiner Prophezeiung Wort gehalten! Und da er selbst so wenig auf Wunder hielt, warum sollten wir sie als Hauptsache betrachten? ja ich meine sogar, daß man ein treuer Freund und guter Fa=

milienvater sein kann, ohne buchstäblich zu glauben, daß Elias in einem feurigen Wagen gen Himmel fuhr, und die Mauern von Jericho mit Posaunen umgeblasen worden sind.

„Die Welt vermag vor lauter Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht zu erkennen."

Der rationelle Apostel.

Den 8. Juni 1814.

Man kann sich nicht genug erklären, reservieren u. s. w. Daß man mich also ja recht wohl verstehe. Ich glaube, die Sache verhält sich so: Daß Elias in einem feurigen Wagen, von unserm irdischen Wagner, Schmied und Sattler verfertigt, mit irdischen Pferden in die Wolken hinauf gefahren, — ist nicht wohl anzunehmen. Diejenigen Personen, welche Zeugen seiner Entrückung von der Erde waren, wußten aber in ihrer so unentwickelten Sprache die Form der gesehenen Erscheinung nicht anders auszudrücken. Damals, wo die Sprache noch in ihrer Kindheit lag, kann man nach ganz natürlichen Begriffen gut annehmen, daß die Gottheit den Propheten mit übernatürlichen Kräften und Erscheinungen zum Beweise der Wahrheit ihrer Lehre zu Hülfe kommen mußte — nämlich mit sogenannten Wundern. Ich meine, die Sache ist so ziemlich erschöpft. Man kann nämlich in unserer Zeit, die freilich noch lange nicht die aufgeklärteste ist, wo aber

die Sprache an Umfang und Tiefe immerhin einen unläugbar mächtigen Fortschritt gemacht hat, und der allgemeine Bildungsgang der Welt, im Vergleich der Unwissenheit der damaligen Zeiten, allerdings merklich weiter gerückt ist — billigerweise keine Wunder mehr verlangen. Wir sehen nicht mehr mit den Augen unserer Väter*) in die schöne Schöpfung, wie ich sagen möchte — mit fast thierischen Augen; was wir um uns schauen, stellt sich unsern erstaunten Blicken nun alles als Wunder dar, und alle unsere Umgebungen lösen sich in den räthselvollsten Erscheinungen auf. Nur die Zurückgebliebenen im Geiste verlangen noch ihre Mirakel. Wäre es aber nicht ein eben so zurückgebliebener Geist, wenn man alles Ernstes selbst auf rationelle Weise versuchen wollte, die alten Wunder der Schrift in Abrede zu stellen und dem so befangenen Wissen der menschlichen Kritik zur Untersuchung zu übergeben? Ich wüßte wahrlich nicht, auf welche Rechnung ein solcher Versuch zu schreiben wäre, die Philosophen würden durch ihn nicht belehrt, und ihre Gegner nicht bekehrt. Da wir im Grunde von überirdischen Dingen doch nichts wissen, und es zwischen Himmel und Erde, wie der große englische Dichter sagt, gar viele Dinge giebt, wovon sich unsere Gelehrten nichts träumen lassen,

*) Einzelne Ausnahmen beweisen nichts. Sokrates und Plato sahen freilich recht helle, allein gegen das große allgemeine Dunkel — verschwinden immer die einzelnen Lichter.

so kann man wohl so Manches nicht absprechen, was die Schwachen glauben. Ich müßte einen solchen bestimmten Versuch für eine wahre Herausforderung unbekannter höherer Kräfte betrachten, gegen welche der eitle Mensch, des so ungleichen Kampfes wegen, mehr komisch als kämpfend dastehen würde. — Und was wären denn eigentlich die großen Ergebnisse, die aus einem Siege über den Wunderglauben hervorgehen könnten? So manches gute, doch schwache Familienhaupt hat ja das ganze Gebäude seiner religiösen Meinung (man darf dieß für sicher annehmen) auf denselben gestützt. Ihm die Wunder der Schrift als optische Täuschung und Hintergehung hinzustellen, wäre kein geringes Übel; denn mit der puren Nebensache würde der unglückliche Neugläubige sehr möglich auch der schönen Moral seiner alten Religion den Abschied geben. Was ich hier sage, sage ich nicht aus mir selbst. Die größte moralische Autorität, welche die Erde aufzuweisen vermag, hat sich längst klar hierüber ausgesprochen, — sie will nicht, daß man die Schwachen ärgere, und hat den Worten ihrer dießfalls deutlich manifestierten Idee noch einen sehr scharfen Accent beigelegt.

„Ihr seid Tempel des lebendigen Gottes;
„Gott spricht: in ihnen will ich wohnen,
„in ihnen will ich wandeln!“ —

Moses.

Den 9. Juni 1814.

Aber wenn die Schwachen gar zu schwach sind? Man hat davon Beispiele! Kann man wohl sagen, daß Christus die Schwachen geärgert, wenn er den Pharisäern die Wahrheit sagte? Die Pharisäer waren mehr als schwach — sie waren boshaft, und wohl verdient nannte sie Christus Heuchler und Ottergezüchte. Daß er selbst ein Tempel Gottes sei, wollten sie nicht begreifen, und als er davon sprach, denselben in drei Tagen niederreißen und wieder aufbauen zu wollen — nahmen sie komisch genug Partei für ihren goldenen Tempel Salomons. Christus konnte kein Wort von sich geben, welches sie ihm nicht zur Stelle verdrehten. Wer möchte wohl sagen, daß Daniel die Schwachen ärgerte, wenn er behauptete, daß diejenigen Figuren, auf deren Nasen sich die Schwalben setzen können, keine Götter wären? Man sieht also, daß zwischen Schwachen und Schwachen, wie zwischen Wundern und Wundern, ein Unterschied ist. — Und die wirklich Schwachen, warum sollten wir sie nicht tragen, da die größte Autorität des Herzens und Verstandes so viel Nachsicht mit ihnen trug? Ach! was wir uns auch einbilden möchten, wir sind sie selbst, diese Schwachen! —

Ob dann der Esel von Bileam einst wirklich gesprochen oder nicht, welcher vernünftige Mensch möchte dies rationell untersuchen wollen, und welcher wahrhaft Fromme in Gewissensscrupel darüber gerathen können? Ganz andere Dinge sind es, die sie kümmern. Nach meinem Glauben bedaure ich blos, daß der Gott in dem Menschen nach so vielen Jahrtausenden nur so wenig Platz gewinnen konnte!!

Glarus, den 12. Juni 1814.

Ich bin froh, daß ich kein Tourist bin — denn sonst müßte ich Rechenschaft geben, wie ich plötzlich von Einsiedeln hieher — nach Glarus gekommen. Es wäre keine Kleinigkeit, zu beschreiben, welche Eindrücke die Alpenwelt auf mich gemacht, wie dieses sanfte Grün der Matten in unbeschreiblicher Lieblichkeit sich bis zum Glärnisch hinzieht — wie diese Berge rund um mich her benannt werden u. s. w. Alles dieses zu beschreiben, wäre sehr schwer, zuweilen auch sogar unmöglich; also schätze ich es für ein wahres Glück, dieser Arbeit überhoben zu sein. —

Aber ein Glück ist auch unser guter Wirth in Glarus, ein wahrer Biedermann. Er lebt ganz für uns und — wie wir es beschwören können — nicht von uns; und wir sind doch nur Fußgänger, also bei uns zu Lande Menschen keiner Beachtung werth. Nachdem

uns der Gastgeber gut und anständig bewirthete, schlug er uns eine Promenade vor. — Es war die Promenade zum Galgen. **Honny soit, qui mal y pense!** — Am Anfange stutzten wir über den gemachten Vorschlag. Da er uns aber bewies, daß hier einer der schönsten Standpunkte um Glarus wäre, gaben wir alsobald nach und traten die Reise dahin an. Unser treuherziger Wirth hatte vollkommen Recht: Nirgends eine so schöne Übersicht als von hier aus. Wenn jemand gehenkt werden sollte und zu wählen hätte, wäre es hier wirklich am reizendsten. — Weniger interessant fanden wir eine Quelle, zu welcher uns unser Gastgeber auf sehr beschwerlichem Weg hinführte und die nichts anderes ist, als eben eine Quelle. — Da ich als Philosoph reise, so bin ich auch nicht verbunden, anzugeben, ob sie schwefelsaures Natron, Kohlenstoff-Säure, Jod oder dergleichen enthält. Denn anders reist der Philosoph, anders der Tourist, anders der Ökonom, anders der Chemiker ꝛc. Daß der Philosoph von allen diesen der Wichtigste ist, versteht sich von selbst. Daher interessirte mich insbesondere die Staatseinrichtung von Glarus. — Unser Wirth sagte mir, daß ein Rathsherr des Jahres 10 Batzen Besoldung hätte **per fas et nefas.** Wie viel ein pensionirter Rathsherr bekömmt, habe ich niemals erfragen können. —

Glarus, den 13. Juni 1814.

Ein sehr interessanter Ausflug, zu welchem uns unser Wirth heute engagirte, war der in das liebliche Klönthal. In zwei Stunden legten wir diesen Weg zurück, der zwar etwas steil und beschwerlich, doch sehr belohnend war. Im Dörfchen Riedern zeigte uns der freundliche Führer am Eingang des Thales ein Haus, in welchem Suwarof bei seinem Rückzuge verweilte. Überhaupt erzählen die Glarner von jener harten Zeit noch Vieles, und kaum sollte man glauben, daß in einem so armen Ländchen so bedeutende Armeen Nahrung finden konnten. Doch stille von den Armeen, ihren Durchzügen und großartigen Vagabondagen! Meine ganze Lebenszeit wurde ich bisher mit diesen saubern Dingen gequält. Schnell daher wieder zu meiner Reise. Der Weg steigt immer zwischen dem Glärnisch und dem Wiggis empor, wo in der Nähe der Straße die Lientsch in einem fürchterlichen Schlunde dahin rauscht. An den schroffen Abhängen des Glärnisch und des Wiggis sahen wir viele kleine grüne Plätze. Diese Stellen heißt man Bänder und arme Leute lassen sich mit Stricken und Leitern hinauf und dann wieder in die Klüfte hinab, wo sie mit wahrer Todesgefahr das Bischen Gras abmähen, welches auf diesen Abhängen wächst. Es schaut sich leicht hinauf zu den furchtbaren Höhen, aber auf ihnen herum zu klettern, bietet nicht geringe Schwierigkeiten dar. So erzählt man uns,

daß voriges Jahr der Gemsjäger Zwicki aus Mollis auf den Wiggis stieg, um zu jagen; als er beinahe die höchsten steilen Felszacken erreicht hatte, verrenkte er sich unglücklicher Weise den Fuß. Er konnte nicht mehr gehen. Um die nächste Sennhütte jenseits des Gipfels erreichen zu können, war er nun gezwungen, Jagdtasche und Flinte zurückzulassen und auf den Knieen weiter fortzurutschen. Schmerz und Hunger lähmten seine Kräfte, als er — die Sennhütte von ferne schon im Angesichte — gezwungen war, auf einem Felsstücke auszuruhen. Der Unglückliche vermochte nicht mehr weiter zu kommen, und mußte die Nacht hier zubringen — in welcher ein großer Schnee fiel. Ach, es war seine Todesnacht! — Denn erst das Jahr darauf wurde er von den Sennen entdeckt und als Mumie nach Mollis gebracht.

Im Verfolge unseres Weges kamen wir über einige Lawinen, die hier alle Jahre von den Bergen herabstürzen und große Verwüstungen anrichten. Plötzlich befanden wir uns auf einem Hügel, und hier hatten wir die schönste Aussicht auf eines der lieblichsten Thäler, in dessen Mitte der freundliche Alpensee liegt, umkränzt mit kolossalen Gebirgen, gegen welche das lachende Thal einen frappanten, jedoch reizenden Contrast bildet. Hier ist es, wo Geßner so oft lustwandelte und reichlichen Stoff zu seinen schönen Idyllen fand. Hart am Ufer, unter hohen Felsblöcken und äußerst schwer zu finden ist sein Denkmal, wohl mehr sehenswerth wegen den romantischen Fern-

sichten, die man hier von den Felsblöcken auf den grünen See und seine idyllischen Umgebungen genießt, als wegen dem Monumente selbst. Wir verweilten hier bis zum Abend. O welch ein schöner Abend!

Wie lieblich, wenn der Abendschein
Den stillen See bemalt,
Und in den thaubesprengten Hain
Durch Blüthenzweige strahlt;
O Pracht! wenn du der Berge Blau
Mit gold'nem Saume zierst,
Und wenn du dich in's matte Grau
Der Dämmerung verlierst!

v. Salis.

Den 14. Juni 1814.

Begleitet von unserm so freundlichen Adlerwirthe, traten wir die Reise durch das schöne Linthal nach Altorf an. Obgleich der Weg mitunter sehr beschwerlich ist, so glaube ich doch, daß er zu den genußreichsten der Schweiz gehört. Bei mehreren sehr interessanten Wasserfällen vorüber, als dem Sturz des Braunwalder und Diesthaler Baches, gelangten wir auf diesem Wege — mehrere sehr romantische Ruinen von Bergschlössern (sogenannte Twingburgen) aus dem 12. und 13. Jahrhundert gewahrend — nach Linthal. Dort im Wirthshause angekommen, verfolgten uns bis in die Stube

ganze Schaaren von Bettlern; denn die Bettelei florirt hier noch weit stärker wie in Einsiedlen. Die Krüppel legten, um unsere Barmherzigkeit zu erwecken, ihre lahmen Glieder ganz ungenirt vor uns auf den Tisch hin. — Wir gaben den Unglücklichen wohl gerne, aber ihre Zahl war Legion. Unser so aufmerksamer Adlerwirth, der wirklich alles that, was er uns nur an den Augen ansehen konnte, schaffte auch hier Rath, er brachte uns glücklich in ein Zimmer des obern Stockwerks, wo wir endlich von unsern Plaggeistern befreit waren.

Nach einem kleinen Mahle — befanden wir uns schon wieder im Freien. Je weiter wir auf dem Wege vordrangen, desto interessanter fanden wir dieses Alpenthal. Hohe Berge, wie der Selbstsanft, der Kammerstock, der Baumgarten, die abgerissenen Clariden in der Mitte, und der mit ewigem Schnee bedeckte 11037 Fuß hohe Doedi umschließen das Thal. Welch ein erhabenes Gemälde! aber ach, unmöglich, dir — lieber Leser — solches würdig darzustellen. Wie angenehm fand ich mich überrascht, als ich aus den weiten Ebenen unseres Schwabens herkam und die freundlichen Gestade des Bodensees erblickte! — So wechseln nun, je weiter ich in die Schweiz vordringe, die großartigsten Scenen fortwährend ab. Längst habe ich mir von den Naturschönheiten dieses Landes die größten Vorstellungen gemacht und die lieblichsten Bilder ausgemalt — aber wie weit finde ich die Wirklichkeit über das Gemälde meiner Phan-

tasie erhaben! Es ist wirklich eine ganz eigene Empfindung, welche sich desjenigen bemächtigt, der in einer Ebene geboren wurde, dort einen ziemlichen Theil seines Lebens zugebracht hat, und auf einmal in die erhabene Natur der Berge eingeführt wird — er betrachtet sie wie heilig — und glaubt, kein Mensch dürfe es wagen, sich dem unermeßlichen Bollwerke der Natur ungestraft zu nähern. Welch einen Eindruck aber müßte es erst auf denjenigen Menschen machen, der noch nie Berge gesehen, und den man mit verbundenen Augen von der Fläche in diese majestätische Welt der Alpen führen würde, um ihm hier plötzlich die Binde von den Augen zu nehmen! Ich bin es überzeugt, die Seele eines Gefühlvollen würde diese außerordentliche Ueberraschung kaum zu überstehen vermögen, denn um nicht in große Extase zu gerathen und mit einiger Ruhe betrachten zu können, muß man nur nach und nach auf den erhabenen Gegenstand vorbereitet werden. Ja nicht einmal einen Gefühllosen will ich davon ausnehmen; denn plötzlich in die majestätische Natur der Hochgebirge versetzt, könnten seine ersten Ausdrücke nur diejenigen seiner erstaunten Gefühle sein!

Nur von diesen Gefühlen, lieber Leser, und niemals von den Bildern, die ich sehe, vermag ich etwas vor deine Seele zu stellen, und so folge meiner Reise mit deiner freundlichen Nachsicht.

Ich stehe nun am Truttberg, wo ein steiler und gefährlicher Fußpfad auf die Unter Freytern Alpen führt.

Glücklich kamen wir da an, und genoßen eines unbeschreiblich schönen Anblickes auf das Lintthal und die mächtige Spitze der Clariden, von denen mehrere Bäche in malerischen Fällen herabstürzen. Schrecklich sind aber die Spuren, welche man von Lawinen antrifft, die im Frühlinge von den Bergen kommen. Sehr ermüdet und spät am Abend — erreichten wir noch glücklich vor dem nahen Regen, der bald in Strömen vom Himmel herab goß, eine Sennhütte — wo eben bei unserm Eintritt ein Käselaib das Licht der Welt erblickte, — denn Küche, Staatszimmer und Stall sind bekanntlich in einer Sennhütte ebendasselbe. Nach einem köstlichen Mahle von Milch, Butter und Käse begaben wir uns sogleich in unsere Ruhestätte, id est — auf Stroh, neben einem Rudel Schweine. Nichtsdestoweniger schliefen wir süßer wie Prinzen, und zwar so lange, bis das freundliche Volk neben uns den lieben Tag durch sein Grinsen verkündigte.

Sehr frühe machten wir uns, mit dem guten Wirth von Glarus, der mit uns unter die Schweine gefahren war und uns bis zur Urner Alpe begleitete, wieder auf den Weg. Brauche ich es zu erwähnen, daß wir uns sehr hart von ihm trennten? Oft wendeten wir uns nach ihm um, und riefen ihm noch ein wiederholtes Lebewohl und herzlichen Dank zu.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."
Schiller.

Altorf, den 15. Juni 1814.

Noch einmal erlaube man mir, mich nach dem Adlerwirth von Glarus umzuschauen — er ist ja gar so gut. — Adieu, adieu! — Er schwenkt seinen Hut freundlich gegen uns — und ach! er schwindet vielleicht — hinter diesem Fels auf immer aus unserem Gesicht. — Lebe wohl — du guter, herzlicher Alter! Wären alle Menschen so gemüthlich und natürlich, wie Du, da würde die Welt gar bald ein Paradies sein!

Unser treue Begleiter hatte uns den Weg zu sorgfältig vorgezeichnet, als daß wir irren konnten. Von der Urneralp, die ziemlich tief liegt und von hohen Gebirgsmassen umschlossen ist, von deren Höhen eine Menge Bäche herabströmen, welche die Gegend sumpfig machen, gelangten wir mühsam auf die Balmwand. Sobald wir diese erstiegen, führten uns einzelne Fußtritte über ein langes Schneefeld (im Monat Juni!), wo wir mehrere Hütten entdeckten, die bis zu den Dächern eingeschneit waren. Wir schätzten uns glücklich, diesen Weg, der nicht eben der bequemste ist, endlich zurückgelegt zu haben, und ruhten nun auf der Höhe des Klausenberges in einer kleinen Kapelle aus, die zum Schutz gegen schnell

einfallende rauhe Witterung erbaut wurde. Von hier geht der Weg bei den Clariden, an deren Fuß man sich jetzt befindet, dicht vorbei; auf steilen Pfaden stiegen wir in das Schächenthal, ein wildromantisches Thal, nach Bürglen hinab, wo wir den Stäubibach hoch von den Felsen herabstürzen sahen. Dieser Wasserfall ist ganz vorzüglich schön und verdient eine eigene Reise in die Gegend. In zwei Stunden gelangten wir von dem Klausenberg nach Bürglen, und befanden uns nun auf dem klassischen Boden der alten schweizerischen Freiheit; denn hier war es, wo deren Stifter Tell auftrat, und das Glück hatte, das Emporkommen seines Vaterlandes noch selbst zu erblicken. Als Greis ertrank er — man zeigt die Stelle noch — in dem nahen Schächenbache, aus welchem er eben ein Kind retten wollte. Anno 1388 errichtete man auf dem Platze, wo sein Haus gestanden, eine Kapelle, die zu verschiedenen Zeiten reparirt wurde, und wo man seine Thaten abgemahlt. Noch jetzt halten viele seiner dankbaren Landsleute jährlich eine Procession dahin. Unfern von diesem Orte sieht man die Ruinen des Zwingschlosses, in welchem sein Todfeind hauste. Die Mauer dieser Ruine hat das Epheu so schön umschlungen, daß man nur mit Mühe die Steine entdeckt. — Noch ist das Schloß bewohnt; denn in den ehemaligen Prunkzimmern des Landvogtes wohnt der bescheidene Küster. Sonst verschwand Alles, aber stehen blieb — wie überall — das große Theater der Weltgeschichte; bloß

einige Dekorationen und die Akteurs sind verschwunden. Welche Erinnerungen! doch wiewohl mächtige Gefühle meine Brust bewegen, so enthalte ich mich jeden Commentars bei Erwähnung dieser großen Scene in der Schweizergeschichte.

Den 16. Juni 1814.

Da stehe ich in Altorf, auf demselben Platze, wo Tell seinem Söhnchen den Apfel vom Kopfe schoß. — Hier wäre wohl reichlicher Stoff zu Reflexionen, aber heute bin ich nun einmal nicht dazu geneigt. Von den sanften Bildern der Natur hingezogen, stelle ich das Gemälde der Leidenschaften aus dem wildbewegten Menschenleben tief in den Hintergrund. Nicht kümmert mich die Tyrannei und ihr blutiger Untergang; was mich kümmert, ist, daß ich kein Hüttchen in diesem romantischen Thale besitze. Hier unter diesen einfachen Naturmenschen möchte ich leben — und einst sterben!

Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt;

Nimmer in seinem stillen Asyle,
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt; —
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhab'nen Orte fliehet, —
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach; —
Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,
Die Welt ist frei, allüberall,
Wo der Mensch nicht hinkömmt mit seiner Qual!

Schiller.

Urseren auf dem St. Gotthard d. 17. Juni 1814.

Frühe, ehe der Morgen noch dämmerte, machten wir uns auf die Reise, den merkwürdigen St. Gotthard zu schauen.

Bis Amsteg geht die Straße unmerklich höher; in dieser Gegend sahen wir die Ruinen des Schlosses Attinghausen, welches uns abermals an die große Vergangenheit erinnerte. Bei Amsteg stürzt aus dem Maderan-Thal der Kerstelen Bach in die tobende Reuß. Sobald dieser Bach passirt ist, erhebt sich der Weg immer steiler und ist von hier bis zum Hospitz gepflastert. Das Thal bis zum Urner Loch hinauf, das obere Reuß-Thal,

wird von den Einwohnern das Krachen=Thal genannt. Die Reuß verläßt den Wanderer nun nicht mehr und braust in unzähligen Wasserfällen von der Höhe des Gotthard herab, ihm stets zur Seite fort. Oft setzten wir uns auf Felsblöcken neben den geschäftig dahin tobenden Waldstrom, ergötzten uns an seinen schönen Fällen, so wie der erstaunlichen Klarheit des Wassers. Bei dem Pfaffensprung begegneten wir vielen Italienern und Saumthieren, welche der Schweiz die Waaren Italiens zuführten. Der sogenannte Pfaffensprung ist eine Brücke, welche auf die entgegengesetzte Seite der Reuß führt, und 90 Fuß hoch über dem Wasser schwebt. Diese Brücke hat ihren Namen von einem Mönch, der hier auf der Flucht mit seiner Geliebten über die Reuß gesprungen sein soll. Ich sage „sein soll“, denn jeder, der dieses Terrain sieht, wird bekennen müssen, daß ein solcher Sprung unter die Unmöglichkeiten gehört, selbst für die Liebe, die bekanntlich große Sprünge macht. Der Weg both uns nun fortwährend die interessantesten Ansichten dar. Der Gotthard hat eine ganz eigenthümliche Formation; das Gestein der Felsen, welche sich längs der Reuß hinziehen, zeigt ein besonderes schwarzgraues Colorit, was der Gegend einen sehr ernsthaften, beinahe schwermüthigen Stempel aufdrückt, wozu endlich auch, wie ich sagen möchte, fast noch sein altdeutscher Name Gotthard beiträgt. — Ehe wir nach Wasen, welches auf einem hohen, steilen Felsen liegt, gelangten, kamen wir über

den Mayenbach, der aus dem Mayenthal herauskömmt, und an Wildheit mit der Reuß wetteifert. Unter mehreren Brücken, die von Wasen bis Gutinen über die Reuß führen, zeichnet sich die Schöne aus. —

Nach daselbst eingenommenem Mahle, ging unsre Reise weiter. Wir kamen nun durch den schrecklich wilden Schlund der sogenannten Schöllenen an die Teufelsbrücke, welchen Namen sie wegen ihrem kühnen Bau erhielt; sie führt über einen schauerlichen Abgrund, in welchem die Reuß so wüthend dahin tobt, daß die Wogen bis über die Brücke hinauf wirbeln. Mit Schauer sahen wir in die Tiefe des Abgrundes hinab, aus dem ein steter kalter Wind heraufweht und ein ewiger Donner brüllt. Doch immer neue Scenen öffnen sich. Wir sind schon an dem Urnerloch, dem sogenannten Teufelsstein. Felsen, die in schauerlich kahlen Wänden zum Himmel emporragen, versperren nun dem Wanderer den Weg. Doch der Mensch mit seinem Scharfsinn wußte sich selbst durch Felsen Bahn zu brechen. Diese Bahn ist das Urnerloch, von Peter Moutini im Jahre 1707, 12 Fuß hoch und 10 breit in den Felsen gehauen. Wir hatten darin einige Angst auszustehen, weil (es war schon Abenddämmerung und in dem dunkeln Gange vollkommene Nacht) uns ein Bauer zuvor sagte, daß dasselbe nur 14 Schritte lang wäre. Nachdem wir schon das Doppelte dieser Zahl von Schritten gemacht hatten, befiel uns nämlich die Furcht, in eine andere Höhle gerathen zu sein und in einen Ab=

grund zu fallen. Endlich kamen wir glücklich heraus; allein es waren beinahe 100 Schritte, woraus wir ersahen, daß 7 unserer Schritte einen der Schweizerbauern ausmachen. Wer malt unser freudiges Erstaunen, als wir aus der Höhle heraustraten, uns wie durch Zauberschlag plötzlich — nachdem wir zuvor nur nacktes Gestein und Bilder des Schreckens sahen — in ein großes freundliches Alpenthal mit seinem zarten Grün versetzt fanden! Ja, diese Empfindung war unbeschreiblich, und da ich derselben keine Worte zu leihen vermag, so beschränke ich mich auf die schönen Verse des Naturdichters, die in ihrem einfachen Gewande so sehr ansprechen, — ja die so ganz für die Gegend des Gotthards improvisiert scheinen.

Es flieht die Nacht der Wipfel,
Verklärt vom Sonnenstrahl
Gränzt an beschneite Gipfel
Ein grünes Zauberthal.
Hier bliebe wonnewebend
Selbst Hallers Muse stumm,
Wie groß, wie Seele hebend!
Hier ist Elysium. —

Hier, wo ein reiner Aether
Am Götterhaine fließt,
Aurorens Licht sich röther

Auf hell'res Grün ergießt,
Wo Freiheit in den Hütten
Bei frommer Einfalt wohnt,
Und Kraftgefühl die Sitten
Des goldnen Alters lohnt.

Hier, wo die Heerde läutend
Im Blumengrase geht,
Und Wohlgeruch verbreitend
Die Bergluft reiner weht;
Wo von der Genziane
Und Anemon' umblüht,
Auf seidnem Rasenplane
Die Alpenrose glüht.

Doch ach! der Zauber schwindet
Des Traumes Bildern gleich,
Der enge Steinpfad windet
Sich zwischen Felsgesträuch;
Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt!

Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze

Der Adler fürchterlich; —
Dumpf donnernd, wie die Hölle
In Aetnas Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispallast.

Hier dämmern schwarze Gründe,
Wo nie ein Blümchen lacht,
Dort bergen grause Schlünde
Des Chaos alte Nacht;
Und wilder, immer wilder
Schwingt sich der Pfad empor,
Bleich wandeln Todesbilder
Aus jeder Kluft hervor.

Kalt wehn des Grabes Schrecken,
Wo drohend der Granit
In kühn gethürmten Blöcken
Den Abgrund übersieht;
Erzürnte Fluthen brausen
Tief unter morschem Steg,
Und Grönlands Lüfte hausen
Am halb beschneiten Weg.

Der Wanderer starrt vom Eise,
Sein Odem friert zu Schnee; —

Ein Glöckchen dumpf und leise
Tönt fern vom Alpensee —
Der Hohlweg senkt sich tiefer,
Durch Felsenzacken blickt
Des Klosters dunkler Schiefer,
Mit weißem Kreuz geschmückt! —

Matthisson.

Wir brachten in Urseren (4350 Fuß über dem Meer) die Nacht zu. — Heute begaben wir uns zum Hospitz, welches von hohen beschneiten Felsen umgeben ist, als dem Prosa, Sella, Soresia, Fibia und Orsino Spitze. Die Fibia — als die höchste — hat 9000 F. ü. d. M. Alles, was ich um mich her gewahrte, bezeugt mir, daß ich mich auf jenem mächtigen Centralgebirge befand, von wo die Aeste der übrigen Alpen auslaufen. Ich enthalte mich jeder weitern Beschreibung unserer langen und mühsamen Wanderung hieher — spricht ja der unerreichbare Naturdichter für mich, gegen dessen getreue Gemälde meine Prosa doch so weit zurücksteht. Und somit beschränke ich mich blos auf die Erwähnung, daß ich mir ein besonderes Vergnügen daraus machte, von dem Hospitz aus an einen meiner Freunde in A* zu schreiben. Nicht jeder — der so hoch gestiegen wie ich, denkt noch an seine alten Freunde, die so tief unter ihm stehen! Kann auch eine größere Herablassung gedacht werden, als diejenige

von der Höhe des St. Gotthards, eine Herablassung von 6700 Fuß ü. d. M.?

Weggis, den 18. Juni 1814.

Wir sind am Vierwaldstättersee (1392 Fuß über dem Meer). Bei Fluelen ist der wildeste Busen des Sees, der hier eine Tiefe von 900 Klaftern hat. Am nördlichen Ende führt er mit jedem Ruderschlag zu reizenden Parthien. Der steile Axenberg erhebt sich von dem Becken des Sees 6000 Fuß hoch, und hier ist es, wo Tell auf ein hervorragendes Felsenstück den kühnen Sprung wagte, durch welchen er sich das Leben rettete und seinem Vaterland die Freiheit. Von dieser Zeit an behielt der Felsen den Namen Tellenplatte. Die dankbaren Landsleute Tells errichteten ihm auf dieser Stelle eine Kapelle (so wie in Bürglen und Küsnacht), wo die Thaten des kühnen Streiters für die Freiheit in Gemälden dargestellt sind. — Alle sind treu gemacht und könnten für Portraits gelten. Die Lage dieser Kapelle ist wirklich sehr reizend, und da sie gegen die Seeseite ganz offen ist, so findet man von ihr aus die herrlichsten Ansichten über den See von Fluelen bis Brunnen und auf die gegenüberstehenden, minder rauhen Gebirge, die mit den schönsten Alpen geschmückt sind. Auf einem dieser Berge erblickt man in sehr romantischer Lage die Kirche Maria

am Sonnenberge. Der Tellenplatte gegenüber liegt die merkwürdige Grütlimatte, am Fuße des Seelisberges, eine etwas über das Ufer des Sees erhabene Wiese, wo ein Häuschen steht und unter den Bäumen drei Quellen hervorkommen — auf diesem Platze war es, wo einst Werner Stauffacher, Arnold von Melchthal und Walter Fürst den ersten Bund der schweizerischen Freiheit beschworen.

Kaltes Bad, auf dem Rigi, der Schwesterborn genannt, den 20. Juni 1814.

Da bin ich schon auf dem Rigi!

Es war göttliches Wetter, als wir Weggis verließen — ungeschickter Weise hielten wir uns aber zu lange unterwegs auf — so daß am frühen Abend schon ein Gewitter, welches anhielt und mit seinen schweren Dünsten die Berge umgab, später uns leider alle Fernsichten entzog. —

Die Ursache des Aufenthaltes war, daß man heute das Vieh auf die Alpen trieb, in der Landessprache „Alpenfahren“ genannt. Da gab es denn viel zu schauen. Bei einer Kapelle, die sehr romantisch zwischen hohen Felsentrümmern von Nagelflue liegt, konnten wir vor dem vielen Vieh nicht mehr weiter gehen. Hier machten nämlich die Sennen Halt, und der Pfarrer von Weggis

hielt an ihre Kühe eine lateinische Anrede — von der ich, und die Sennen, und die Kühe gleich viel verstanden.

Es war schon nahe am Abend, als wir mit Mühe noch das sogenannte Känzele erreichten. Welch ein außerordentliches Gemälde schloß sich uns auf diesem Felsenvorsprung auf! So wenig reich an Worten für Beschreibung solcher Ueberblicke, fühle ich mich an diesem Standpunkt doppelt arm, und bediene mich daher der Worte des geschickten Verfassers der geographisch-statistischen Darstellung des Kant. Schwyz:

„Das ganze Naturgemälde gleicht einem zart co-„lorirten Relief, über welchem man schwebt, wie der Ad-„ler in seinen stillen Regionen. Man schwindelt und „fühlt sich mit süßem Schauer auf der einsamen Höhe in „sicherm Ort. Die Augen irren nach allen Seiten, weilen „nirgends lange, wollen Alles ergründen und doch Alles „betrachten. Leise tönen die melodischen Glocken der „Heerden durch die stille Tiefe herüber. Man sieht einen „blauen Himmel, athmet eine reine Luft; man steht in „einer fremden Welt! — Aber man wendet sich nun gegen „Süden und da drängen sich neue, unerwartete, grausen-„vollere Erscheinungen dem Blicke entgegen. Wie eine „Reihe fürchterlicher Giganten stehen dunkel, mit Schnee „und Eis gepanzert, die höchsten Gebirge vor uns, die „von Schwyz, Uri und Unterwalden, Glarus, Grau-„bünden, Bern und der finstere hohe Pilatus*) führt den

*) Der Rigi 5533 Fuß über dem Meer, der Pilatus 5625.

„schweigenden Chor an. — Es ist ein Heer von Felsen„zacken, Thürmen und Pyramiden, die wetteifernd ihre „kahlen Gipfel, einen über den andern, gen Himmel erhe„ben. An den schwarzen Wänden nieder in die dunkeln „Klüfte hängt zerrissen ihr Gewand von ewigem Schnee. „Und kein Leben athmet dort. Nur ein Lämmergeier „schwirrt in weiten Kreisen umher zwischen den nächsten „Gipfeln, gleich einem Käfer. — Wenn dann auf dieser „einzigen Naturstelle der junge Tag erwacht, und golden „leuchtende Flocken über den Horizont streut, wenn die „höchsten Gipfel der Gletscherberge sich am Morgenstrahl „zu entzünden scheinen, der ganze Osten dunkelroth „brennt, und Seen, Ströme, Städte, Dörfer und Län„der unten im aufsteigenden Nebel verschmelzen — nichts „ist dann auf dem Erdball mit dem Zauber dieses großen „Schauspieles zu vergleichen!“

„In der Stunde der Gefahr wird jeder Passagier Matrose; in dem entscheidenden Moment der Krise darf Jeder seine Meinung sagen.“

Lafarelle.

Auf dem Rigi. Erster Regentag.

Kaum waren wir von dem Felsenvorsprunge des sogenannten „Känzele“ entfernt, als von der Höhe sich dichte Nebel auf uns herabwälzten und endlich vom

Sturme gepeitscht den Berg hinab flohen. Wir befanden uns plötzlich mitten in einem Gewitter und konnten die Wolken buchstäblich mit Händen greifen. Bald aber jagte ein heftiger Wind die dichten Nebel den Berg hinab, so daß die ganze Gegend unter uns auf einmal in ein Nebelmeer eingehüllt war, aus dessen Schooße die Strahlen der Blitze sich hinauf- und hinabschlängelten. Ein Anblick, der uns bisher nie zu Theil geworden. Unter meinen Füßen das Rollen des Donners hörend kam ich mir fast vor, wie Jupiter tonans. Wenn ein Recensent in der Nähe gewesen, wer wüßte, was ihm dann hätte geschehen können? Das Gewitter war wohl recht hübsch und interessant, aber heute, heute, als wir aufwachten, bemerkten wir, daß der Regen in großen Perlen an den Fenstern unsers Schlafgemaches hinabfiel und man von der sonst so herrlichen Aussicht nicht das Mindeste genießen konnte. So befanden wir uns also, wie so viele Menschen im Leben, auf einem recht hohen Standpunkte und sahen doch nichts!

Es scheint, daß sich das gestrige Gewitter in einen langen Landregen auflösen will, wir also nicht so bald auf den Rigikulm steigen können, und da sich mir die Bilder der Natur so unfreundlich entziehen, so will ich mich denjenigen des Lebens zuwenden.

Ich erinnere mich zuletzt, in Weggis einen Schweizer gesprochen zu haben, der, als meine Blicke sich der Gegend von Unterwalden, und den so anziehenden wild-

romantischen Formen des Stanzer Horns zuwendeten, mir eine interessante Erzählung aus dem Revolutionskriege von 1798 zum Besten gab. „Jenseits dieses Berges, mein lieber Herr“, sagte der freundliche Erzähler, „vor 16 Jahren, zur Zeit der französischen Revolution, sind hier Thaten vorgefallen, welche jenen unserer großen Ahnen immerhin zur Seite gestellt werden dürfen; denn hier war es, wo eine kleine Schaar von ein paar hundert Hirten aus Unterwalden (mit inbegriffen ihre Frauen), wie Löwen fochten, so daß bei 4000 der Feinde das Schlachtfeld bedeckten. Nur die ungeheure Uebermacht konnte endlich den Sieg der französischen Republik verschaffen.“

Der französischen Republik? fragte ich ihn nachdenkend. Wie konnte denn die junge französische Republik ihrer guten einzigen Schwester in Europa den Krieg erklären wollen? Und doch war es so, die Republik von Unterwalden ꝛc. war nämlich der französischen nicht republikanisch genug. Mag sein, daß seit Carl dem Kühnen sich die Zeiten ein bischen geändert haben, wo das unschuldige sieghafte Hirtenvolk nicht wußte, was es mit den Edelsteinen, goldenen und silbernen Geschmeide, thun solle, welche sich auf dem Schlachtfelde vorfanden. Gewiß aber ist, daß in dem Augenblick, als ich Gegenwärtiges schreibe, die große und eifrige französische Republik nicht mehr besteht, wohl aber der kleine republikanische Kanton Unterwalden.

Indessen verschwunden oder nicht, die damals ausge-

sprochenen Ideen dürften wohl größere Rückwirkungen haben. Denn überall — auf meinem Wege und wohin ich schaue — gewahre ich die Spuren des moralischen Ungewitters, das, im Lande der Franken ausgebrochen, seine Wolken über ganz Europa verbreitet, mit ihnen den Schrecken, den Schaden, aber auch die Erfrischungen des Gewitters. Noch hat sich die Athmosphäre nichts weniger als ganz gereinigt, noch immer fliehen die Dünste unstet umher und noch hört man in der Ferne den zürnenden Donner rollen. Die Folgen werden unermeßlich sein, aber noch lange erwarte man nicht das schöne klare Blau des Himmels. Ich meine nicht den alten Himmel, denn früher war es zu schwül. Man sieht oft weniger an gewissen wolkenfreien Tagen, wenn die Athmosphäre mit feinen Dünsten angefüllt ist, die eine Art von Schleier über die Landschaft werfen, als zuweilen selbst an Regen-Tagen.

Mein Thema für jetzt, ja für mein ganzes Buch mit Ausnahme weniger Episoden, sei daher das Vorliegende, wie denn die Revolution der Franken die wichtigsten Interessen der Menschen so tief berührt und Ideen aufgeregt hat, denen regelmäßige Bahnen anzuweisen, die Pflicht aller wahren Menschenfreunde ist. Also auch die Pflicht des Laien.

Es ist wahr, diese haben es oft ungeschickt angefangen, so gut sie es auch meinten; es erging ihnen näm-

lich nicht viel besser als dem Bären in der Fabel, welcher seinen Freund, den Affen, todtschlug, als er eine Fliege auf dessen Nase sah, da er ihn doch blos dieser Plage entledigen wollte. Ich meine, man sollte die Laien, da sie nun durch die Zeit und Erfahrung mehr herangebildet sind, auch mitsprechen lassen — versteht sich, daß es mit Anstand geschehe. Man hat übrigens schon Beispiele, daß selbst Berufene, pochend auf ihre Gelehrsamkeit, allen Anstand und Mäßigung bei Seite setzten. —

Hören wir aber vor Allem, was unser Freund Wieland dazu sagt:

„Ich glaube (so spricht sein Schüler des Philosophen) „daß dieses unermeßliche Weltall eine Stadt Gottes ist, „wo bei aller anscheinenden Verwirrung Alles nach gewissen „Gesetzen eines unbegrenzten Verstandes regiert wird, „der Alles zur Vollkommenheit führt. Dieß kann die „Vernunft, so bald ihr reiner Blick durch keine zufällige „Ursache verdüstert wird, mit leichter Mühe wahrnehmen.“

„Von diesem Augenblicke an, da mein Rang in der „Schöpfung, die Würde eines Bürgers der Stadt Got„tes, die mich zum Genossen einer höhern Ordnung der „Dinge macht, entschieden ist, gehöre ich nicht mir selbst, „nicht einer Familie, nicht einer besondern Bürgergesell„schaft, nicht einer einzelnen Gattung, noch dem Erd„schollen, den ich mein Vaterland nenne, ausschließlich „an; ich gehöre mit all meinen Kräften dem großen Gan„zen an, worin mir mein Platz, meine Bestimmung,

„meine Pflicht von dem einzigen Oberherrn, den ich über „mir erkennen darf, angewiesen ist. Denn von diesem „Augenblicke an sind Wahrheit, Gerechtigkeit, Ordnung, „Harmonie — ohne eigennützige Rücksicht auf mich selbst — „die höchsten Gegenstände meiner Liebe. — Verbannung „und Tod wäre der beste Theil, den ich wählen könnte, „so bald ein vermeintes Interesse meines Vaterlandes for= „dern wollte von mir, was diesen höchsten Interessen wi= „derspricht." —

Auf dem Rigi. Erster Regentag.

„Welcher Mensch würde sich nicht auf dem Gipfel seiner Wünsche sehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen so allgemei= nen Eindruck hervorbrächte, wie z. E. diese Gauk= ler, die ich gerade vor mir schaue. Welche köst= liche Empfindung müßte es sein, wenn man gute, edle, der Menschheit würdige Gefühle eben so schnell durch einen elektrischen Schlag ausbreiten, ein solches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als diese Leute durch ihre körperliche Ge= schicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menschlichen geben, wenn man sie mit Darstellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit entzünden, erschüttern und ihr stockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung setzen könnte!"

Göthe.

Wer möchte wohl läugnen, daß — so gebildet man

auch unser Jahrhundert nennt — auf der Welt oder unter dem Zusammenleben der Menschen, noch eine Menge Vorurtheile walten, die nicht nur an Laien, sondern auch an Vorangestellten der Menschheit kleben. Ungeschickte und schädliche Ideen mit einer andern Macht, als derjenigen wahrer Überzeugung oder der aus ihr hervorgehenden Kraft der Rede zerstören zu wollen, wäre ebenso ungeschickt als diese unglücklichen Ideen selbst.

Hier darf man nicht mit Gewalt eingreifen, wie es leider! so oft geschah und geschieht. Nur Ideen können Ideen zerstören, um aber den bleibenden Sieg zu erhalten, müssen sie erhabener sein, als diejenigen, denen sie entgegengestellt werden. O Sprache! edelste der Waffen, wenn du einmal von deinen Schlacken befreit sein wirst, dann muß auch der Sieg nahe sein. Die Natur gab dem Ochsen zu seiner Vertheidigung die Hörner, und dem Löwen seine Tatzen, dir aber, o Mensch! verlieh sie „die Sprache.“

Nicht mehr zu leerer Deklamation werde das inhaltreiche Wort gebraucht, sondern um sich in allen Dingen besonnen und wohlwollend zu verständigen. Wo die alten Mißbräuche ihr hyderartiges Haupt wieder erheben wollen, da bändige sie die strafende Satire, und gebe sie jenem Reiche anheim, dem sie eigentlich gehören „dem Lächerlichen.“ So vermögen sie sich unter der Aufsicht des geistvollen Witzes nicht mehr zu erheben; aber nimmer lasse sich dieser herab, die Gesellschaft muth-

willig zu necken, und in frechem Spotte seine eigene Waffe abzunützen. Ja, nur die Sprache allein ist es, welche einst die Nationen zu den Nationen, den Bruder in den Arm des Bruders führen wird, o! daß sie, aller Schlacken entledigt, einmal in ihrer reinen, edlen Form vor uns stehen möchte! — Dieß muß die Aufgabe aller Gebildeten sein, dahin eifrigst zu streben, sei heilige Pflicht für Jeden. —

Dann wird von dem jetzt noch so gefürchteten Buchstaben nichts mehr zu besorgen, wohl aber Alles zu hoffen sein! — Und so wird die so theure Gabe des Himmels alle niedrigen und heftigen Leidenschaften in die gebührenden Schranken weisen, denselben ihre Ohnmacht beweisend. — Nicht die Natur der Leidenschaften selbst wird, kann und will sie zerstören; sie weiß gar wohl, wie eng solche in das Leben des Menschen verflochten, daß sie so zu sagen die bunten Tapeten sind, die kahlen Wände dieses Lebens auszuschmücken, aber forthin sollen sie dasselbe in ihrer Übermacht nicht mehr vergiften, sondern geläutert und hingeleitet zu den ihnen künstlich bereiteten Abzugskanälen nicht mehr vermögen, wie tobende wildbrausende Gebirgsströme fruchtbare Länder zu verheeren, wohl aber verwandelt in frische und segensvoll dahin fließende Gewässer, den Auen des Lebens neuen Reiz verleihen! —

Auf dem Rigi. Zweiter Regentag.

„Nichts ist natürlicher, als daß nach den Saaten, welche die Philosophen des vorigen Jahrhunderts ausgestreut haben, sich jetzt eine freiere Weltansicht in Europa unter allen Klassen zu entwickeln beginnt, und daß, ehe dieselbe zu gänzlicher Ausbildung und zum völligen Hervortritt in's Leben gediehen, sie zuerst mehr oder minder das Eigenthum aller denkenden Köpfe wird, und sich bei dem Ungebildeten in Meuterei und Schwärmerei äußert. —“

Der Deutsche Recensent über Lafarelle.

Der Stoff zu meinem gewählten Thema dünkt mir in seinen großen welthistorischen Folgen so unendlich wichtig, daß ich in meiner Einleitung zu demselben unwillkürlich in die Sprache der Poesie gerieth. Untersuchen wir jetzt das Detail unsers Themas. —

Aus welchen Ursachen jenes furchtbare Gewitter sich in dem nahen Frankenlande erhoben, ist nach der Geistesbildung unsrer Zeit nun wohl jedem Denkenden bekannt. Die Sache konnte nicht wohl anders kommen. Immer bleibt sehr zu bedauren, daß der Mensch und sein Geschlecht solcher entsetzlichen Verirrungen jemals fähig war. Doch — so schlecht erzogen, wie konnte man von ihm etwas Besseres erwarten? Bemerken wir wohl, daß der Mensch nicht so schlecht ist, das Böse blos um des Bösen willen zu thun. Immer muß er bekanntlich für

für seine schlechten Thaten einen Entschuldigungsgrund haben, wenn derselbe schon manchmal sehr seicht ist. — Hier bei der so furchtbaren Revolution der Franken legte er seinen Unthaten gar moralische Ideen zu Grunde, — Ideen, an sich selbst groß und edel und in bester Harmonie mit den ersten Prinzipien der Philosophie und Religion. Wie hätte er, mit so herrlichen Grundsätzen zur Folie, in seiner Blindheit nicht Alles hinmorden und im Nothfalle die ganze Welt in Brand stecken sollen, um seinen Ideen den Durchbruch zu verschaffen! Zu was kann uns die Geschichte dienen, wenn nicht zu einem Leitfaden, um da nicht mehr zu straucheln, wo unsere Väter so unvorsichtig gefallen sind? Das Schmählichste wäre wohl, in stetem Irrthum und Unverstand zu beharren. Die Robespierres, Couthons, St. Just u. s. w. sind, den himmlischen Mächten sei Dank, längst dahin gegangen, aber (o! daß ich es sagen muß!) ihre so unglückliche Manier, die Gesellschaft der Menschen auf eine höhere Stufe heben zu wollen, lebt leider noch in den Ideen so mancher befangenen Köpfe fort! — Nach den vorangegangenen traurigen Erfahrungen, wer sollte an solche stereotype Verirrungen glauben? wäre der Schall ihrer Ideen nicht in meine eignen Ohren gedrungen, ich würde einer so anklagenden Behauptung niemalen Raum gegeben haben. Um den Staat ihrer Wünsche herzustellen, meinen so Manche, es wäre unumgänglich nothwendig, vorher auf dem Planeten „Tabula rasa" zu machen, und die Ge-

walt mit Gewalt zu verdrängen. Was zuvor jedes Kind auf der Straße eingesehen, daß unsere Staaten Mängel und Gebrechen haben — geben sie für ihre große Entdeckung aus, und nichts als diese Entdeckung (denn mit der Organisation ihres neuen Staates sind sie selbst nichts weniger als im Reinen) sollte uns zur Entschuldigung für jene Mord- und Brandscenen dienen, die sie uns aufs Neue bereiten möchten? Und mit was könnte man solche Vermessene bekehren? Kerker und Ketten machen sie nur zu vermeintlichen Märtyrern. Hier kann blos ein Appell der Sprache, der reinen menschlichen Sprache, an das Allgemeine, uns und ihnen helfen. — Nur die Gesammtheit kann die Gesammtheit retten. — Diese Gesammtheit ist noch keineswegs so verstockt und wurmstichig, wie Einzelne sie auszugeben belieben, und wenn ihr selbst ein höherer Sinn wirklich mangelt, so lebt doch wenigstens der Instinkt der Selbsterhaltung in ihr, der sie so leicht zum Bessern führen kann. Darum können sich aus dieser Gesammtheit nicht genug Stimmen erheben, um einen wahren und philosophischen Gemeinsinn der Nationen zu bilden, und es sowohl den schlauen als herzlichen Betrügern der Welt fürohin unmöglich zu machen, Erschütterungen zu verursachen, bei denen die Existenz des Bürgers verloren geht, ohne der allgemeinen Bürgerschaft der Erde einen reellen Nutzen zu bringen. Unter die Kathegorie der gefährlichsten Reformatoren darf man mit Bestimmtheit diejenigen zählen, die sich nicht scheuen, in ih-

rer Lehre das Recht der Gewalt zu predigen; — sie sollten überall mit Verachtung abgewiesen werden. — Sind doch, wie ich sagen möchte, schon friedliche Reformatoren für Ideen, die sie nicht gehörig zu begründen und auszuarbeiten vermögen, wegen den traurigen Folgen eines leichtsinnigen Vortrages derselben, der Gesellschaft der Menschen in hohem Grade verantwortlich. Ich weiß es wohl, der Vortrag ihrer Lehren in gebildetem Kreise ist unschädlich, allein noch steht die allgemeine Bildung keineswegs auf einer so hohen Stufe, daß sie die Verirrungen so tief unter sich erblickt. Es ist daher wohl eine ebenso große Thorheit als Unbilde, die bestehenden Gewalten und Fürsten, als einzige und wahre Hindernisse der Erreichung des unschätzbaren Gutes der Freiheit zu betrachten. Konnten wir doch bei den jüngsten Vorgängen im Nachbarlande so deutlich wahrnehmen, welch ein großer Unterschied noch zwischen den Wörtern „Frank und frei" liegt, und wie wenig der Sclave frei ist, wenn er äußerlich von seinen Banden sich losgemacht.

„Es sind
„Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten."
Lessing.

Man muß vor Allem den Geist der moralischen Sclaverei aus der Seele des Menschen zu bannen suchen, dann erst kann die Hand an das materielle Gebäude der Freiheit des Menschen gelegt werden, nach welch ersehnter

Heimat er nach Jahrtausenden seiner Verirrungen immer anstrebt. Um endlich den Port der Ruhe zu finden, und auf gründliche und sichere Art zu behaupten, ist jedoch eine allgemeine friedliche Besprechung zuvor die wesentlichste und nothwendigste Bedingung. Ein einseitiges Glück wird auch nur einseitig genügen. Die Billigkeit verlangt ein Paradies tauglich für alle. Der Mächtige muß sich darin so wohl befinden, wie der Dienende, der Reiche, wie der Arme. Bis dahin wollen wir also sowohl nach den ewigen Gesetzen der Vernunft, als nach denjenigen der Moral (und was ist Moral wohl anders als die höchste Vernunft?) jenen milden Gewalten gehorsamen, die bei all den Mängeln, welche ihnen ankleben mögen, vor der Hand noch so nothwendig sind, um uns gegen uns selbst in Schutz zu nehmen.

Wohl verstanden, ich sage damit nicht im Geringsten, daß die Sachen in ewigem Status quo bleiben sollen, ja ich rathe sogar, daß in unsern Zeiten Niemand Pakte auf ewig schließe, denn keine Ewigkeit dürfte kürzer währen als diese.

Auf dem Rigi. Dritter Regentag.

„Der stolze Mensch mißt kühn der Erde Breiten,
„Blickt tief in die Natur, und ihm ist Alles Licht,
„Kennt Alles außer sich, doch nur sich selber nicht!"
Pfeffel.

Sollte man es wohl glauben? Mit allen Dingen und Erscheinungen auf dem Planeten ließ sich der unermüdliche Geist des Menschen in sorgfältige Prüfung und Forschungen ein — nur nicht mit seinen eigenen Angelegenheiten, mit des Lebens höchsten Interessen. Und welche könnten ihm denn wichtiger sein, als die gesellschaftliche, die Einrichtung des eigenen Heerds? Mächtig schritt der Mensch in seinen Entdeckungen und Erfindungen vorwärts, wie man denn besonders dieses Jahrhundert ein Jahrhundert der Erfindungen nennen darf; aber Jahrtausende zurückgeschaut — was hat er denn seitdem für sein wahres Erdenglück, für sich selbst erfunden und entdeckt? Mit Wahrheit gesagt, so viel wie nichts! Bis dato ist er nicht einmal so glücklich gewesen, Kopf und Herz — Dinge, die doch an Einem Körper und nur circa einen halben Schuh von einander entfernt sind, — in friedliche Uebereinstimmung zu bringen; ja der bei weitem größte Theil der Menschen lebt wie Automaten dahin, den großen Kampf zwischen Geist und Gemüth, zu dem sie doch täglich ihre Arme und Beine herleihen, vollkommen ignorirend. Und was wäre dann die große französische Revolution mit al-

len ihren Gräueln anders gewesen, als die Fortsetzung dieses so unnatürlichen Kampfes, in mitten der Wohnungen der Menschen? — Wer daran noch zweifeln könnte! Sieht man nicht jetzt nach einem geringen Kronos von ungefähr 25 Jahren schon die Sache mit andern Augen an? Doch wie weit ist man noch von unpartheischer und leidenschaftsloser Beurtheilung entfernt! Man darf dieß ohne alle Anmaßung behaupten, denn nur das gilt, was dem Wahnsinn des Parteigeistes taugt. Das rein-menschliche Interesse steht — wie immer — im tiefen Hintergrunde. Und so schreibt die Religion, das Herz oder Gemüth (oder wie man diesen Geist bezeichnen will, der unter der Decke dieser Wörter sich ausspricht) alle begangenen Gräuel der Revolution, auf alleinige Rechnung der Philosophie, des Verstandes oder Kopfes. Daß nicht arge Sünden mit dem Mantel dieser Worte überdeckt worden, wer möchte seine Augen so muthwillig schließen, und die Wahrheit dieser Behauptung nicht einsehen wollen? Ihr, der Wahrheit vor Allem die Ehre! Aber ist es nicht eben so wahr, daß der Religion, dem Gemüth und dem Herzen schon oft eben so arg mitgespielt wurde? War die saubere Bartholomäusnacht nicht angeblich ein christliches Werk? Wer möchte aber so unbillig sein, dieselbe auf Rechnung des Christenthums, des Propheten von Nazareth und seiner Apostel zu schreiben? Nur viel frömmere Leute als diese konnten so schrecklich gottselig sein. — Und so wie die Religion nichts dafür kann, daß man so entsetz-

lich religiös ist, so kann auch die Philosophie nichts für den ungezügelten Verstand. Gewiß werden es nicht Plato und Sokrates sein, die man an dem jüngsten Tag als Urheber der französischen Revolution anklagen wird. Sonst ist es in bester Ordnung, daß man die Leute sowohl aus tiefer Einsicht — als auch mit großer Herzlichkeit niedermetzeln kann. Und gewiß niemals unter andern Titeln, sonst würde es die Polizei nicht gestatten. So z. B. erklärte der Marschall von Tavannes auf dem Todbette seinem Beichtiger, er hätte zwar große und arge Sünden begangen, hoffe aber mit Zuversicht, daß sie ihm Gott verzeihen werde, weil er der Urheber der Bartholomäusnacht gewesen. Jener furchtbare Fleischer, der sich in den Septembertagen der Revolution öffentlich rühmte, an einem Tage so viele Menschen hingeschlachtet zu haben, um wie viel besser oder schlechter steht er gegen den Erstern da?

Dieß war nämlich der Verstand eines Fleischers und jenes die Religion von Tavannes. Einen weitern Unterschied zwischen 1572 und 1792 giebt es nicht, als in den Jahreszahlen. So meine ich, daß sowohl die Religion, als die Philosophie mit ihren Opfern endlich einmal wohl zufrieden sein könnten. Wenn beide Parteien sich die Mühe geben wollen, in dem voluminösen Buch der Weltgeschichte nachzuforschen, so werden sie noch vielen Stoff zu gegenseitiger Anklage finden. Exempla sunt odiosa. Mir genügen die bereits angeführten. Auf die

Worte Philosophie und Religion werde ich mir aber erlauben, gelegentlich zurückzukommen und die Gelegenheit, denke ich, wird nicht fehlen!

Auf dem Rigi. Vierter Regentag.

„Freiheit schuft Ihr Euch,
„Habt zum Ungeheuer die Göttin umgeschaffen,
„Reinigt Euch,
„Und fleht der Entweihten,
„Daß sie Euch sie verzeih', die Verwandlung!"
Klopstock.

Es wundre sich Niemand, daß ich bei Gelegenheit der Principien der Freiheit auf jene der Religion zu sprechen kam. Streben beide Geister doch nur zur Erreichung eines und desselben Zieles, und erleiden auf dem langen Wege dahin beinahe dieselben Schicksale. So wie die göttlichen Pharisäer ihrer Religion größern Schaden zufügten, als Legionen von Cannibalen niemals vermocht hätten, ebenso schlugen die blinden Anhänger der Freiheit derselben tödtlichere Wunden als ihre Widersacher. — Die so hohen Ideen der Freiheit und Gleichheit sind nichts weniger als gottlos, wie einige gottlose Frommen vermeinen. Wenn ein Robespierre, St. Just und andere sie so ungezogen aufnahmen, was kann der reine Geist dieser herrlichen Ideen dafür? Wie! (könnten mir vielleicht einige Leser bei oberflächlicher Lektüre dieser Phrase zurufen) wenn St Just die Leute zu Hunderten in die

Rhone werfen ließ u. s. w., so wäre dieß bloß ungezogen? — Und doch ist nur ungezogen das rechte Wort hiefür, denn nie würde ein Robespierre die Guillotine zum Etablissement der Freiheit gewählt haben, wenn man ihn anders erzogen hätte. Ich meine hier nicht die Erziehung der Eltern (diese konnten ihn sogar gut erzogen haben), sondern die Erziehung der Umgebungen oder vielmehr die schlechte Erziehung des ganzen Zeitalters, welches die schönsten Ideen, die jemals in Menschenherzen gekommen sind, mit so ungezogenen Manieren aufnahm. Daß man ja nicht glaube, dieser Robespierre wäre ein Mensch, der aus der untersten Hefe heraufgestiegen, ganz ungebildet gewesen, der weder lesen noch schreiben konnte. Nein! er hat vielmehr die Mißbräuche seiner Zeit so richtig beschrieben, daß man jedes Wort seiner dießfalls deponirten Ideen ungeniert und, ohne im mindesten ein Revolutionär zu sein, ganz unbedenklich hätte unterschreiben können. Aber ein so geschickter Arzt im Erkennen der Krankheit, war er mit seinen Heilmitteln der größte Pfuscher, und wollte wie Dr. Sangrado die ganze Welt mit Aderlassen kurieren. Viele seiner Patienten würden noch leben, wenn sie nicht unglücklicher Weise ihn zum Doktor gehabt hätten, denn seine Arznei war nichts Geringeres — als der Tod selbst! —

Wie aber kann man denn dem Schlechten, dem Ungezogenen, und den furchtbaren Verirrungen der Menschen mit Erfolg entgegentreten? Durch Pathos nun ein=

Bayerische
Staatsbibliothek
München

mal nicht. Es wäre sogar möglich, daß — wenn diese Marats, Carrier's u. s. w. von uns mit gebührendem Abscheu Scheusale, Bluttrinker u. s. w. genannt würden, Andere sie gar für verfolgt betrachten könnten. Wenn die Sache an sich selbst nicht so traurig wäre, möchte vielleicht das Lächerliche noch allein helfen. In ihm liegt nicht selten der höchste Ernst; nur muß man hübsch bei der Natur und Wahrheit bleiben — denn sie allein sind es, welche den tödtlichen Funken erzeugen, der in dem Blitze der Satire liegt.

Auf dem Rigi. Fünfter Regentag.

„Nos plus grands maux nous viennent de nous!“

Rousseau.

O! Natur und Geist, anscheinend so verschieden, und im Gegensatze — bei näherer Prüfung aber in geheimnißvollster Verbindung. Mit den Bildern der Natur erkläre ich mir so manche Erscheinungen der Seele, so wie mir die sinnreichen Aufschlüsse des Geistes die leblose Natur plötzlich beseelen. Daß wir uns doch nie so weit von ihr entfernt hätten, um mit allem Reichthum an Wissen arm zu sein; und daß — mit einem Worte — nach so vielen Jahrtausenden noch immer das Herz den Kopf und der Kopf das Herz sucht. Bevor sich diese Dinge gefunden, ist an keinen Frieden, noch weniger aber an ein Paradies zu denken. Daß man dasselbe jedoch wieder aufsucht,

wenn schon unglücklicher Weise verkehrt, ist immer schon ein sehr gutes Zeichen. Dieses Suchen ist sogar der Saame seiner spätern wirklichen Erscheinung auf Erden. Vor der Hand — wir wissen es — kann man billiger Weise nichts Besseres verlangen. Auch hier sehen wir die Erscheinungen des Geistes in genauem Zusammenhang mit jenen der Natur. Ungeschickter Weise nahmen sich Einige heraus, den seit Jahrhunderten in ihren dunkeln Kammern befindlichen Völkern unvorbereitet und plötzlich Lichter auf die Tische zu stellen. Und man wunderte sich, daß die Menschen strauchelten — und über einander hinpurzelten! Unstreitig hatte man sich eine zu große Idee von dem menschlichen Geistesauge gemacht, denn die Menschen zeigten hier recht deutlich, wie genau sie mit der übrigen gewöhnlichen Natur zusammen hängen. Fledermäuse und Eulen würden es in ähnlichem Falle um kein Haar anders gemacht haben. — Man gehe nur mit einem Lichte versehen, in eine finstere Höhle, und alsobald wird man gewahren, wie, von dem Lichte geblendet, die armen Nachtvögel, in unsicherm Herumflattern und gräulicher Confusion, sich selbst die Köpfe zerschellen werden. Licht und Natur sind nun einmal verschiedene Dinge, und der Mensch gehört bekanntlich der Letztern mehr als dem Erstern an. Dem Himmel sei Dank — ist es ihm allerdings möglich, zum Lichte zu gelangen, allein nur auf dem Wege der Natur und gradatim. Die Alten waren nicht so ungeschickt, als es Manchem scheint. Ihre Fabel

von Ikarus, die herrlichste Allegorie, bestätigt völlig diese Behauptung. Doch mache man dem Menschen keine Vorwürfe wegen seiner blöden Geistesaugen — er ist bei der Sache so ziemlich unschuldig — und die Natur — die Natur, mit welcher er so sehr zusammenhängt, wird hier immer zu seinen Gunsten sprechen. Was kann er dafür, wenn er nach dem Wesen seiner Gattung die plötzliche Erscheinung des Lichtes nicht zu ertragen vermag? —

Hier der Beweis:

Kein Sterblicher wird das helle Licht des Tages sogleich aushalten können, wenn er zuvor Jahre lang im dunkeln Kerker gesessen (und wo saßen denn bisher die Nationen anders?) oder wenn er zuvor blind war. Sobald der Arzt dem Blinden den Staar gestochen und seine Operation glücklich vollendet hat, so wird sein erstes Geschäft sein, daß er dem Patienten alsobald wieder die Augen verbindet, nur allmälig wird er ihm das Licht aufzunehmen erlauben, und zwar zu seinem eigenen Besten, denn es wäre ja sehr möglich, daß der ungewohnte Reiz des neuen Lichtes ihn zur vorigen Blindheit zurückführte. Bei allen, auch sonst ganz gesunden Menschen gewahrt man recht deutlich, wie sich die Pupille des Auges zurückzieht und kleiner wird, wenn man seine Richtung zum Lichte hin nimmt, und wie diese Pupille sich wieder allmälig vergrößert, wenn man sich von demselben abwendet.

Daher ist es eine ausgemachte Sache, daß man den

Menschen nur so viel Licht geben darf, als sie für den Augenblick gerade zu ertragen vermögen.

Christus, der größte aller Philosophen, welche den Planeten betraten — mit einem Worte — ein Gott, wußte recht wohl, wie viel er seinen Zeitgenossen sagen durfte, und behielt weise dasjenige für sich zurück, wovon er überzeugt war, daß sie es nicht ertragen konnten. Da er ihnen so manches Jahrtausend vorauslebte, so hatte er schon Mühe genug, ihnen dasjenige zu verdeutlichen, was er wirklich mittheilen wollte. Obschon er als Rabbi gut hebräisch sprach, verstand ihn das Volk, ja seine nächste Umgebung öfters gar nicht. Nicht selten war er gezwungen, um seinen Jüngern den Geist seiner Moral zu verständlichen, die Bilder der Natur zu Hülfe zu rufen, nämlich, sich der sogenannten Gleichnisse zu bedienen. Man weiß, daß zu dieser Verständigung oft ein paar Gleichnisse nicht ausreichten. Freilich waren die Apostel nichts weniger als rationelle Leute, bloß Fischer, Zöllner u. s. w. Aber selbst den Weisen in Israel ging es um kein Haar besser, wie denn z. E. Nicodemus wegen der Lehre der Wiedergeburt die bekannte so ungeschickte Frage an Christus richtete. Die Fragen unserer Zeit liegen fast auf nicht weniger tiefem Grunde, und werden nicht selten eben so oberflächlich und ungeschickt beantwortet.

Daß ich, ein Laie, mir anmaßen wollte, sie erschöpfend zu erledigen, wird wohl Niemand glauben; so et-

was vermag nur das Allgemeine, nur die Konkurrenz aller Menschenfreunde, nur der umfassende Verstand des Ganzen. Der Mühe ist es aber wohl werth, sich über die höchsten Interessen des Lebens einmal allgemein zu besprechen. Die Billigkeit verlangt, daß man Jeden, auch den Geringsten, anhöre, insofern er sich mit Würde und Ruhe ausspricht. Es ist freilich wahr, daß bei diesem Sichaussprechen eine sorgfältige Prüfung nothwendig ist, ob sich unter die höchsten Interessen des Lebens nicht fremdes Interesse mische. Die französische Revolution und ihr Ausgang hat uns dieß wohl am besten gezeigt. Frage doch Niemand, was man durch sie gewonnen. Gewonnen durch sie haben gar viele Leute, denn in diesem trüben Wasser war gut fischen. Und die Fischer kamen von allen Seiten, ja bis über den Ocean her. Von den materiellen Gewinnsten ist aber hier nicht die Rede. Die Zahl derjenigen, die sich selbsten täuschten, ist zum Glück der Welt größer als solcher, die es absichtlich thaten. Kommen einmal die Ersteren zur Erkenntniß, dann ist schon Alles gewonnen!

Ich erinnere mich, in meinen Knabenjahren einmal das Schema zu einem herrlichen Paradies in der Tasche gehabt zu haben. Glücklicher Weise aber realisirte sich dasselbe keineswegs, denn hätte sich mein Plan verwirklicht, so würde ich selbst am wenigsten in mein Paradies gepaßt haben!

Auf dem Rigi. Sechster Regentag.

„Laßt lächelnd mir einen Wahn,
„In dem sich Jud' und Christ und Muselmann
„Vereinigen, — so einen süßen Wahn!"

Lessing.

O! die ungeschickten Wiederbringer des Paradieses im Nachbarlande? So etwas Herrliches mit Pulver und Blei herstellen zu wollen — mit Anwendung aller jener heftigen Leidenschaften, die wohl eher geeignet sind, ein Paradies zu zerstören, als dasselbe zu schaffen, oder das projektirte große Gebäude der Freiheit aufzuführen.

Wer wollte nicht einräumen, daß das alte europäische Haus baufällig war und ist? wer aber hätte glauben sollen, daß unsere Nachbarn, die höflichste Nation von der Welt, so ungalant sein konnten, es den Leuten über den Köpfen einreißen zu wollen? Ich sage wollen, denn, Gott sei Dank, ist es nur beim Wollen geblieben, und wird immer beim Wollen bleiben, wenn man die Sache nicht vernünftiger und billiger unternimmt. — Ich denke hier vornämlich an den Bau eines neuen Hauses, denn das Niederreißen des Alten möchte am Ende eben nicht so gar schwer sein. Wohin aber ohne Obdach? Hüten wir uns vor Allem, nicht den Abderiten ähnlich zu werden — oder sie gar zu übertreffen, sonst könnte neben seinen furchtbaren Unglücksfällen, unser Jahrhundert noch das lächerlichste

werden. Bisher sahen wir nämlich stets (es ist freilich nur der Anfang) die Versuche, mit Gewalt ein glücklicheres Zusammenleben herbeizuführen, von allen Scenen des Unglücks und Jammers begleitet, und es wurden nichts weniger als jene Ideen der Freiheit verwirklicht, die in dem ursprünglchen Plane lagen. Mit einem Worte — es ruhte auf diesen unbilligen Unternehmungen kein Segen. Immer gewahrten wir am Ende Schlauköpfe sich der Sache bemächtigen, und dieselbe zu ihren Gunsten ausbeuten. So fand Napoleon für gut, das allgemeine Interesse der Menschheit jenem der Familie Buonaparte unterzuordnen. Zum Glück hatte die Vorsehung mehr Mitleiden mit den Menschen, als diese mit sich selbst — und so ging durch Elementarereignisse ein Despotenreich plötzlich unter, welches eine längere Dauer befürchten ließ. Frankreich ist nun zu der Institution der Monarchie seiner Könige zurückgekehrt, doch, wie ich höre, unter Beschränkung ihrer Gewalt, und zu erwartenden weitern günstigen Concessionen für das Volk. Die nächste Zukunft wird uns bald zeigen, welch einen weisen Gebrauch Regierte und Regierende von diesen bessern Verhältnissen machen werden. Daß unter denselben die Freiheit sich leichter Bahn breche, scheint mir jedenfalls unbezweifelt. Nur kein Paradies mehr mit Gewalt, und selbst nicht mit dem Opfer eines einzigen Menschenlebens! Die Sache muß sich friedlich — ohne Messer und Gabel — machen, und wenn etwas zerstört werden sollte, so sei

dieß nur die Heftigkeit unserer ungemessenen Leidenschaften. Es ist hohe Zeit, dieselben einmal zu Grabe zu tragen, man braucht keine andern Todten und Verwundeten mehr! — Niemand, und wäre es selbst der mächtigste Monarch, mit dem besten Willen, besitzt das Recht, die bestehenden Verhältnisse mit Gewalt zu ändern, immer muß billiger Weise das Allgemeine zuvor darüber befragt werden. Wie aber kann sich das Reich der Freiheit denn je etabliren; da der Besitzende niemals freiwillig cedieren wird, und eben so wenig diejenigen, welche de dato noch von den Mißbräuchen leben?

O ihr aufrichtigen Freunde der Menschen! bedenkt, daß Alles gewissen ewigen Naturgesetzen unterworfen ist, und mit seltener Ausnahme der Mensch gerade dasjenige wird — wozu man ihn erzogen. In der Erziehung allein liegen die tiefern Keime seiner Glückseligkeit, wie man denn durch sie Spartaner und Weichlinge — Vernünftige und Dumme, Sklaven und Freie heranbilden kann. Auch die Blume der Menschheit erfordert ihre Pflege, und lange Zeit zur Reife!

Gewiß, es soll nicht bei dem alten Elende bleiben. Menschenliebe wird den Ausgang zu finden wissen, ja sie hätte ihn schon längst finden sollen. Ach, sie ist halt nur eine M e n s ch e n liebe!

Wenn sich einmal allgemeine Stimmen in ruhiger Weise über Menschenwohl erheben werden (und diese Zeit scheint mir nicht mehr so außerordentlich ferne zu sein),

alsdann, ihr lieben Freunde! wollen wir über eine Sache, die uns so nahe angeht, doch auch ein Wörtchen mitsprechen. Dann dürfte auch unsere materielle Erlösung in Bälde zu erwarten stehen, und jener, welcher des Sklaven jetzt noch spottet, freiwillig dem milden Zwange billigerer Gesetze huldigen. Aber — wohl gemerkt — die Sache wird nicht so kommode gehen, wie sie früher oberflächlich gepredigt und leichtsinnig aufgenommen wurde. Wenn gleich unblutig, wird der geistige Kampf ein größerer sein, denn die Devise der Kämpfer heißt hier „Opfer und Entsagung“! Nie wird das wahre Reich der Freiheit aus unserer Staaten Mitte direkt entblühen. Ja, in diesen Staaten darf niemals der willkürliche Versuch hiezu gewagt werden, da nun einmal die Erfahrung lehrt, daß alle diese Versuche statt der erwarteten Freiheit nur Verwirrung und Unglück brachten. Und so kann die Musterschule zu einem bessern und billigern Zusammenleben der Menschen, welche mir das eigentliche Geheimniß zur Wiederauffindung des Paradieses zu sein scheint, oder nach einer andern Sprache zu dem mathematisch richtigen Vernunftstaate — nur in einem fernern Lande, in einem Urwalde, wo keine Erschütterungen durch Beleidigung der bestehenden Staatenverhältnisse zu befürchten sind, errichtet werden. Dort erziehe deinen Menschen und dich selbst! Und wenn das Bild deines Musterstaates ächt ist, so wird seine mathematische Schönheit die ganze Welt ergreifen, und der aufrichtigen Menschenliebe und

ihrem edlen Eifer unfehlbar die Palme des Sieges werden!

Auf dem Rigi. Siebenter Regentag.

In dem weiten Reich der Geister
Herrscht ein tausendjähriger Krieg;
Endlich aber ward der Sieg
Jenem großen, edlen Meister,
Der die Wahlstatt sich erschaffen; — —
Mit der Liebe edlen Waffen
Kämpfend gegen eine Welt,
Fiel, und siegte auch der Held!

Kennst du ihn und seine Feinde?
Kennst du jenen langen Krieg?
O! so nenne mir den Sieg,
Der das Reich der Geister einte;
Nenn' mir auch den großen Helden,
Der in Mitte seiner Welten
Ohne Panzer, Schwert und Schild,
Solche Thaten einst erfüllt.

Und du schweigst und stehst bei Seite —
Scheint dir nicht des Tages Licht?
Warum denn gewahrst du nicht,
Was man gestern sah und heute?
Was in alle Ewigkeiten
Glanz und Ruhm dem wird bereiten,
Der uns jenen Sieg verhieß,
Und das schönste Herz bewies! —

Ob ich rede, ob ich schweige,
Wandert sie dahin, die Zeit,
In die lange Ewigkeit;
Doch des Lebens kurze Neige
Trübt der liebelose Streit.
Wo ist Ruhe noch und Frieden?
Ach! sie sind dahin geschieden,
Sind der Leidenschaften Spiel —
Und so ferne liegt das Ziel!

Doch so klein und so geringe
Auch noch unser Wissen sei,
Schwebet doch die Seele frei,
Ahnet kühn die höchsten Dinge,
Und ihr räthselvolles Wesen
Wird die nahe Zukunft lösen — —
Doch in voller Freiheit nur! —
Wärst du jetzt nicht auf der Spur?

Freiheit, Gleichheit — ros'ge Träume,
Fromme Wünsche noch bis jetzt;
Von der eigenen Hand verletzt
Fallen deine Freiheitsbäume, —
Die Natur mag dich belehren,
Nie siehst du von ihr begehren,
Was sie liebend nicht gehegt,
Was sie nicht zuvor gepflegt.

Warum stets nur in der Ferne
Suchst du den verhaßten Feind?
Weil du's herzlich nie gemeint,
Fliehen dich die eignen Sterne!
Was du wähnst auf weiten Wegen,
Ist dir ja so nah gelegen,
Nicht die Fürsten wie vermeint,
Du, du selbsten, bist dein Feind!

Nicht dein Gott ist's, der so strenge
Dir dein Paradies entzieht;
Du bist's, der es selbsten flieht,
Dem die weite Welt zu enge; —
Der das blühend schöne Eden
Herzlos in den Staub getreten! —
Schuf dein Gott dich darum frei,
Daß dein Loos — Verzweiflung sei?!

Die Natur sei dir ein Spiegel —
Wie sie selbst des Gottes Bild.
Siehe, wie der Geist so mild
Tief in sie geprägt sein Siegel;
Läßt sie handeln nach Gesetzen,
Die er selbst nicht mag verletzen,
Und du willst im Übermuth
Wagen, was ein Gott nicht thut?

Frei gab er dir seine Erde
Und mit ihr den edlen Geist;
Und du fühlst dich so verwaist?
Kömmst mit drückendster Beschwerde
Deine Brüder anzuklagen,
Dich mit eigner Hand zu schlagen! —
Nahm Gott sein Geschenk zurück?
Nein! — er läßt dir dein Geschick! —

Träumer großer Strafgerichte,
Einer finstern Unterwelt —
Was die Köpfe uns zerschellt,
Liegt nur in der Weltgeschichte;
Die Erynnien und Medusen,
Sind Erfindungen der Musen,
Einer Phantasie Gewirr;
Ach! die Furien sind — nur wir! —

Traur'ge Wahrheit! doch verzage —
O! verzage darum nie!
Denn nicht ewig währet sie,
Deine selbst geschaff'ne Plage;
Kommen wird der ewige Frieden
Mit den duft'gen Frühlingsblüthen,
Und die Früchte wirst du seh'n,
Wenn sich — Geist und Herz verstehn!

B.

— — — — Und hiemit endige ich meine Reflexionen — die Nebel fliehen bereits von den Bergen — der lange Regen ist vorüber. Schon sehe ich das Stanzer Joch von Wolken befreit — es wird schön Wetter, und wir können unsere Reise fortsetzen. —

Meiringen, den 15. Juli 1814.

Endlich sind wir auf der Brünig! — Das Bergsteigen kostet Mühe! Doch wie schön sind wir dafür belohnt. Der himmlische Anblick der stillen Thäler von Unterwalden und eine kleine Strecke weiter, die überraschend bezaubernde Aussicht auf das liebliche Haslithal vergütete uns alle Mühe reichlich. — Wie ein Garten in tausend grünen Matten, scheinbar in gleiche Theile abgeschnitten, lag das schöne Thal vor unsern entzückten Blicken. Unzählige Bäche in mannigfaltigen Fällen stür=

zen sich von den Höhen herab und eilen geschäftig dem Strome der Aar zu, die sich wie ein Silberfaden durch das Grün der Gärten zieht. — O! geschwind hinab in dieses zaubervolle Paradies — dem Fuß der Scheidegg zu, zum mächtigen Sturz des Reichenbachs. — Da sind wir schon und unsere Kleider von den Staubwolken des Falles, die ein heftiger Wind uns entgegenweht, ganz durchnäßt. — Alle meine Sinne sind von der Wuth des Elements ergriffen, ein ewiger Donner, ein ewiger Sturm waltet hier. — O Gott! groß bist du in deiner Natur, in der du dich deinen Geschöpfen geoffenbaret! — und sie, die von der Macht deiner kleinsten Werke — von Schreknißen ergriffen, zurückbeben, sie wollten sich erkühnen, dich selbst zu schauen?!

„Mit Staunen steht der Mensch in dieser Alpenwelt,
„Wo die Natur den Schrecken und Liebliches gesellt,
„Hier gränzt ein grünes Thal, wo Fried und Ruh sich zeigen,
„An Felsen, welche kühn die Wolken übersteigen;
„Dort stürzen wilde Ströme sich in ein gräßlich Grab,
„Hier fällt ein stiller Bach in Staub vom Fels herab; —
„Doch Alles, Alles schwindet beim Anblick jener Massen,
„Die in dem Hintergrund den Horizont umfassen!
„Voll Majestät und Ernst hebt aus dem düstern Chor
„Der Jungfrau silbern Haupt zum Himmel sich empor!
„Ja hier, wo jeder Blick auf neue Wunder weis't,
„Erkennt der Zweifler selbst den allgewalt'gen Geist!

B.

Lauterbrunnen, den 18. Juli 1814.

So ist nun der sehnliche Wunsch, den ich seit so vielen Jahren nährte, wirklich erfüllt — ich bin an dem Fuße der Gletscher! —

Etwas mühsam war der Weg von dem Wetterhorne hieher — ich ruhte aus bis Mittags, und erst nach dem Essen beschloß ich, mit meinem Freunde einen größern Spaziergang in dieses so interessante Lauterbrunnenthal zu machen. — Wir nahmen unsern Weg auf der linken Seite der Lütschinen in möglichst gerader Richtung gegen die Jungfrau. Kaum hatten wir Lauterbrunnen verlassen, so erblickten wir die vielen Wasserfälle des Thales, die ein beständiges Brausen in demselben veranlassen. Hier ist wahrhaft das Land der Najaden, die in unzähli-

gen Quellen und Bächen ein ewiges Geplätscher in dem Kessel der Berge unterhalten. Siehe da einen Bach, der hoch von dem Felsen senkrecht herabfällt (seine Höhe mag ungefähr 800 Schuhe betragen). Das Wasser erreicht in compakter Masse die Tiefe nicht mehr, verbreitet aber in seiner Auflösung einen ewigen Regen in der Nähe. Es ist der Staubbach! Doch ist dieser Wasserfall noch keineswegs der interessanteste im Thale. Die Wassermasse des nahen Trimmelbaches übertrifft jene des Staubbaches bei weitem und bildet äußerst interessante Fälle, da sich der Bach ein tiefes Bett durch die Felsen gehölt hat, durch welche er donnernd hinabwüthet. — Siehe nicht fern davon den Rosenbach, der in den fürchterlichsten Klüften, gleichsam das Tageslicht scheuend, dahin schäumt. Von Süden kömmt der Schmadribach von den Gletschern des Breithorns herab, ihm zur Seite stürzt der Ruffibach von einem andern Berge hinunter. Aeußerst lieblich führt dieser Bach in ziemlicher Breite seine Wassermasse, die ebenfalls bedeutender ist, als jene des Staubbachs, in anmuthigen Fällen dem Thale zu; — ja ich bin nicht im Stande, die Namen aller dieser Cascaden zu bezeichnen, deren kleinster schon das allgemeine Interesse bei uns in Anspruch nehmen würde. — Welch außerordentliche Naturschönheiten in mannigfaltigster Abwechselung both uns diese kleine Reise, sie wird in meinem Gedächtniß unauslöschlich bleiben! — Nicht über eine halbe Stunde breit ist das Thal, von dessen Westseite sich der Plätschberg

an das mächtige Schwarzhorn und Tschingelhorn reiht, und auf der Ostseite die Jungfrau in ewigem Schneegewand sich erhebt. — Gegen Süden aber wird es begränzt von dem Breit-, Mittag- und Großhorn. In unbeschreiblicher Majestät neben dem Finsteraarhorn (13,234 Fuß über dem Meere), ragt die Jungfrau (12,872 Fuß über dem Meere) in ihrem erhabenen Schneegewande, welches bis in das Thal hinabreicht, über alle andern Gipfel hinaus, und fesselt das Auge des erstaunten Wanderers. Schon das Fußgestelle des gewaltigen Berges ist zur Bewunderung hinreißend — ein kahler, breiter Fels, dessen Wände in tausenden von Schuhen sich senkrecht hinabziehen, bildet das Postament, von welchem in Gletschern und Schneefeldern die Felsen der Jungfrau sich zu einer schwindelnden Höhe emporthürmen, welcher das Auge kaum mehr zu folgen vermag! Lange verweilten wir an diesem erhabenen Standpunkte, und vermochten unsern Gefühlen keine Worte zu leihen, ja gewiß ist noch Niemand an dieser Stelle gestanden, der nicht die Macht des großen Bildners der Natur tief empfunden hätte!

Stanz, den 20. Juli 1814.

Heute wohnten wir hier einer Landsgemeinde bei. Viele Leute von nahe und ferne strömten herbei, der ganze Rath des Kantons war versammelt, und beinahe alle Bauern, die hier über ihre Landesangelegenheiten

selbst berathschlagen. Ein großer Zug, bei welchem sich auch einige in alter Schweizertracht gekleidete Bauern befanden, die auf großen Alphörnern bliesen, marschierte auf einen freien Platz. — Dort angekommen, trat der Landammann auf, und hielt eine Rede, in welcher er verschiedene Gegenstände vorschlug, die man zum Theil annahm, zum Theil verwarf. — Dann kam der Säckelmeister und mit Andern diese hielten ebenfalls Reden. Aus derjenigen des Finanzministers, hier zu Lande „Säckelmeister“ genannt, behielt ich ungefähr Folgendes im Gedächtniß: —

„Hochgeachteter, hochgeehrter, wohlgeborner Herr „Landamma! Und ihr, mine liaba und getrüa Lands„lüt!“

„Da i nun myn Amt niederleaga mueß, so sag i „halt viela Dank für d'Liab und s'Zutrauen, das Ihr „mir bis dato g'schenkt habt, und um üch zu bewisa, „daß i nur für's g'myn Besta arbeit, und immer das „Woal miner lieba und getrüa Landslüt vor Auge ha, „so will i saga, was i ungefähr ausgeba ha, damit Ihr „seath, wie schwer s'ist, wenn man am Ruader des „Staats mit sitza muaß (hierauf folgte die Abrechnung).“— Geschrei der Bauern, daß zu viel ausgegeben worden. — „So will i denn,“ fuhr der Redner fort, „alles spezi„ficira; da ist auf der Sußst z'Alpnach a nüs Dach „g'macht worda, des hat kost, bim Donner! da ist d'Brück „dz'Stanz brocha — bim Hagel, ja des kost! u. s. w.“

Hierauf sprach der Statthalter:

„Nun myne liaba und getrüa Landslüt, da der Hear „Säckelmeister dem schweara Amt scho sit vila Jahre „vorgestanda ist, und man nüt licht an bessera finda „thuet, der so was übernehma kha, so geht my Mynung „dahin, man soll den Hear Säckelmeister bitta, er möcht „halt des beschwerli Amt wieder übernemma. Wer my- „ner Mynung ist, myne liaba Landslüt, der heb sy „Hand uf und geabs zu erkenna!“

Da hoben die meisten die Hände auf und der Herr Säckelmeister übernahm also wieder sein beschwerliches Amt.

Der gemüthliche Provinzialismus der Schweizersprache gefällt mir sehr wohl, ich bin schon ein ganzer Schwizer und die Ausdrücke „ja fryli, bi Gott, grüß Sie, b'hüt is, wünsch Glück“ u. s. w. gehen mir geläufig über die Zunge. Dennoch habe ich Mühe, in den kleinen Kantonen mich verständlich zu machen. Aber einem Sachsen, der mit uns reiste, ging es viel schlimmer; denn da dieser einen Bauern in einer Sache um Auskunft bat, erwiederte ihm solcher ärgerlich: „Bi Gott, i verstah nüt wälsch“, und doch redeten beide dieselbe deutsche Sprche.

Chamouny, den 30. July 1814.

Wer sollte es glauben, daß dieses Thal erst seit 1741 entdeckt wurde? Gerade so, wie man jetzt noch mit Mühe Inseln in der Südsee entdeckt. Es waren zwei Englän-

der, Widham und Bockock, welche die große Entdeckung machten.

Unvergeßlich wird mir die Überraschung bleiben, als ich über den Pont St. Martin die Arve passirte, und plötzlich die Spitzen des höchsten Berges der alten Welt, im dunkeln Blau des Himmels ragend, vor mir sah. Selbst der Anblick der Jungfrau hat mich nicht so ergriffen, da die Überraschung hier eine plötzliche war. — Ich bin schon auf dem Mont-Anvert (5724 Fuß ü. d. M. erhaben). Der Führer Paccard geleitete uns auf das Eismeer. Die Leser werden sich hier der Nouvelle Savoyarde „Claudine" erinnern, doch Paccard wußte nichts davon zu erzählen, obgleich ein Namensvetter von ihm in dieser Nouvelle erscheint. Man machte mir die Proposition, den Jardin, einen grünen Fleck mitten auf dem Eismeer, zu besuchen. Ich habe es wohl versucht, bin aber bald mit den Andern umgekehrt. In diesem Garten mochten wir keine Blumen pflücken, denn den Weg dahin betritt man nur mit offenbarer Lebensgefahr. Eine ganz neue Natur schloß sich uns hier auf. Nichts als Eis — in unübersehbaren Feldern, aus welchen die fürchterlichsten Felszacken hervorragen, deren einige ganz überhängen, während die andern schroffe Pyramiden bilden. Die vorzüglichsten heißen: le Géant, auf welchem Hr. v. Saussure auf seiner Reise nach dem Gipfel des Montblancs 17 Tage mit seinen Begleitern verlebte, le grand Jura, le petit, L'aiguille du Dent ꝛc. Nur Wenige versuchen es, das

Eismeer zu betreten, den Garten beinahe Niemand. — Anfangs mußten wir an den senkrechten Felswänden hinklettern und hatten nur so viel Platz, um immer einen Fuß hinter den andern zu setzen, den Leib ganz gegen Felsen gelehnt. Der mindeste Fehltritt hätte unausbleiblich das Leben gekostet. Endlich kamen wir auch auf das Eismeer. Anfangs ging es ziemlich gut, bald darauf aber sehr schlimm. Wir mußten auf einem kaum schuhbreiten Eiszacken über einen Gletscherschlund passiren, es war gräßlich, in die tiefe Eisspalte hinabzuschauen, in deren unsichtbarer Tiefe wir das Wasser rauschen hörten. Entsetzen ergriff mich, und meine Haare fingen an, sich zu sträuben. — Ein Kandidat der Theologie, der uns begleitete, kehrte sogleich um. Ein anderer — der Medicin — bald darauf. Es konnte nicht fehlen, daß ich, der die philosophische Facultät repräsentirte, bald nachfolgte. Noch nie waren die drei Facultäten so einig! — Es ist aber auch wirklich schaudervoll, über so schmale Eisbrücken zu gehen und den Tod ganz in der Nachbarschaft zu sehen. Daher kehrten wir uns gar nicht an die Pracht der Farben, welche die Strahlen der Sonne in den Spalten des Eises hervorbrachten. Wir fanden mit dem Theologen, „daß nur eins Noth thue,“ lange zu leben auf Erden, und so dankten wir Gott, daß wir uns nach einer kleinen Reise von einer Stunde wieder auf der Terra firma des Mont-Anvert befanden, der mit Alpenrosen ganz übersäet ist, und uns für die Schönheiten des Jardin mitten

auf den Eisfeldern hinlänglich entschädigte. Noch niemals ist ein Paradies so einstimmig, schnell und gerne verlassen worden! —

Ganz gefährlich soll es sein, wenn hier Regen eintritt — kaum waren wir auf dem festen Boden angelangt, so goß er auch schon in Strömen herab. —

Hospitz auf dem Simplon, den 1. October 1814.

Nun so lebe du wohl, freundlich wohnliche Schweiz,
Wo ich der Freuden und Freunde beste, innigste fand,
Unvergeßlich bleibt ewig mir der himmlische Reiz
Deiner freundlichen Thäler, wo so oft ich empfand,
Daß die Natur nur allein wahre Freuden uns beut;
Ach! daß doch Alles verschwindet in dem Strudel der Zeit!
Trennung wechselt im Leben, bis wir dort wieder uns sehn,
Hier auf dem kleinen Planeten kann ja nichts dauernd bestehn; —
Alles erneuert sich wieder, Alles ziehet zum End',
Ewig Glück währet nur dort, wo man einst nicht mehr sich trennt,
Darum ergreife ich munter meinen Bündel und Stab,
Wandre mit fröhlichem Sinn nach Italien hinab;
Was sich auch dunkel verborgen in dem Schicksale neigt,
Mag ich nicht sorgend ergrübeln, eh' mir's die Gegenwart zeigt; —

Ich vertraue mit Muth meinem guten Geschick,
Bracht' es mich freundlich hieher, führt es mich glücklich
zurück!

B.

Sesto, den 3. October 1814.

Wir sind in Italien! Spät in der Nacht trafen wir gestern hier ein. Ich stand frühe auf. Als ich die Jalousien des Fensters öffnete, staunte ich über die gänzlich veränderte Landschaft und Vegetation. Eine um diese Jahreszeit ungewohnte warme Luft, die milde Luft des italienischen Himmels, drang mir entgegen, ich lag daher lange Zeit ohne Furcht vor Verkältung am Fenster. Wir sind in Italien! rief ich meinem Reisegefährten freudig zu, und dieser, die unzähligen Weingärten erblickend, die sich in beträchtlicher Höhe an den Bergen hinaufziehen, antwortete mir eben so freudig: Ja, dieß ist das schöne Italien! Sind wir nicht in einem großen Garten? fragten wir uns staunend — denn über die weite Landschaft sahen wir Laubengänge sich verbreiten, in unzähligen Rebenguirlanden, die sich bis an die Gipfel der Bäume hinauf schlangen. —

Doch fort, fort zu den Borromäischen Inseln! Also, Cameriere, schnell unsere Zeche. — „Subito, Subito, Signori!“ Der Cameriere wußte sie schon auswendig „venti due Schwanziger“ (so heißt man hier zu Lande die 24 kr.

Stücke). „Per il corpo di Bacco, per la Santissima!" ꝛc. riefen wir aus, wir werden diese Zeche nicht bezahlen, und so reducierten wir aus eigener Machtvollkommenheit die geforderte Summe auf die Hälfte, immer noch zu viel für dasjenige, was wir genoßen. Wir hatten nämlich, als wir den Gasthof betraten, versäumt, zuvor um die Zeche zu handeln, und so mußten wir schon in einen sauern Apfel beißen.

Schnell schnürten wir unsere Reisebündel — und bald waren wir an der Schwelle des Hauses, da trat der Cameriere noch einmal auf uns zu, „Signori, la buona grazia, la buona mano", das Trinkgeld sich erbethend, welches wir — über seine Unverschämtheit wegen der Zeche erzürnt — nur unwillig darreichten. Da machte er einen tiefen Bückling unter den Worten: „Grazia mille tanto!"

Am Hafen des reizenden Sees kamen eine Menge Barcajuoli auf uns zu, welche aber für die Fahrt nach den Borromäischen Inseln unverschämte Preise verlangten; ihre Zudringlichkeit war über alle Maßen. Billiger zeigte sich ein Schiffsbesitzer, der gerade mit einer Heerde Schweine fortfahren wollte; doch war er eben so zudringlich, wie die anderen, er ließ uns gar nicht los, und suchte, den Zipfel des Rockes haltend, uns zu überzeugen, daß wir in der Gesellschaft seiner Schweine am billigsten zukommen würden. Cosa fare? wir mußten ihm folgen! denn seine Gelegenheit war unstreitig die beste — eccetto solamente le bestie brutte.

Mailand, den 10. October 1814.

Ich bin schon acht Tage hier und befinde mich sehr gut in der sogenannten „Schweizer Pension.“ Es war daher Zeit, den Dom zu besteigen, was heute vollbracht wurde. Welch ein prachtvolles Gotteshaus! ganz von weißem Marmor aufgeführt. Hoch oben auf der Zinne des Thurmes stehend, betrachtete ich mit Staunen die unzähligen, kühn aufgeführten und mit schönen Statuen geschmückten Pfeiler, und sah hin auf die unermeßliche fruchtbare Ebene der Lombardei, aus deren anmuthigem Grün Villen, Dörfer und Städte in unzähligen weißen Punkten hervor glänzten, wie fern im Nebelschleier die Alpen und die Appenninen das großartige Panorama begränzen. Doch auch der Blick auf die nächsten Umgebungen, auf die Stadt selbst hinab, ist gewiß nicht ohne Interesse. Lange weilte er auf diesem Meer von Häusern und Dächern. Was da wohl in denselben täglich vorfallen mag? — — — — Da könnte uns ein diable boiteux erzählen, wenn er alle diese Dächer aufheben wollte! Und wenn er uns erst in die Geschichte zurückführen könnte, in die Zeiten des Kaisers Friedrich und seiner Gemahlin, in das allerliebste Mittelalter, in die blutigen Fehden der Guelphen und Gibellinen? Hui — und pfui der schönen Weltgeschichte — würde Pater Abraham à St. Clara sagen.

Genua, den 15. November 1814.

Nun sind wir in den Apenninen! allein wir bemerken es kaum, wir glauben uns eher in einer Ebene als in jenem berühmten Gebirge zu befinden. Die Luft, die uns umgiebt, ist warm, ja drückend heiß, wie auf der Ebene — wenige Berge sind kahl, und beinahe alle mit Kastanien und Olivenbäumen bedeckt, Bäume, die in unserm Clima bekanntlich nicht fortkommen, und doch sind wir schon auf einer beträchtlichen Höhe! Bei Gavi genoßen wir eines erhabenen Anblickes und wirklich eines neuen in seiner Art, wie wir ihn sogar in der Schweiz nicht getroffen. Hier erheben sich sieben Bergreihen hinter einander, und so dicht (scheinbar), daß das getäuschte Auge nicht zu glauben vermag, daß sich hinter den Bergen wieder Thäler befinden. Wir waren so glücklich, dieses majestätische Amphitheater bei dem Aufgang der Sonne zu betrachten, wo die verschiedenen Strahlenbrechungen des Lichtes ein außerordentliches Schauspiel gewährten.

Von Voltagio auf die Boghetta (einen der höhern Gipfel der Apenninen) sind es nur wenige Stunden, doch waren es zuviel für unsere Sehnsucht das Meer zu sehen. Endlich kommen wir auf die Spitze des Berges, siehe da liegt vor unsern Augen eine unermeßliche, unübersehbare Fläche, die sich in der Ferne mit den Wolken zu vereinigen scheint. Es ist das mittelländische Meer!

Noch war uns der Anblick von Genua durch einige Vorberge entzogen, doch sahen wir in ein prachtvolles Thal in seiner Nähe hinab, durch welches sich der Waldstrom Polcevera brausend durchwindet und dem Meere zueilt. In Campo Marone, wo wir zu Mittag speisten, zeigte man uns das Zimmer, wo Pius der VII. auf seiner unfreiwilligen Reise nach Frankreich einige Stunden zubrachte. Von Campo Marone aus sind die Hügel auf beiden Seiten mit den schönsten Villen bedeckt, welche die reichen Genueser in dieser fruchtbaren Gegend anlegten, ein Pallast streitet mit dem andern an Pracht, und äußerst freundlich sehen die unzähligen Villen aus dem herrlichen Grün der Weinberge hervor.

Schon von der Ferne gewahrten wir den Leuchtthurm Genuas, der hoch auf einem Felsen die ganze Gegend überschaut, und mit seiner Laterne von den Schiffen über 200 Miglien weit gesehen werden soll; doch noch ziemlich lange währte es, bis wir an die Stadt gelangten. Endlich erlebten wir es, um den Hügel herum zu kommen, und da lag nun das alte Genua, la superba, mit seinen Marmorpallästen und dem Mastenwald seiner Schiffe, wie durch einen Zauberschlag plötzlich im Glanz der Sonne vor unsern erstaunten Blicken. Dieses wundervolle Panorama überstieg wirklich unsere kühnsten Erwartungen, — wir konnten es nicht mehr länger in unserm engen Wagen aushalten und sprangen zu demselben hinaus. Nun wußten wir aber nicht, was wir thun sollten; uns gerade

in die Stadt begeben — oder auf diesen höhern Standpunkt, oder gleich in dem nahen Hafen das Linienschiff besehen, welches da eben vor Anker liegt? — Schon versammeln sich eine Menge Barcajuolis um uns herum, die an unserm Erstaunen über die neuen Dinge leicht abmerkten, daß wir das Meer zum erstenmal sahen, alle schreien uns in die Ohren (denn ruhig sprechen konnte keiner). „La commanda una barca, Signore?“ Dabei schob immer Ein Schiffer den Andern auf die Seite, denn jeder wollte uns führen. Schon waren wir beinahe in eine Barke hineingeschoben, als es uns noch zu rechter Zeit einfiel, daß wir ja nach Genua müßten. Lange wurden wir an dem Thore der freien Stadt mit Visitationen hingehalten, und als wir durch viele Straßen hindurch, an den alten riesenhaften Marmor-Pallästen vorbei, in unserm Gasthofe anlangten, war es bereits Nacht.

Am Bord der Felukke S. Antonio den 16. Oktober 1814.

Voll Erwartung schliefen wir die erste Nacht sehr unruhig, so bald der Tag zu grauen anfing, eilten wir dem Hafen zu. Bald wurde derselbe belebt. Welch ein neuer staunungswürdiger Anblick für uns, die wir nie einen Seehafen gesehen hatten! Welch ein Treiben und Leben hier! daß sich diese unzähligen Schiffe mit ihren langen Wimpeln, Stangen und Schnäbeln nicht unter einander

verwirren, scheint mir ein Wunder. — Siehe, da eilt ein großes Schiff mit vollen Segeln dem Hafen zu, nahe stehende Matrosen sagen mir, daß es ein russischer Kauffahrer wäre. Doch was sind dies für Schiffe, die hier nahe bei uns vor Anker liegen? Es sind englische, man sieht es an ihrer ausgezeichneten Reinlichkeit und Ordnung; — nicht weit davon liegt, wie man mir sagt, ein spanisches, man kennt es wirklich an seinem Schmutze. Doch was sind dies für Schiffe und jene? Es sind französische, holländische, schwedische und türkische Kauffahrer. Und dieses große schwimmende Haus ganz in der Ferne? Es ist der Rivoli, vor wenig Jahren erst von den Franzosen in Venedig erbaut. Als es einmal aus dem Hafen hinausfuhr, um ein Bischen frische Luft zu schöpfen, kamen die Engländer und kaperten es weg; nun ist es also ein englisches Linienschiff. — Geschwinde dahin es zu sehen! Wir sind schon von einem Barcajuole in das Meer in eine Barke hinabgestoßen. Ist es aber nicht gefährlich, sich mit diesem kleinen Fahrzeuge dem Meer anzuvertrauen? Oh Signori, — non avete paùra! — Also wir sind nun auf dem Meere, und bald außerhalb des Hafens. Wenn wir so mit unserer kleinen unansehnlichen Barke an den großen Schiffen vorbeifuhren, und die Ankerthaue derselben in das grüne klare Meer hinabführen sahen, wo zur letzten Tiefe des Ankers unsere Blicke nicht mehr zu folgen vermochten, fing es uns zu schwindeln an — aber jetzt erst, wo wir uns außerhalb des Hafens befanden, auf dem freien offe=

nen Meere und die breiten mächtigen Wogen, die wohl Stundenlänge haben mögen, mit schauerlichem Donner sich an den Felsen und Quadern des Hafens brechen sahen — jetzt ward es uns unheimlich, wenn wir unsere kleine Barke betrachteten, die sich so ganz dem Schaukelsystem hingegeben.

Diese Nußschale auf dem unermeßlichen Becken der See, über ihren unergründlichen Tiefen schwebend, von den Wogen auf die Höhe, und wieder in die Abgründe hinabgetragen! — so daß wir Genua, wenn schon es uns so nahe lag, bald nicht mehr sahen, bald wieder gewahrten, ja da wirbelte es uns vom Fuße bis zum Kopf in sonderbarem Gefühle, ähnlich demjenigen, welches man auf einer Schaukel empfindet, und unwillkürlich dachten wir an die letzten Worte Fieskos: „Rette, Genua, deinen Herzog!“ —

Doch wir sind schon zurück, und glücklich angekommen auf der Terra ferma des Porto franco, getrost sahen wir von dieser Freistätte aus auf die Fläche des Meeres hin, wo die Schiffe in der weiten Ferne im Wellentanze verschwanden und wieder emportauchten; wie viel heimlicher fanden wir es hier unter den Magazinen, wo Waaren aller Art aus- und eingeladen worden! Hier liegt Marmor, Eisen, neben Sammt und Seide, Alles untereinander. Welch ein Treiben, welch ein Gewühl der Leute, Christen, Türken, Juden, Heiden — Menschen, die sich wegen ihrer verschiedenen Religionsbegriffe sonst

anfeinden und verspotten, sie Alle hat der allmächtige Gott Merkur durch seine Genien, die Mäkler, in die friedlichsten Gruppen versammelt. —

Den 19. Oktober 1814.

Soll ich den Leser mit der langweiligen Beschreibung einer Seereise plagen? o dieß sei ferne von mir, ich habe ihn zu lieb. — Was Du nicht willst, daß Dir geschehe, dieß thue Du auch Andern nicht. — Ich kann mich nämlich recht gut erinnern, wie selbst die längst beschriebenen Seereisen so furchtbar langweilig auf mich einwirkten, wie nichts Peinlicheres ist, als die Beschreibungen der Variationen der Winde, einmal aus Osten, das andere Mal aus Westen, aus Süd-Ost, aus Süd-Süd-West u. s. w.; wie die Möven so langweilig um den Mast fliegen — wie später endlich die Windstille aufhört und dann regelmäßig ein Sturm eintritt, dem an Schrecklichkeit nichts gleich kömmt — als die Beschreibung, denn was kann es armseligeres geben, als die Beschreibung der Elemente im Aufruhr! — Ich möchte fast sagen, daß selbst der beste Maler ein deutliches Bild von einer solchen Natur-Scene, mit all den Farben, die ihm zu Gebote stehen, nicht wiederzugeben vermag. Nur durch Allegorien kann man hier sich einigermaßen helfen und so erzähle ich Dir, lieber Leser, wie der berühmte Seemaler Vernet, um das Modell zu einem Seesturm zu haben,

während eines furchtbaren Gewitters sich auf dem Verdeck des Schiffes anbinden ließ (da man auf demselben nicht mehr aufrecht zu stehen vermochte). Versunken in den Anblick der großartigen Natur-Scene, merkte er aber gar nicht, daß das Schiff am Untergehen war, und voll Entzücken über die außerordentliche Schönheit des Schauspieles der empörten Elemente, rief er nur beständig aus: mon dieu, que c'est beau! ah, que c'est beau!“

Und somit habe ich meine ganze Seereise von Genua bis Livorno beschrieben und befinde mich schon Angesichts des lebendigen Ports von Livorno, der sich an den Monte Nero freundlich anlehnenden Seestadt.

Livorno, den 20. Oktober 1814.

Der heutige Ruhetag (denn morgen geht die Reise nach Florenz) wurde zu einem Spaziergang auf den Monte Nero, oder richtiger gesagt an dessen Höhe benützt. Welch eine unermeßliche Aussicht auf die schöne Landschaft und das endlose Meer! aus dessen Fläche gewahrte ich in weiter Ferne ein hohes Eiland hervorragen. Begierig zu wissen, was dieß für ein Land sei, war ich froh, einem Manne zu begegnen, um ihn darüber befragen zu können. Seine Antwort war: „Paése dell' Jmperatore Napoleone.“ Also die Insel Elba. Möge der Kaiser recht lange und glücklich in seinem Paése verweilen, dieß

ist mein sehnlichster Wunsch. Ist es aber auch der seinige? Es wäre sehr unphilosophisch, wenn er andere Wünsche nähren würde!

Florenz, den 22. Oktober 1814.

Wir haben hier bereits so ziemlich Alles gesehen, was zu sehen war — die merkwürdige Gallerie wurde täglich besucht, ja ich habe sie sogar beschrieben und zwölf Quartseiten in ganz kleinem Texte damit gefüllt. Wer wird so etwas lesen? Ich meinerseits wenigstens gewiß nicht mehr!

Schon hatten wir den Vetturin bestellt, schon mühsam mit ihm abgehandelt und unsern Cassasturz gemacht, der sich nach Bezahlung der Zeche so ziemlich auf Null reduzierte, als uns glücklicher oder unglücklicher Weise einfiel, die Kirche St. Lorenzo zu besuchen. In Florenz gewesen zu sein, ohne das kostbare Mausoleum der Mediceer gesehen zu haben, wäre dies nicht unverantwortlich? Allein um in Italien die Sehenswürdigkeiten Alle zu schauen, dazu bedarf es vor Allem Geld, und gerade dies war es, was uns fehlte. Wir hatten die ganze Reise nach Rom, wo uns wieder Gelder erwarteten, sorgfältig bis auf den letzten Heller berechnet, so daß selbst Kaiser Heinrich der IV. einst nicht so wohlfeil baarfuß dahin gereis't sein wird! — Was war aber nun zu thun, um die Kirche

St. Lorenzo besichtigen zu können? Schon waren wir darauf gefaßt, von den alten Mediceern auf ewig Abschied zu nehmen, ohne ihre Bekanntschaft jemals gemacht zu haben, als Einer von uns, ich weiß nicht mehr welcher, auf den vortrefflichen Gedanken gerieth, unsere Taschen zu leeren. Siehe, da fielen bei dieser Manipulation noch eine beträchtliche Anzahl Plutzger, Rappen, Pfennige und andere dergleichen schlechte Münzen (jetzt aber von bedeutendem Werthe für uns) aus Gilet- und Hosensäcken. „Wie! sprach ich, ist das nicht Geld? und können wir damit nicht den Custode bezahlen, der uns die Merkwürdigkeiten des Mausoleums zeigen soll? Wie kann ein florentinischer Custode den wahren Werth eines Rappen, eines Plutzgers ꝛc. taxieren?“ Freilich nach dem geringen Umfange der so kleinen Geldstücke allerdings. „Es kömmt nur darauf an, wie man die buona grazia geschickt in seine Hände spielt“ (sagte mein Freund), „läßt man sämmtliche Geldstücke mit einem gewissen Takte in dieselbe hinein fallen, so kann er sich ja auf einen Moment als den glücklichsten der Sterblichen fühlen!“ Aber wenn er seine Hände öffnet? (erwiederte ich ängstlich) und dies geschieht immer regelmäßig, sobald sich der Geber umkehrt, wie dann? „Könnte da nicht das Grabmal der Mediceer zugleich auch das unsrige werden?“ So entschieden wir uns bald für, bald gegen den Besuch der Kirche St. Lorenzo — der delicate Punkt war eigentlich nur dieser, wer von uns das Trinkgeld überreichen sollte? Jeder lehnte die

Sache höflich ab, da aber beide denn doch so gerne die berühmten Merkwürdigkeiten sehen wollten, so würfelten wir, damit das unvermeidliche Schicksal jenen bestimmen möchte, welcher die buona grazia überreichen sollte. Siehe da, das Verhängniß traf mich! — und so begaben wir uns in die erwähnte Kirche.

Bereits hatten wir sie schon alle gesehen, die schönen Sachen, die herrlichen Basreliefs von Donatello, den kostbaren Sarkophag Cosmus des II., das Grabmal Franz des I. (der Gemahl der schönen Bianca Capello), als uns an dem Grabe Lorenz von Medicis der Custode zu verstehen gab, daß jetzt einmal Zeit wäre, das Trinkgeld zu verabreichen.

Todesblässe bedeckte mein Angesicht, auf einmal sah ich gar nichts mehr von all den edlen Steinen, womit jener Altar eingefaßt war, an dem ich eben stund. In meiner Verlegenheit reichte ich die buona mana, so ungeschickt als möglich dar. „Per la Madonna!“ rief der vor einer Sekunde noch so freundlich schmunzelnde Custode im höchsten Ärger aus, „sarebbe mai possibile questo? o scellerati etc.!“ — und warf uns unter einer Menge maladettis, die Plutzger, Rappen, Pfennige &c. auf den Rücken nach. — Unser Rückzug fiel leider nicht xenophonisch aus, denn weil er zu übereilt angetreten, purzelten wir über die spiegelglattpolierten Stufen des Altars hinab. —

Florenz, den 23. October 1814.

Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Nicht wegen des gestrigen tragischen Vorfalls in der Kirche St. Lorenzo (denn diesen hatten wir bereits glücklich vergessen), sondern wegen eines Scorpions, den ich entdeckt, als ich gerade in das hohe Bette steigen wollte. **Sangue di Maccaroni!** rief ich erschrocken aus, doch nach einer kurzen Jagd erlegte ich ihn mit einem spitzigen Stocke so ritterlich, wie St. Georg den Lindwurm. — — Ach! was bedeutet mein sonst so gesunder Schlaf hier in Italien? nicht nur einmal schon zog ich als Schlafstätte den harten Tisch dem furchtbaren Bette vor, so machte ich es auch gestern — denn bis auf den Tisch — dachte ich mir — kann sich das quälende Ungeziefer doch nicht versteigen.

„Der beste Mensch kann nicht in Frieden leben,
„Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!“
Schiller.

Wegen der Härte des Lagers, das Rippen und Lenden so sehr incommodirte, erwachte ich schon kurz nach Mitternacht, und fieng zum Zeitvertreibe folgende philosophische Reflexion an:

„Warum hat denn der gute Vater Noah Scorpionen, Flöhe, Wanzen ꝛc. mit in seine Arche genommen?

war seine Barmherzigkeit nicht ein wenig übertrieben, und hätte er nicht klüger gehandelt, solch Ungeziefer der Sündfluth Preis zu geben? Da außer einem Paar von jeder Gattung Thiere alle übrigen zu Grunde gehen sollten, warum wurden die Fische allein verschont? Vermuthlich weil sie nicht ertrinken konnten! — Kann man wohl vernünftiger Weise annehmen, daß von den Flöhen ein Paar in die Arche hineinhüpften? — Die Orthodoxen werden zu ihren Gunsten anführen, daß sie sich schon vorher darin befanden, oder vielleicht gar mit dem Patriarchen unbemerkt hinein kamen "

O schreckliche Zweifel! ihr sollt mich nicht ferner plagen, ich will noch alles glauben, was ich als frommes Kind glaubte. War dieß nicht eine selige Zeit, wo ich einst in meiner Bilderbibel mit so vielem Antheile den Fuchs friedlich hinter der Henne die Arche besteigen, und alle wilde Bestien in schönster Harmonie zusammen leben sah! — Warum sollte so etwas nicht wahr, und die Tradition erdichtet sein? Kann es noch wildere Thiere geben, als es die Parteien sind? Versöhnen sich diese nicht jedesmal bei gemeinschaftlicher Gefahr, um sich später bei guter Gelegenheit wieder zu zerfleischen? Und welchem Menschen wäre es wohl unbekannt, daß bei der Sündfluth die größte Lebensgefahr obwaltete? —

Rom, den 26. Oktober 1814.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einzige Rom:
Ihn umgiebt der Schönheit Glanzgewimmel
Und ein zweiter Himmel in den Himmel,
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom!
Schiller.

Da bin ich nun in der ehrwürdigen alten Roma! Ich kann die Gefühle nicht schildern, die sich meiner bemächtigten, als ich heute zu der **Porta del populo** hineinfuhr und in die lange Straßenzeile der ewigen Stadt hineinsah. Welche Erinnerungen!

Sie sind fort, die mächtigen Cäsaren — auf ewig! und wie ein Geist wandle ich noch auf den Gräbern herum unter den Ruinen ihrer ehemaligen Größe, auf diesem klassischen Boden, wo sich Thaten erfüllten, der Unsterblichkeit werth. — Doch es gab bekanntlich nicht lauter Scävola's, Tituse, Antonin's u. s. w., dieser klassische Boden trug auch Ungeheuer, wie sie die Welt niemals sah. Im Verhältniß überwog das Schlechte und Gemeine das Gute und Großartige bei Weitem, besonders bei denjenigen, in welchen sich die höchste Gewalt concentrirte, was uns so deutlich zeigt, daß im Allgemeinen der Mensch einen gewissen Grad von Macht nicht zu ertragen vermag, es sei denn, daß er sich durch die Gesetze des Gei-

stes und des Gemüthes freiwillig binden lasse; aber wo waren diese Bänder damals? Auf Einen Cicero ging immer ein ganzes Schock Catilina's! —

Den 27. Oktober 1814.

„Alles fällt im Lauf der Zeit,
„Alles sinkt dahin in Staub,
„Selbst der Römer Herrlichkeit
„Wurde der Verwesung Raub; —
„Ach! verschwunden ist der Schimmer
„Und dahin der Herrscher Pracht,
„Sieh', nur die bemoosten Trümmer
„Zeugen von der alten Macht! —
„Wenig hat die Zeit gelassen,
„Und in ihrem mächtigen Strom
„Sanken diese stolzen Massen,
„Schwand ein Griechenland und Rom!"

B.

Meine erste Frage und mein erster Gang in Rom war nach dem Forum Romanum — (jetzt Campo Vaccino). Ich konnte aber nicht so schnell dahin gelangen, theils wegen der ziemlichen Entfernung von meinem Wohnorte, theils wegen den vielen Merkwürdigkeiten, die mir unterwegs aufstießen. Endlich bin ich am Ende des langen Corso, ich besteige eine große Treppe und befinde mich bei dem Capitol, dem Centralpunkt der römischen Macht, von wo aus sie einst die Welt beherrschte. Längst

hat die Zeit den Reichthum, menschliche Macht und Größe wo anders hingespühlt. Hier sprechen nur noch einzelne Fragmente davon aus dem Alterthume zu uns, und Buonarotti hat durch ein neues Gebäude dem alten Capitole blos ein Grabmal gesetzt. Aus der Mitte des Platzes erhebt sich die Statue des Kaisers Marc-Aurel in Bronze. Dieses ehrwürdige Ueberbleibsel aus jenen großen Zeiten ist, so viel ich weiß, das Einzige in seiner Art. Noch bemerkt man die Spuren ehemaliger Vergoldung daran, doch auch ohne Gold entzückt dieses schöne Bildniß, wie Alles, was zur blühenden Zeit römischer und griechischer Kunst geformt wurde, dadurch — daß es Natur ist. — Michel Angelo soll in seiner Bewunderung dem Pferde zugerufen haben „Geh" und wirklich fehlt dem Ganzen zum Leben nur der Odem. Voll Erwartung, die weitern großen Ueberbleibsel des klassischen Bodens zu sehen, welche die Zeit uns noch gelassen, stieg ich auf der Rückseite des Capitols zu dem merkwürdigen Forum romanum hinab. Ein andermal von dem Triumphbogen des Septimus Severus, dem Tempel der Concordia, des Jupiter Stator und dem Pallast der Cäsaren; denn bei dem Anblick des noch in seinen Ruinen so erhabenen Coliseums schwinden alle Herrlichkeiten des neuen und alten Roms. Ich kann die Empfindung, welche sich meiner bemächtigte, als ich in dieß große Denkmal der alten Römerwelt eintrat, nicht schildern. — Wenn schon von diesem Bauwerk Vieles in Ruinen hin-

gesunken, so ist es selbst noch in Ruinen über alle Beschreibung groß und imposant, was auch die Vandalen und später andere Leute demselben Uebles zugefügt haben. Der Raub war so groß, daß man aus den ungeheuern Quadern mehrere Palläste, unter andern auch den weitläufigen Pallast von Venedig erbaute, einen der größten, den ich noch je gesehen. Flavius Vespasianus fing den Bau des Coliseums, in welchem über 100,000 Menschen Platz fanden (während das größte der unsrigen nicht für 10,000 Platz gewährt), im Jahre 72 nach Christi Geburt an, und 40,000 Juden sollen ihre Hände dazu geliehen haben. Man muß es den Franzosen zum Ruhme nachsagen, daß sie Vieles für die Erhaltung des Coliseums gethan haben und so konnte ich auf einer Stiege bis zum dritten Range hinaufgelangen, von wo aus die Größe des Riesengebäudes mir erst recht in die Augen fiel. Wie war es doch möglich, Quadern von solcher Größe und Breite zu solcher Höhe hinauf zu bringen?! —

Ich verweilte hier lange, und schon warf Luna ihre Schatten in die Hallen einer so denkwürdigen Vergangenheit — als ich zur Arena hinabstieg. Ueber den öden Platz derselben wandelnd, bemächtigte sich meiner ein unendlich wehmüthiges Gefühl, ach! es war ja derselbe Boden, wo einst bei den furchtbaren Verfolgungen die armen Christen bluteten, und einen so schrecklichen Tod erlitten. — Entsetzen ergriff mich, als ich die dunkeln Gewölbe gewahrte, die am Fuße des Gebäudes hinlaufen

— jene furchtbaren Behälter, die meist die wilden Thiere bargen, welche die Unglücklichen zerfleischten! —

Den 28. Oktober 1814.

Ich stehe beinahe auf demselben Platze, wo ich Dich, verehrter Leser, gestern verließ, nahe neben dem Coliseum — an dem Triumphbogen des Titus. Unter das Gewölbe desselben hintretend, entdecke ich mit leichter Mühe an den Seitenwänden aus den Resten der ehemaligen Basreliefs den siebenfachen Leuchter und andere Symbole des jüdischen Cultus. Doch nicht unter den Hallen dieser Pforte war es, wo der vortreffliche Titus sogleich nach der Zerstörung Jerusalems hindurch wandelte und, wie ich vermuthete, das Ungeheuer Simon in seiner Begleitung. Ein gelehrter Freund, welcher die Güte hatte, mich auf meiner Wanderung zu begleiten und mir solche durch seine gründliche Geschichtskenntniß noch bei Weitem interessanter zu machen, bemerkte mir, daß dieser Triumphbogen wohl zu derselben Zeit, jedoch nicht so frühe, erbaut worden, daß gleich nach der Zerstörung der Hauptstadt des jüdischen Reiches der Triumphzug durch denselben hätte gehalten werden können. Mein verehrter Freund überraschte mich zu gleicher Zeit mit der Mittheilung eines Buches, das er in diesem Moment aus der Tasche zog; es war eine Uebersetzung des Flavius Josephus,

eine Lectüre, die wahrlich nicht zeitgemäßer hätte mitgetheilt werden können. Ich ließ mich nun neben dem Monumente zur Erde nieder — und las in dem mir dargereichten Buche. —

Rom den 29. Oct. 1814.

Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Welt-Gewölbes,
Wo Alles Eines — Eines Alles hält —
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt!
Schiller.

Welche Erinnerungen, und welch ein interessanter Text! durch ihn wurde mir das Monument belebt. — Die Geschichte dieser Ruinen, sie ist es ja nur allein, die uns die todten Steine wichtig machen kann, aber auch sie — die Geschichte — bleibt uns leblos, wenn wir nicht durch ihre Hülfe Vergleichungen mit dem Leben der Gegenwart anstellen und Nutzen aus ihr ziehen. — Könnte es doch möglicher Weise Leute geben, welche die Weltgeschichte auswendig kennen, von Anfang bis zuletzt, die solche mit Emphase und blumenreicher Sprache vorzutragen wüßten und doch vielleicht die Geschichte der Verirrungen früherer Jahrhunderte noch selbst mitspielen und sich sogar erstaunliche Mühe geben könnten, sie auf die Gegenwart übertragen und — wo möglich — zu verewigen.

O was ist das Buch des Flavius Josephus für ein

merkwürdiges Buch! Ich schreibe mein Diarium nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk, zu dem ich ja selbst gehöre. Ihm ist dieser Josephus, welchen man in Leihbibliotheken nicht findet, so ziemlich unbekannt, daher ich ihm so gerne weitläufige Auszüge hier zur Mittheilung geben möchte — allein ich sehe zu meinem Schrecken, daß ich mit meinem Buche schon so weit voran bin und noch so viel Text übrig bleibt. — Es fehlt der Raum. Sonst würde ich mir nicht das geringste Gewissen daraus machen, den halben Josephus abzuschreiben. — Ich kann also nichts thun, als den Leser bitten, daß er sich den wichtigen Josephus so bald als möglich selbst zu verschaffen suche. Zur Ermunterung erlaube ich mir indeß doch einige Mittheilungen, freilich nur im Lapidarstile:

Flavius Josephus, ein Zeitgenosse von Vespasian und Titus, Augenzeuge der Zerstörung von Jerusalem, daher der interessanteste Schriftsteller über diese Materie, schrieb sein Werk bekanntlich in griechischer Sprache, ich konnte mich also nur der Übersetzungen bedienen, von welchen ich diejenige von Friese erhielt. — Josephus selbst war Priester und gehörte zu der religiösen Sekte der Pharisäer. In der letzten Scene der Geschichte des jüdischen Staates, die sich mit der Auflösung und Zerstörung von dessen Grundverfassung endigt, spielte er eine bedeutende Rolle, worüber man ihn vorzüglich gerne selbst sprechen hört. —

Nichts Interessanteres, als diese seine Erzählung.

Nicht nur Zeuge der Zerstörung Jerusalems spielte er sogar eine thätige Rolle dabei. — Er befand sich im Lager und nächst der Person des so gutmüthigen Titus der den Beinamen „deliciæ generis humani,“ den ihm das römische Volk verlieh, schon allein durch seine menschenfreundliche Nachsicht verdient hätte, welche er für jene unglücklichen Bewohner Jerusalems trug, die er von den wüthenden Parteien — welche sie noch härter bedrängten wie die Römer selbst — sehr zu unterscheiden wußte. Indeß vergebens war alle die Langmuth, vergebens der Eifer und die Mühe unsers Geschichtschreibers, die heilige Stadt seiner Väter vor Untergang zu bewahren, allzutief gewurzelt war der Haß und Wahn der Parteien, die in der unglücklichen Stadt ihr Regiment des Schreckens führten — denn kaum ließen die Römer ein wenig an der Belagerung nach, so geriethen immer die Parteien der Juden unter sich selbst in die blutigsten Kämpfe. Höchst merkwürdig ist die Rede zu lesen, welche Josephus von einem Vorwerk der Römer aus, an seine bethörten Landsleute hielt. Ich sehe im Geist den guten Mann noch immer dort stehen, wie er sich so ganz umsonst abmüht und seine Lunge anstrengt. Fürwahr, die Steine der Mauern von Jerusalem waren noch lange nicht so steinern, als die Herzen der Parteien, die er zu erweichen suchte! — Hohn allein war der Lohn, welcher ihm für sein menschenfreundliches Bemühen zu Theil wurde. Ebenso erging es dem großmüthigen Titus, der

eine nicht minder merkwürdige Rede an die Juden hielt, worin er sie förmlich bat, doch wenigstens ihres Tempels zu schonen und ihn nicht zu entweihn. Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle zu erwähnen, die in der Rede des Kaisers vorkam, und für uns Deutsche von besonderm Interesse ist:

„Ihr verlaßt Euch auf auswärtige Hülfe? Aber welche Nation, von denen, welche nicht unter unserm Scepter stehen, möchte wohl lieber die Partei der Juden, als die der Römer wählen? Also auf Eure eigene Stärke und Körperkraft? Und doch wißt Ihr, daß selbst der Deutsche uns huldigt.“

Es mag der Leser mit mir wohl begründet finden, wie nach so vielen vergeblichen Versuchen der Geschichtschreiber im Gefühle der tiefsten Wehmuth nun jene Worte kund gab, die wir noch jetzt von ihm lesen. „Ich sehe, o mein Volk, daß wohl nichts mehr dich zu retten vermag und daß du, von einem schrecklichen Verhängniß getrieben, dich selbst dem Untergange geweiht!“

Nachdem also alle freundlichen Versuche zur Übergabe der Stadt gescheitert waren, fing die Belagerung mit erneuerter Wuth an, die sich um so mehr äußerte, da frühere Waffenstillstände von den Belagerten öfters auf eine tückische Weise zu Ausfällen auf die Römer benutzt worden. Die Scenen des Jammers und Unglücks, welche sich von nun an durch die harte Belagerung in Jerusalem ereigneten, sind in der Weltgeschichte ohne

Beispiel, der Raum dieser Blätter erlaubt aber keine Details hierüber. Welche Noth in der unglücklichen Stadt herrschte, mag schon daraus ersehen werden, daß sie während der Belagerung mit Menschen überfüllt war, da die Römer gerade zur Zeit des Paßahfestes vor Jerusalem angerückt waren. Als sie die letzte Bastion der Stadt überstiegen (sie war mit einer dreifachen Mauer garnirt) und Titus in unerschöpflicher Güte die Juden noch einmal — ihres Tempels zu schonen — aufforderte, cedierten die Häupter der Parteien noch immer nicht, und profanirten gegen ein Gesetz, welches jedem den Tod ankündigte, der das Innere des Heiligthums betreten würde, ihren eigenen Tempel, wie denn die Parteihäupter Simon und Johannes sich noch auf den Zinnen desselben bekämpften und — frevelhaft genug — Hülfe von Gott und seinen Engeln erwarteten. Doch muß man dieses Alles in dem Buche von Josephus selbst lesen, der alle Vorgänge auf das Umständlichste beschreibt. Er führt uns in das Allerheiligste des Tempels, er beschreibt uns jede Geräthschaft darin und die architektonischen Verhältnisse so genau, daß wir uns im Heiligthum der Juden selbst anwesend glauben.

Der Text seines Buches fängt schon lange vor der Zerstörung Jerusalems (nämlich von der Epoche des Antiochus Epiphanes) an, wo schon Aufruhr und Faktions-Geist, unter einem mächtigen Theile der Juden wüthete. Da es mir sehr darum zu thun war, die eigentliche und

erste Ursache zu erforschen, welche die Zerstreuung der Juden in alle Länder veranlaßte, so schätzte ich mich wirklich glücklich, hier Quellen gefunden zu haben, die hierüber die sicherste Auskunft geben. Frühere Spuren der Empörung zeigten sich freilich schon zu Christus Zeiten, wie die an denselben gerichtete Frage: „ob man dem Kaiser Steuer geben soll,“ solches genügend beweist. Unter Gessius Florus, der nicht weniger als 2000 Juden auf einmal kreuzigen ließ, zeigte sich in Judäa schon voller Aufruhr. Doch wer gab dazu die erste Veranlaßung? Ich verwunderte mich, wie Johannes auf Pathmos sich über die Gestalt des Thieres in seiner Vision verwunderte — da er es in anderer Gestalt zu sehen erwartete, denn ich fand bald und zu meinem Erstaunen, daß die frommen Eiferer, Zeloten genannt, die eigentlichen und wahren Veranlaßer des Unterganges des jüdischen Reichs waren. In ihrem überschwänglichen Eifer wollten sie kein Opfer für die Kaiser mehr zulassen. Als ich auf diese Stelle des Buches gerieth, erinnerte ich mich, daß ich einmal einen Auszug aus Sueton gemacht, worin gerade die Audienz besprochen wurde, die Josephus und Philon wegen dieses Opfers bei Cajus erhielten. — Doch zurück zu unserm Geschichtschreiber, der uns nun die Sainte Barthelemy der Zeloten in Mesada erzählt, gegen welche jene von 1572 zurückstehen muß, und dessen Erzählungen jetzt wahres Grauen erregen. Die Revolutionssucht (sagt Josephus) war nun nicht mehr zu bändigen, es entstan=

den Parteien von allen Farben, darunter die fürchterlichsten die Sikarier (Meuchelmörder), welche Dolche in ihren Busen versteckt hielten, und der Schrecken aller Leute waren. — Sogar die Straßenräuber bildeten eine Partei! Da sich Alles in vollem Aufstande befand, so mußten die Soldaten Agrippas unterliegen.

Die Zeloten waren in dem Besitze eines untrüglichen Mittels, die Masse des Volks für sich zu gewinnen, sie reizten nämlich die Dürftigen gegen die Besitzenden auf. Endlich behaupteten sie, daß nicht die Römer, sondern Gott der wahre Oberherr der Juden sei, was freilich an sich nicht bestritten werden konnte und so jagten sie durch ihre Macht die Römer, welche Anfangs der Überzahl unterliegen mußten, zum Lande hinaus. — Nun fingen sie aber sich unter sich selbst zu morden an, wie denn bei dem schauerlichen Blutbade in Cäserea nicht weniger den 20,000 Juden erschlagen wurden! — — Die besonnenen und ruhigen Bürger konnten nicht mehr zur Sprache gelangen, ihr Einfluß war vorüber; die Unglücklichen — sie versäumten, zu rechter Zeit entgegenzuwirken! Wie mußten jetzt nicht die zu allgemeiner Vereinigung auffordernden Ideen des menschenfreundlichen Christus sie anklagen, die sie seiner Zeit so schnöde zurückgewiesen! — Wie hart mochte das Joch der andern Ideen drücken, zu deren Annahme man ihnen so wenig freie Wahl gestattete, Ideen welche sich so schnell demaskirten, ach! wie spärliche Entschädigung boten ihnen die leeren Frei-

heitsproklamationen für die wirklichen Gräuel die täglich vor ihren Augen verübt wurden — denn nun bemächtigte sich der Jüdischen Nation ein ungewohntes Freiheitsgefühl, und nie und nirgends hörte man in Judäa so viel von Religion und Freiheit sprechen, als kurz vor der Zerstörung der heiligen Stadt! —

Doch, wie gesagt, ich verweise auf Josephus Buch, er beschreibt uns Alles mit der größten Genauigkeit. Wie interessant ist seine Schilderung der fruchtbaren und bevölkerten Landschaften von Galiläa, Samaria und Judäa (der kleinste Flecken zählte nicht unter 15,000 Einwohner) und des romantischen See von Genezareth! — Ueber den Tempel sagt er unter anderm: „Das äußere Ansehen desselben setzte sowohl das Auge als die Seele in staunende Verwunderung, denn er war überall mit dichten Goldplatten belegt und schoß beim ersten Aufgang der Sonne einen feuerartigen Strahl, der das Auge derer, die genöthigt waren ihn anzusehen, gleich den Sonnenstrahlen von sich ablenkte. Aus der Ferne kommenden Fremden schien er einem Berge ähnlich, der voller Schnee lag, weil da wo er nicht vergoldet war, sein Marmor blendend weiß erschien.“ Einige Steine des Tempels sollen 45 Ellen lang gewesen sein (da verschwinden also selbst diese des Coliseums dagegen!).

Und von diesem großartigen Bauwerke blieb kein Stein mehr auf dem andern; es verschwand auf immer! wie es der Sohn des Zimmermanns prophezeite, ja selbst die

blühende Natur des gelobten Landes — verwelkt, und blieb bis auf diese Zeit eine Einöde.

Einschaltung vom Jahr 1841.

Es wäre eben nicht unmöglich, daß die Recensenten behaupten möchten, die Zerstörung von Jerusalem gehöre nicht in ein Tagebuch. Und warum denn nicht? Steht denn der Triumphbogen des Titus nicht in enger Verbindung mit der Zerstörung von Jerusalem? Ist die Auflösung des jüdischen Staates nicht von Wichtigkeit? Wenn ich den Flavius Josephus allegiere und ihn selbst sprechen lasse, handle ich da nicht verdienstlicher, als wenn ich den Leser mit eigenem Texte langeweile? Endlich mag auch der Uebersetzer Dr. O. zu meinen Gunsten sprechen, welcher diese Erscheinungen in Judäa nicht nur mit der französischen Revolution, sondern sogar auch mit seinem eigenen Leben in Vergleichung bringt.

Ja noch einmal mache ich den Leser auf dieß Buch aufmerksam. Er wird mit mir staunen über jene Verblendung, die auf Israel lag, staunen über die Hartnäckigkeit und den außerordentlichen Eigensinn der jüdischen Nation, aber auch Bewunderung zollen ihrer Tapferkeit und Ausdauer, wie denn der tragische Tod vieler Vertheidiger Jerusalems der Heldenthat bei Thermopilä kühn an die Seite gestellt werden darf.

Zufällig fiel mir seitdem jener Auszug in die Hände,

welchen ich einst aus Sueton erhielt, das Leben des Kaisers Cajus betreffend, und da ich darin jene Scene vorfinde, welche sich auf das Opfer für die Kaiser bezieht, als die Hauptveranlaßung zu dem jüdischen Kriege, eine Scene, die Sueton so naturgetreu erzählt, daß man die schauerliche Gestalt des Tyrannen leibhaftig vor sich sieht, so wird man mir auch diese Episode verzeihen — um so mehr — als keine weitern Aufsätze über Rom folgen, wie denn der Leser durch die vortrefflichen neueren Reisebeschreibungen mehr als hinreichend für meinen Vortrag entschädiget sein wird.

„Die Ursache, warum Philon und Josephus vor den Kaiser zu kommen suchten, waren die Störungen, welche die Juden durch die neue Gottheit in Rom — in ihrem Kultus erlitten. Es ging nämlich den Juden nicht besser als den Griechen, deren olympischer Jupiter nur durch ein Wunder gerettet wurde. So wie sich Cajus*) in Milet einen Tempel errichten ließ, und den armen Apollo in die Verbannung schickte, wollte er von Egypten aus selbst nach Jerusalem reisen, um an das Frontispice des Tempels die Worte: „Tempel des neuen Jupiter, des erlauchten Cajus“ zu schreiben.

---

*) Der Name Caligula war nur ein Spottname, und derjenige wäre übel berathen gewesen, der sich dessen damals bedient hätte; — ich irrte mich: die Erzählung ist von Philon. — (De legatione ad Caium.)

Die Bestürzung der Juden in Alexandrien sowohl, als in Jerusalem hierüber war außerordentlich — schon kurz vorher traf in letzter Stadt der Befehl ein, daß die Bildsäule des Kaisers im Allerheiligsten des Tempels aufgestellt werden sollte. — Man kann sich den Schrecken und die Entrüstung der Israeliten hierüber um so mehr begreiflich machen, als die römischen Soldaten bisher gehalten waren, die Zeichen der Götter und die Bildnisse des Kaisers nicht nur vom Tempel, sondern auch von der Stadt entfernt zu halten. Ein solches Entsetzen hatten die Juden vor Götzenbildern, und so groß war bisher die Nachsicht der Römer für Gebräuche und Gewohnheiten ihrer Überwundenen. Der Statthalter von Syrien, Petronius, that im Interesse der jüdischen Gebräuche und Aufrechthaltung ihres Gottesdienstes sein Möglichstes. — Unter dem Vorwand, die Statue des Tyrannen von vorzüglicher Schönheit verfertigen zu lassen, gewann er Zeit — sie nicht im Tempel aufzustellen. In der Zwischenzeit that die jüdische Nation in Sack und Asche Buße, und Alles lag in dieser Provinz darnieder. — So kam das ganze Volk bittend zum Statthalter nach Jerusalem — Männer, Weiber und Kinder, weinend und seufzend, den Kopf mit Asche bedeckt, und die Hände wie Verbrecher auf den Rücken gebunden. „Was wollt ihr?“ sprach Petronius, „wollt ihr dem Fürsten widerstehen? betrachtet eure Schwäche, und dagegen die Macht des Kaisers. Könnet ihr es wagen ihn zu bekriegen?“ „„Wir

wollen nicht gegen ihn kämpfen, wir wollen nur unsere Religion bewahren — und sterben“““ — erwiederten sie.

Petronius war von dieser Scene so bewegt, daß er es wagte, an den Kaiser zu schreiben, um demselben Gegenvorstellungen zu machen. — So weit waren die Sachen mit dem neuen Gott für Jerusalem vorgerückt, als dieser die Botschaft seines Statthalters empfing. Wirklich war Cajus einen Augenblick gerührt, als er den Brief von Petronius las, und neigte sich durch die weitern Vorstellungen seines alten Günstlings, des Königs Agrippa, zu Gunsten der Juden. Inzwischen schwankte er in seinen Entschlüssen, irregeführt durch die Bosheit egyptischer Spaßmacher, die beständig um ihn waren, und sein Privatconseil bildeten. Endlich nahm aber der Tyrann seine Partie, und befahl die Verfertigung seiner eigenen Statue, die er selbst mit nach Jerusalem transportiren wollte.

Seit vielen Tagen folgten, um zu einer Audienz zu gelangen, die jüdischen Abgesandten beständig den Schritten des Kaisers. — Dieser befand sich eben in Campanien, wo er seine prunkvollen Villen besuchte und von Pallast zu Pallast wandelte. — Endlich gelang es den Deputirten Israels, vor den Thoren von Rom in der Villa des Mäcenas zu einem Rendez-vous zu gelangen. — Sie fanden diese prachtvolle Villa mit allem kaiserlichen Glanze ausgestattet; — goldene Vasen griechische Statuen waren überall in den offenen Sälen und anmuthi-

gen Gärten verbreitet. — Als sie so durch die Säle wandelten — gewahrten sie in deren Mitte auf einmal einen großen Mann, zu dessen Seiten ein bekannter Comödiant, und der Intendant des Pallastes stand. — Dieser große Mann — in schlecht proportionirten Formen, mit blassem Angesicht, mit kahlem Haupte, aber funkelndem Blick, drohender Stirne, großem Barte, und einer Wildheit in der Physiognomie, die der Mann vor dem Spiegel studirte, um sie noch schrecklicher zu machen, war das Scheusal der Menschheit — der Kaiser Caligula. Das Kostüm, welches er trug, war nicht dasjenige seines Landes noch seines Ranges oder Geschlechtes, man sah bisher noch kein menschliches Wesen so phantastisch gekleidet. Ein langer farbichter Mantel mit Edelsteinen bedeckt, hieng ihm von der Schulter herab, der Rock war von Seide und die Fußbekleidung nach Sitte der Frauen; als Attribut der Gottheit hatte er einen goldenen Bart — und in der Hand einen Donnerkeil.

Kaum fanden die erschrockenen jüdischen Deputirten Zeit, sich vor dieser fürchterlichen Gestalt niederzuwerfen. „Erlauchter Kaiser (stammelten sie) sei gegrüßt! Doch Cajus unterbrach sie mit den Worten: „Hier sind also die Feinde der Götter, diese Menschen, welche mich verachten, während mich die ganze Welt anbetet, diese Anbeter eines unbekannten Gottes“? — Die alexandrinischen Rathgeber, welche eben um den Kaiser, aber den Juden feind waren, benützten den günstigen Augenblick. — „Dieß

ist nicht Alles, gnädigster Herr, bemerkten sie, diese Menschen lassen für dein Heil nicht einmal opfern!" — Die jüdischen Gesandten protestierten gegen solche Aeußerung. „Nein, gnädiger Herrscher, erwiederten sie, wir vergoßen das Blut der Opfer auf unsern Altären zu deinem Heil", wir thaten dieß immer, als du krank warst, wo die ganze Welt wegen deiner Krankheit bekümmert und du nach Germanien abgereist warst." „Ja, erwiederte der Kaiser — freilich habt ihr geopfert, aber ich weiß nicht, welchem andern Gotte als mir, ich finde mich durch diese Opfer eben nicht besonders geehrt."

Jedes seiner Worte machte das Blut in ihren Adern erstarren. Nun verließ sie Caligula für einen Augenblick, indem er in den nächsten Saal ging, um dort mit dem Intendanten seine Anordnungen mit Verwechslung des Transports der schönen Gemälde und Statuen zu treffen. — Die doppelte Deputation folgte ihm auf dem Fuße nach, wobei die Alexandriner so boshaft waren, die Juden wie auf dem Theater zu verspotten — sie, welche mit niedergeschlagenem Haupte einhergingen und nichts Besseres als den Tod erwarteten.

Auf einmal wandte sich der Kaiser wieder gegen sie um, und fragte sie mit strenger Miene: „Warum esset ihr kein Schweinefleisch? (Die Alexandriner lächelten) „Gnädigster Herrscher, jedes Volk hat seine Gesetze. Einige Sachen sind uns verboten, andere wieder den Egyptiern, es giebt deren, die nicht einmal Lammfleisch

speisen.“ — Sie haben recht, erwiederte der Kaiser, es ist ein schlechtes Fleisch!„ — (Dann nachdem er über seinen Einfall gelacht hatte) fuhr er fort: — „Auf was gründet ihr das Recht, in Alexandrien zu wohnen?“ (Dieß war einer der Hauptpunkte). Nun fingen die Juden an, ihre Sache vorzutragen, allein im Gefühle, daß sie gute Gründe vorbringen könnten, kehrte ihnen der Kaiser den Rücken und verließ sie mit schnellen Schritten. Er ließ nun in dem nächsten Saale die Fenster schließen, kam aber darauf wieder zu ihnen zurück, und fragte sie in sanfterem Tone: „Was habt ihr mir denn eigentlich zu sagen?“ — Jetzt schöpften die Juden neuen Muth und Hoffnung, aber anstatt sie anzuhören — lief der Kaiser spornstreichs davon, und wollte durchaus nichts mehr von ihnen wissen — schon verrichteten die armen Juden im Stillen ihre Gebete, um sich zum Tode vorzubereiten — als Cajus befahl — daß sie sich weiter packen sollten. „Nach Allem, was ich sehe,“ sagte er zu seiner Umgebung, „sind diese Menschen mehr Narren — als bösartig, da sie wirklich nicht wissen, daß ich Gott bin!“ —

Und hiemit endige ich diese Skizze aus dem Leben von Cäsar Cajus. Bekanntlich wurde er von dem Republikaner Choerea während dem Schauspiele ermordet. — Seine Tochter, das zweijährige arme Kind, wurde — nach gut römischer Sitte an die Wand geschleudert — aber Choerea gezwungen, sich in sein Schwert zu stürzen, denn (wer sollte es glauben?) — Caligula hatte noch

Freunde! — Diese bestanden aus Leuten im Volke, die er täglich fütterte.

Ueber was, lieber Leser, staunst Du nun mehr — über die Thorheit dieses Caligula — oder über die sämmtlichen Narren des Volkes, die vor diesem einzelnen Menschen in beständiger Todesgefahr schwebten, da die Botschaft, sich zum Tode bereit zu machen, jeder Bürger nach der Laune seines Cäsars täglich erwarten konnte.

Die Geschichte besagt uns, daß das römische Volk am Tage der Weihe der Gräber — die Hinrichtung Choereas bereute und ihm eine öffentliche Todtenweihe halten ließ, wobei es seltsam genug die Manen des alten Tribunen wegen des begangenen Unrechtes und Undankes um Verzeihung bat. — Choerea wollte nämlich die Wiederherstellung der Republik und widersetzte sich den Anhängern des Claudius. Dieser Claudius wagte bekanntlich nicht, öffentlich nach der Kaiserwürde zu streben — er erwartete, als ihn seine Anhänger aus einer Zufluchtsstätte hervorzogen, vielmehr den Tod — wie er denn bei dieser Gelegenheit am ganzen Leibe zitterte. — Auf solche Weise erhielt Claudius die römische Kaiserwürde, und mit ihr die Herrschaft der Welt.

Haben nicht unter ähnlichen Umständen in spätern Jahrhunderten ähnliche Zitterer durch gute Freunde, die sich bei dieser Gelegenheit gewöhnlich für die Herrscher, selten aber für die Völker zeigen, auch ihre Diademe gefunden?

Rom, den 3. Nov. 1814.

Ich war so glücklich, dem Pabste zu begegnen. In Rom gewesen zu sein und den Pabst nicht gesehen zu haben, wer hätte mir so etwas verzeihen können?

Als ich über den Corso gieng, bemerkte ich einen Zusammenlauf der Leute — veranlaßt durch einen Reiter mit Fahne und Kreuz auf einem weißen Maulthiere. Man sagte mir, daß der Pabst käme — wirklich erschien auch kurz darauf eine altmodische Carosse mit großen Glasfenstern, in welcher der Pabst Pius VII. saß, der links und rechts dem Volke den Segen ertheilte. — Anfangs war ich etwas verlegen, da Alles neben mir auf die Knie fiel, aber kein Mensch bemerkte oder wollte es bemerken, daß ich stehen geblieben. Die Römer sind nichts weniger als intolerant, oder so bigott, wie man sich bei uns einbildet. Als das Volk den Pabst gewahrte, rief es: „O santo padre, dateci la santa benedizione!“ — Kaum war aber der Wagen vorübergefahren, so fing man an, diejenigen auszulachen, welche keinen Segen erwischten.

Ich trage für diesen würdigen Greis eine große Verehrung. Napoleon gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn und seine Kirche zu persuadiren, ihren Sitz in Paris zu nehmen, denn so etwas hätte zu dem übrigen kaiserlichen Pomp ein schönes Parade=Meuble gegeben. Würde

Pius eingewilligt haben, so wäre er sonder Zweifel mit allem erdenkbaren Glanze versehen worden, allein er widerstand männlich und als Christ allen Versuchungen. — — Unwillig, seine Pläne scheitern zu sehen, soll einmal Napoleon sich im Staatsrathe folgender Maßen hierüber geäußert haben:

„Sehen Sie die Unverschämtheit der Priester, welche „bei der Theilung der Gewalten mit dem, was sie die „weltliche Macht nennen, sich die Einwirkung auf die „Vernunft, auf den edlern Theil des Menschen vorbehal„ten und Willens sind, mich dahin zu bringen, daß ich „nur auf die Körper einwirken kann. Sie behalten die „Seele, und werfen mir nur das Cadaver zu!“

Capua, den 15. Nov.

Glücklich sind wir dahier angekommen, aber es geschah nicht ohne Mühe und Angst. Mein Freund in Rom hatte Recht, uns vor dieser Reise zu warnen, und nur der glückliche Zufall von einer halben Stunde Aufenthalts unter Wegs rettete uns, unter Räuberhände zu fallen. Dafür mußte aber ein anderer büßen — uns ging es nämlich im glücklichen Gegensatze von jener Schauspielertruppe in Wilhelm Meisters Lehrjahren, die im Walde von Räubern angegriffen worden. Am November verließ ich Rom und nahm die stete Erinnerung an seine großen

Denkmäler mit. — Wir fanden in unsern Veturin einen wackeren jungen Burschen, auch die Gesellschaft im Wagen war recht unterhaltend, sie bestand aus einem Schiffskapitän und einer neapolitanischen Dame. So fuhren wir nun über den Boden der alten via sacra zu der alten porta latina hinaus, wo wir Rom mit dem angenehmen Abschied auf Wiedersehen verließen. Wenn man diese Stadt auf der Seite von Neapel verläßt, so betritt man die alte appische Straße. Von deren früherer Größe und Schönheit ist jedoch nichts mehr vorhanden, und man muß eine ordentliche Portion Einbildungskraft mitbringen, wenn man in ihr noch die Königin der Straßen, wie sie Cicero zu nennen pflegte, erkennen soll. Indeß sei uns die Erinnerung an die Vergangenheit theuer. Noch zeugen die vielen umher zerstreuten Ruinen und die in unzähligen Bögen dahin laufenden Wasserleitungen von der frühern Größe und Bevölkerung Roms (sie soll unter Nero bei drei Millionen betragen haben!). Die alles verzehrende Zeit hat uns von den vielen Landhäusern, die einstens hier herum zerstreut lagen, nur einzelne Steinhaufen zurückgelassen, dafür aber hat die Mutter-Natur die Landschaft hier mit einem besonderen Reiz geschmückt. Obgleich unbebaut und wenig bevölkert, biethet die berühmte Campagna Romana (eine der größten Ebenen in Europa) den anmuthigsten Anblick dar, denn sie lehnt sich an die so reizenden und bewohnten Anhöhen von Tibur, Tusculum und Alba longa — Namen, welche so sehr an die große Vorzeit

erinnern! Unbegreiflich aber jedem denkenden Menschen, wie sich diese Fläche, sonst die fruchtbarste Roms, in eine quasi Wüste verwandeln konnte; denn der Boden ist wohl noch ebenso ergiebig, der Himmel eben so mild, wie damals. Einige Gedanken lösen freilich das Räthsel auf. Nur alle sieben Jahre einmal nimmt man dem Boden die Früchte. — Man klagt über die geringe Anzahl der Hände, da man doch nur über jene der arbeitenden klagen sollte. — Hände giebt es genug im römischen Staat; aber unglücklicher Weise nur zu sehr unphilosophischen Dingen. Auch in den schmutzigen Stäcten (und andere giebt es nicht), durch welche wir fuhren, sahen wir immer in den Straßen eine Menge verdächtige Müssigänger umherstehen, tief in braune Mäntel gehüllt, deren Enden sie um die Achsel schlugen. Meine Vermuthung ist nicht so gar ungerecht. Aus Räubern ist dieser Staat entstanden; durch Räuber, scheint es, hat er sich wieder aufgelöst. — Fragt mich nicht nach dem Landhause des Pompejus, nach dem Grabe der Horazier und Curazier bei Albano, nicht nach der himmlischen Ansicht bei Ricia, denn andere haben dies alles schon besser gesagt, als ich es zu erzählen wüßte. — Wir sind schon über Velettri hinaus, allein noch hatte Aurora nicht den Osten gefärbt, als wir in Cisterna ankamen, für mich der merkwürdigste Ort auf der ganzen Reise! Da wir noch kein Frühstück zu uns genommen hatten, beschloßen wir bei einem Caffeehaus, deren es hier auf jedem Dorfe gibt, halt zu machen. Wenn

schon die Schatten der Nacht noch nicht gänzlich gewichen waren, trafen wir hier doch bereits die allerschönste Compagnie, Gäste von erwähntem Schlage mit Physiognomien nach Hogharts Manier, sie waren in Gruppen zertheilt und unterhielten sich alle al uso italiano sehr emsig unter einander, dießmal jedoch mit etwas ungewöhnlichen Gestikulationen. „Cosa ce?“ fragte unser Vetturin einen solchen Gesellen, der sonderbare Pantominen machte und erfuhr bald zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß wenige Minuten vor unserer Ankunft der Postkourrier nahe bei dem Orte ermordet wurde. Der ganze Inhalt seines Wagens wurde ausgeraubt und die Passagiere nach überstandener Todesangst in paradiesischer Kleidung fortgeschickt. Bei Vernehmung dieser Nachrichten lüpften sich unsere Haare sichtbar, inzwischen trösteten uns bald logische Schlüsse der Vernunft, denn nun — nach geschehener That — mußte es in dem Walde, welchen wir passirten, sicherer sein als jemals. Wir stiegen darum sogleich wieder in den Wagen und befanden uns bald bei der berüchtigten Macchia. Diese Macchia ist ein ganz kleines Gehölz, von dem man nicht mit Herrn Wieland sagen kann, daß man hier den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, denn nur alle 40 Schritte steht ein Baum wie eine verlassene Ariadne da, und dennoch ist es der unsicherste Wald des Landes. Der Vetturin trieb seine Pferde schneller und wir entdeckten bald in der Ferne auf der Straße einen Körper über die Queere liegen; bei dem

wir kurz darauf anlangten. — — Es war der Leichnam des unglücklichen Courriers, der mit zerschmetterter Hirnschale vor uns lag, um ihn herum saßen einige Sbirren an einem Feuer und auf dem Boden herumliegend sah man zerrissene Briefe u. s. w. Der Vetturino hielt mit seinem Wagen an, und ließ sich von den Sbirren, die in einem kleinen Kreise umher saßen, den kurz vorher begangenen Mord erzählen. Wir traten hinzu, nicht ohne Furcht vor den ehrsamen Dienern der Gerechtigkeit, deren Schädel einen Gall in Confusion hätte bringen können, ob sie nicht vielleicht selbst — — — —. Als ich mich mit unserm Vetturin dem Leichnam des Courriers näherte, hob sich einer der ehrsamen Sbirren von der Erde auf, ein schwarzer, großer, hagerer Mann, der lange hiezu brauchte, worauf er dann — gestützt auf seine Flinte — uns zähneblökend fragte, was wir wollten. Auf des Vetturino demüthige Antwort „veder il poveretto“ erzählte er lächelnd die traurige Geschichte, die ich hier ganz kurz mittheilen will.

Wenige Zeit nach Mitternacht kam der Courrier von Neapel gegen die Macchia angefahren. Er hatte ziemlich viel Geld bei sich und in seiner Begleitung befanden sich noch zwei andere Reisende. Schon glaubten alle die Gefahr glücklich überstanden zu haben (denn man kann nicht sagen, sie dachten an nichts, weil man hier zu Lande in der Regel auf der Reise immer in Todesangst schwebt), als plötzlich der Wagen von Räubern umringt war, die dem Postillion befahlen, auf der Stelle zu halten. —

Wäre der Courrier gleich ausgestiegen und hätte sich platt auf den Boden gelegt (was man nach Landessitte faccia Terra nennt), so wäre ihm nichts geschehen. Der Courrier war aber so unvorsichtig, sich nicht bestehlen lassen zu wollen und befahl dem Postillion sogleich weiter zu fahren, kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, als ihm eine Pistolenkugel durch den Kopf fuhr und ihn todt niederstreckte. — Man kann sich nun den Schrecken der im Wagen befindlichen Reisenden vorstellen; sie bathen flehend um ihr Leben, welches man ihnen auch schenkte, indem ihnen einer der Kerls zukreischte: „faccia Terra“! worauf sie, mit verhülltem Gesichte, schnell aus dem Wagen stiegen und sich platt auf die schmutzige Landstraße hinlegten. Neben ihnen stunden einige Kerls der Bande mit gespanntem Hahn ihrer Flinten, um sie bei der leisesten Bewegung dem armen Courrier in die unbekannte Welt nachzusenden. Während nun über eine Stunde die Reisenden in solch trauriger Lage sich befanden, plünderten die Räuber in kurzer Zeit den Wagen rein aus und warfen auf den Boden umher, was sie nicht gebrauchen konnten und so sahen wir die ganze Correspondenz von Neapel vor unsern Füßen liegen. Endlich nach langer Todesangst, wagten es die gänzlich beraubten Passagiere, von der Landstraße, mit der sie sattsame Bekanntschaft gemacht, aufzustehen. — Vollkommen befriedigt von dieser Erzählung, bestiegen wir wieder unsern Wagen und andere Räubergeschichten waren jetzt der Stoff der Unter-

haltung. Die neapolitanische Dame erzählte uns, daß diejenigen Personen, welche mit Lohnkutschern reisen, gewöhnlich einige Thaler extra für die Räuber mitnehmen, die man scudi preparati nennt (hergerichtete Thaler), mit welchen sich dann stets die Räuber befriedigt finden und den Fremden mit vielem Anstande eine glückliche Reise wünschen. —

Es gab Leute, welche so schlau waren, weder Geld noch überflüssige Kleider auf die Reise mitzunehmen, um dadurch den Räubern die Möglichkeit zu benehmen, sie bestehlen zu können, nach dem einfachen Grundsatze, daß da wo nichts ist, jedermann das Recht verloren; allein diese Leute kamen gewöhnlich übel durch, indem sie für ihre Bosheit, sich nicht bestehlen lassen zu wollen, von den Räubern auf Leben und Tod geprügelt wurden, mit der Empfehlung, für die Zukunft vorsichtiger zu sein und Geld mitzunehmen. Auf diese Weise nehmen nun alle klugen Leute eine gewisse Portion Geld mit, eben die sogenannten „Scudi preparati", um sich solche bei guter Gelegenheit stehlen zu lassen. —

Neapel, den 10. November 1814.

Die ganze Nacht über träumte uns nichts anders, als von lauter Ladri, Birbanti und Assassini, denn selbst während dem Nachtessen erzählte man uns von der-

gleichen erbaulichen Räuberhistorien. Die Polizei soll hier über alle Begriffe schlecht sein, wie denn viele Personen uns laut versicherten, daß manche Sbirri mit den Assassini einverstanden sein sollen. Doch genug von Räuberscenen! —

Wir sind also im Königreich Neapel. Man glaubt sich in ein Feenreich versetzt, so schnell ändert sich die Landschaft. — Aber auch welch ein herrlicher, schöner Tag, die Sonne ist warm wie bei uns im Juli, der Boden voll herrlicher Gemüse, ganz grün; in den mit Myrthen eingefaßten Gärten stehen eine Menge Pomeranzen- und Zitronenbäume, deren unzählige goldene Früchte einladend hinter den Blättern hervorschielen; die Straße selbst ist mit großen Aloes eingefaßt, die hier wild wachsen, auch eine Menge Narzissen sahen wir im Freien blühen, alles dies zu einer Zeit, wo man bei uns im Schlitten fährt.

Ich schweige von Idri, Molo di Gaëta, und Capua, denn schon fahren wir durch die fruchtbare Terra di Lavora, wo sich die Weinreben in unzähligen Guirlanden von einem Baume zum andern schlingen. Über das Grün des Ganzen erhebt sich in der Ferne ein schauerlicher Berg, schwarz wie Dinte — (so hatte ich mir ihn nicht vorgestellt) es ist der mächtige Vulkan, welcher Herculanum und Pompeji verschüttete! —

Anmerkung von 1841.

Ich erwähne von Neapel nichts, denn schon haben mich die ausführlichen Mittheilungen aus meinem Tagebuch zu einer Art von Reisebeschreibung geführt, und dadurch allzuviel Raum weggenommen. Wollte ich auf diese Weise fortfahren, so würde ich für den neuen Text keinen Platz mehr finden, und doch sind es nur die neuen, so überaus wichtigen Erscheinungen in der Menschengeschichte, und mein dringender Wunsch, zu allgemeiner Vereinigung (wenn schon mit sehr schwachen Mitteln) beitragen zu können, die mich zu Abfassung dieses Buches veranlassen. — Also werden jetzt mehr nur abgerissene Blätter folgen, in den Daten will ich von den Wochen zu den Monaten, und von diesen zu den Jahren springen, so daß ich sehr bald von dem Jahre 1814 — bei 1841 und noch weiter anzulangen hoffe.

Jenen Leser aber, der vielleicht gerne hier etwas über Parthenope und den Vesuv gelesen hätte, muß ich deßhalb schon auf die neue Touristen-Litteratur hinweisen, und darunter vorzüglich auf das in anziehender Sprache geschriebene Werk des Herrn von Hailbronner, — der den Muth hatte, während einer Eruption den Vulkan zu besteigen und sogar mit einer englischen Dame in einen Theil des Kraters hinabzugehen. — Die unglückliche Miß! — bei ihr hieß es wohl: „veder Napoli e poi mori.“ — sie wurde ein Opfer ihrer Kühnheit. Unser Tourist ist an ihrem Tode vollkommen unschuldig.

Trotz den vielen Bitten ihres Vaters wollte die Miß sogar allein und ohne Begleitung gehen, also wäre doch geschehen, was geschehen ist. — Übrigens können Philosophen und Psychologen manches aus dieser Erzählung schöpfen, die jedenfalls weit interessanter ist, als die meinige über den armen Courrier mit zerschmetterter Hirnschale auf der Landstraße. —

Triest, den 1. Febr. 1815.

Acht Monate auf der Reise, heißt dieß nicht genug Welt gesehen? — Ich bin nun, wie jeder leicht begreifen kann, sehr einsichtsvoll und habe daher sogleich eingesehen, daß es Zeit wäre, mich um meinen Beruf zu kümmern. Dieser heilige Beruf ist — der merkantilische. — Allen Respekt vor dem Kaufmannsstande, so kann ich doch sagen, daß ich mir diesen Beruf nicht gewählt habe. — Ich hatte einmal das Unglück, ein Rechnungsexempel durch puren Zufall glücklich herauszubringen, als meine Vormünder daraus das Prognosticon stellten, daß ich einen vortrefflichen Kaufmann abgeben müßte.

Wiewohl ich lieber das Metier einer andern Spekulation ergriffen hätte, nämlich dasjenige der metaphysischen, so getraute ich mir doch nicht, meine Meinung kund zu geben und zeigte schon dadurch, wie ich ohne allen Spekulationsgeist so wenig zu dem mir bestimmten Berufe tauge. Im Grunde hatte ich damals keinen Be=

griff, daß ich in der Welt einmal irgend etwas werden könnte und hätte man zu jener Zeit in mich gedrungen, daß ich einst ein Husar werden müßte, so würde ich — trotz meiner kleinen Statur — nicht die mindeste Opposition dagegen eingelegt haben. Aber nun, nun denke ich freilich anders. Für was hatte ich eine so große Reise gemacht, als um klug zu werden? Darum ließ uns ja auch der Himmel auf den Planeten hinabreisen und wer hier schon vernünftig wird, kann sich vielleicht eine zweite Reise ersparen; meine Reise in die Welt war schön, aber — ich möchte sie nicht zum zweitenmal machen!

Also ich bin ein gereister Mensch und da es mein fester Vorsatz ist, in längstens einem Jahre nach dato auch ein „Verheiratheter“ zu sein, so konnte ich nichts besseres thun, als mich jetzt um meinen Beruf zu kümmern und die längst vergessenen Handelsvortheile wieder einzustudieren und wo möglich mit neuen zu bereichern. Bald war ich so glücklich, in ein angesehenes Handlungshaus als Commis eintreten zu können —, wo ich mich nun seit ein paar Monaten bei recht wackern Leuten befinde. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie nicht auch mit mir zufrieden wären. Vor Kurzem sind in demselben ein paar Commis ausgetreten, und so glaube ich gegenwärtig für 3 Personen zu arbeiten. Ich thue es aber gerne, wie ich auch gar viel dadurch profitiere. — Freilich geht es da im Kopfe ein wenig bunt durcheinander, wie ich denn gestern eine Nebensonne erblickte und auf dem

Molo St. Carlo, wohin ich zu momentaner Zerstreuung ging, sämmtliche Schiffe um mich her tanzen sah. — — Unter diesen Umständen leidet Niemand mehr als mein Tagebuch und die Musen. Ich weiß gar nicht mehr, was ein Gedicht ist; desto mehr aber ist mein Kopf voll von Havannah-Zucker, — und sogar Logarithmen, die ich nichts weniger als zu mathematischen Operationen, sondern zur Spekulation in Cursen bedarf. —

Also ich werde über ein Jahr ein großer Kaufmann, und — was noch viel schöner ist, — verheirathet sein. — Hätte ich nichts gelernt, so würde man mir keine Frau geben und zwar von Rechtswegen.

Der Philosoph Eulenspiegel wollte auch heirathen, als ihn aber der Richter fragte, von was er sich nähren wollte — antwortete er: „von dem, was meine Frau kocht,“ — was natürlich dem Staate keine hinreichende Garantie gewährte und abgeschlagen werden mußte. —

Triest den 20 Febr. 1814.

Triest ist ein sehr angenehmer Aufenthalt. Bis dato aber habe ich freilich wenig davon genossen, wegen sehr angestrengter Arbeit, die ich indeß gerne und freiwillig verrichte. Die Geschäfte gehen nun etwas langsamer, daher ich mich auch mehr zerstreuen kann. Indessen gewährt es mir schon genug Vergnügen, wenn ich nur auf den Balkon meines Comptoirs gehen und auf die freund-

lich grünenden Weinberge hinschauen kann, welche die Stadt nördlich umgeben. Dann bin ich auch sehr gut gehalten bei meinem Patron, dessen Koch gar nicht übel kocht. Ein Detto ist nicht zu verachten der Refoscowein, der in hiesiger Gegend wächst, theuer, aber vortrefflich ist; dann giebt es auch einen andern und weißen Wein, der wie Wasser aussieht, aber noch viel besser wie Wasser schmeckt. Kurz, ich bin zufrieden. —

Eine unangenehme Erscheinung in Triest ist jedoch der Nordwind, „Bora“ genannt, welcher nicht selten in einen Orkan ausartet. Dieß ist dann der Augenblick, wo man das fürchterlich schöne Schauspiel des empörten Meeres betrachten — aber nicht beschreiben — muß. Bei dem Eintritt eines solchen Naturereignisses thut man gewöhnlich sehr wohl, zu Hause zu bleiben, wie denn einmal bei einer solchen Gelegenheit mir ein Unglück a la Plinius drohte, da meine kleine Person bei Befriedigung ihrer Neugierde sehr nahe daran war, in den Adriaticus geschleudert zu werden. Nicht wenig unterhielt mich dabei das gewaltige Schaukeln der Schiffe im Canal, die in solchen Conflikt mit einander geriethen, daß mir die Sturmesscenen aus Blumauers Aeneide:

„Ein Schiff verlor den Hintertheil,
Ein anderes den Schnabel.“ —

buchstäblich vor Augen gestellt wurde.

Triest, den 30. März 1815.

Hab ich mir's nicht gedacht, als ich von Monte Nero nach der Insel Elba hinsah? — Der Vogel ist ausgeflogen. Das wird eine schöne Geschichte geben! Einquartierungen, Kriegssteuern und alle diese Seligkeiten werden die Menschen abermals erfreuen, aus meiner Vermählung wird nichts und ich dürfte vielleicht dann gar Husar werden. Ich habe, wie man sich im Volke ausdrückt, mit dem Husaren im letzten Aufsatze die bösen Geister beschrieen!

Napoleon hat also in Cannes gelandet und marschirt schon auf Lyon zu — seine Soldaten sind vor Freude entzückt und verrückt. — Die Sache hätte auch wirklich viel Rührendes — diese Liebe hätte etwas Großes an sich, wenn es nicht die Liebe zum Massakrieren wäre! — Mir bleibt aber noch ein Trost. — Ney hat, wie ich eben in den öffentlichen Blättern lese, sich gegen Ludwig den XVIII. verbindlich gemacht, den Vogel zu fangen und wie alle Vögel in einem Käfich aufzubewahren. Nil novi sub sole, das wird eine Geschichte geben, so schön wie die von Tamerlan und Bajazet!

Triest, den 12. April 1815.

Alle meine Hoffnungen sind zu Grabe! Die Wolken

am politischen Horizonte werden immer schwärzer — ach auch diejenige an dem Himmel meiner Liebe! — Der Marschall Ney hat den Kaiser nicht nur nicht gefangen, sondern ist sogar zu ihm übergegangen. O Ney! deine That ist zwar in der Menschengeschichte nicht neu — aber dennoch bin ich schrecklich durch sie betroffen. Wenn du mich wenigstens nur mit deinem goldnen Käfich entschädigen würdest, welchen ja doch kein Mensch mehr braucht! —

Triest, den 15. April 1815.

Noch mehr! Napoleon ist in Paris eingezogen, Alles huldigt ihm, Alles jubelt. Die Soldaten warfen die weißen Kokarden fort und suchten die dreifarbigen hervor. Der Kaiser, sagt man, neige sich zu republikanischen Einrichtungen hin und beabsichtige eine große Nationalversammlung zu halten, unter dem Titel „Mai-Feld!“ Ich halte diese Neuigkeiten wenigstens nach ihrem innern Gehalte für leere „on dits“ und glaube nicht, daß irgend ein Thron in Europa vor dem Republikanismus Napoleons erschrecken darf, er wird sich halt dessen bedienen, wie er ihn gerade braucht. „Ich hätte, (soll er „bei seiner Ankunft in Paris gesagt haben) zwei Millio„nen Menschen mit hieher bringen können, aber man darf „sich nicht täuschen, es steckt viel Jakobinismus dahinter.“

Inzwischen ist der Republikaner Carnot um ihn, der aber den Krieg nicht will, sondern ihm gerathen haben soll, sich blos auf die Vertheidigung der Hauptstadt zu beschränken. — Ich glaube wohl, daß (wenigstens für den Moment) der Kaiser den Krieg ebenfalls nicht will; er wird sich aber doch dazu hinziehen lassen. — Möchten die Würfel des schrecklichen Spieles einmal zur Ruhe der Völker fallen!

Triest den 20. Juni 1815.

Die Engländer mit ihren Erfindungen — oder vielmehr die Deutschen mit ihren Erfindungen in England, — sind doch eine außerordentliche Nation! In Köln soll man vor Kurzem durch ein sonderbares Schauspiel überrascht worden sein, da ein ziemlich großes Schiff ohne Mast, Segel und Ruderstangen den hochangeschwollenen Rhein hinaufgefahren. Es war — schreibt man — ein von London nach Frankfurt bestimmtes englisches Dampfbot.

Also ist die Dampfschifffahrt, trotz den vielen Zweiflern, nun doch schon in vollem Gange? Ich denke, daß sie längstens in einem halben Jahrhundert auch bei uns eingeführt wird!

Aber die Erfindungen — die Erfindungen, sind sie nicht gefährlich? — Der Philosoph Sterne sagt, er würde, wenn er König wäre, alle an sich kaufen — aus Furcht,

sie möchten ihn früher oder später einmal vom Throne stürzen! —

Triest, den 24. September 1815.

Alles ist vorüber, mein Schrecken, dem Himmel sei Dank, war rein umsonst. Ludwig der XVIII. ist in Paris eingezogen — und die Soldaten haben die weißen Cokarden längst wieder aufgesteckt.

Was ich für ein schlechter Kaufmann bin! In Cokarden hätte sich gewiß ein gutes Geschäft machen lassen; ich würde wenigstens keine wegwerfen, sondern sie für ein andermal aufbehalten. Die dreifarbigen Cokarden, die weißen, die Adler, die Lilien ꝛc., — was für schöne Waare und courrante Artikel, je nach der Weltlage! —

Die schnellen Veränderungen mögen sonst wohl arge Verwickelungen in der Direktion der Staatsmaschiene bereitet haben, z. B. mit dem Schwur der Treue. Alles mit einer Hand zu schwören, war doch ein wenig anstrengend. Doch was brauche ich mit diesen Leuten so viel Mitleiden zu haben — sie werden ja für ihre Mühe hinlänglich honorirt!

Man schreibt aus Frankreich, daß die Metamorphosen überall auf's schnellste und glücklichste vor sich gehen. Niemand ist jetzt in Paris so beliebt wie die Verbündeten! Als der Kaiser Alexander nach dem Lager von Ver-

tus abging, sagten die Pariser, daß er sich auf seine Domainen begebe. — Den Marschall Blücher nennen sie sogar ihren plus chèr! Als der Herzog von Berry die Wahlversammlung zu Lille schloß, sagte er unter Anderm: „Was mich betrifft, so erkläre ich Ihnen, daß es von nun an zwischen uns heißt: „Auf Leben und Tod.“ Der Sprecher der Versammlung schloß seine Antwortsrede mit dem Ausruf: „Sohn Heinrichs, wir lieben Sie blindlings!“ (à tort et travers) Zu Bourdeaux sollen die Waschfrauen am Ludwigstage eine Zunftfahne herumgetragen haben mit der Umschrift: Die Sonne trocknet unsere Wäsche, Ludwig der XVIII. unsere Thränen! — Woher denn aber diese auffallende und plötzliche Verwandlung? Sonderbare Frage! Tempora mutantur et nos mutamur in illis! —

München den 30. Juli 1815.

Ich schied wirklich hart von dem freundlichen Triest — von meinen guten Prinzipalen, die mir vor meinem Abschiede, wenn schon kein Salaire bedungen war, ein so honorables Präsent machten, welches einem Salair gleich kam. Ich glaube, daß ich kein Philosoph bin, sonst hätte ich unmöglich eine so kindische Freude haben können, als ich die schönen, doppelten Napoleonsd'or in meiner Hand be-

trachtete, welche die genereuse Prinzipalität in dieselbe hineinlegte. —

Ehe ich von Triest abreiste, konnte ich nicht umhin, noch einmal auf den Balkon der Schreibstube zu gehen, um auf die anmuthigen Weinberge hinzusehen. — Leb' wohl, freundliches Triest! Aber warum bin ich nicht dort geblieben — ich war doch so wohl in diesem Hause gelitten? Hätte ich mich nicht auch in Triest vermählen können? — Freilich, aber meine Braut, mein Besitzthum in A*, — ich mußte nach Hause. —

Die hiesige Gegend will mir nicht mehr recht gefallen, — diejenige von A* wird eben auch keinen besondern Eindruck auf mich machen, — als jenen der Erinnerung. — Das Lechfeld und die fruchtbare Gegend von Triest! Die Wahl ist nicht schwer. — An dem Meer oder etwa an einem freundlichen Schweizersee, möchte ich einmal mein Leben beschließen; warum sollte mir das Schicksal nicht gönnen, dort eine freundliche Pfründe finden zu können? meine Ansprüche fliegen ja nicht hoch. —

Ich habe hier lange Weile und München will mir auch nicht recht behagen. Aber wo könnte es mir heute gefallen, da mir meine Freundin schreibt, daß man mir morgen en famille mit einer sogenannten Wurst entgegen fahren wird. Morgen, ach! was ist das für ein langweiliges Wort! — Die Scene des Wiedersehens wird unbeschreiblich sein und daher auch nicht beschrieben werden!

A . . . . im Nov. 1815.

Da bin ich wieder bei den lieben Meinigen, „ou peut-on être mieux?“ Auch ist, Gott sei Dank, wieder Friede und Ruhe in der Welt. —

Eben lese ich aber in den öffentlichen Blättern, daß ein kleines Intermezzo statt gefunden. —

Prinz Murat hat auch seine Landung gemacht und zwar in Pizzo. Schmeichler versicherten den Bethörten, wie sehr ihm alle neapolitanischen Herzen zugethan seien. Die ersten Herzen aber, welche ihm begegneten, waren Weiber aus Pizzo, die ihm die Augen auskratzen wollten. Daß ihn der Sturm gerade dahin verschlagen mußte! Anderswo wäre er gewiß mit dem größten Enthusiasmus empfangen worden. Zu rufen, „ich bin Joachim“, ruft: „es lebe unser König Joachim!“ und doch kein Herz finden, so was kann nur in Pizzo geschehen!

Es kömmt immer nur darauf an, wie man die Sachen auslegt, das Faktum an sich selbst bedeutet eigentlich — nichts. Den besten Beweis hiezu liefert uns der ehrsame Ritter Don Quixotte; der wußte die Sachen auszulegen, d. h. wie er sie gerade brauchte. Dinge, die andern Leuten nicht zu seinen Gunsten schienen, sah er dagegen gerade für die allergünstigsten an und entwickelte die Beweise hiefür auf so sinnreiche Art, daß ihn kein Mensch mehr widerlegen konnte.

Waren die bösen Weiber in Pizzo nicht von der

Polizei gedungen, von der Polizei, welche bekanntlich von allen Verschwörungen längst zum voraus unterrichtet ist? Wollte man dadurch nicht auf machiavellistische Weise den Leuten vorspiegeln, daß der König Joachim nicht beliebt wäre, und ihm somit auf's unverantwortlichste die Herzen seiner ihm seit den Tagen vor der Sündfluth angestammten Unterthanen rauben? —

Indessen wurde Murat zum Tode verurtheilt und starb mit Muth. Der König von Neapel soll lange nicht an die Unterzeichnung des diesfallsigen Urtheils gewollt haben, allein der Minister Medici beharrte darauf. Der Minister hatte Unrecht; wäre ich König von Neapel gewesen, ich hätte Murat wieder zu einem Koch gemacht, aber — versteht sich — nicht zu dem meinigen.

Der König Joachim protestirte folgendermaßen gegen die Kompetenz des Gerichtes, welches ihn zum Tode verurtheilte.

„Meine Richter seid ihr nicht, sondern meine Unter-„thanen. Könige können nicht von bloßen Privatpersonen „gerichtet werden; auch die andern Könige können es „nicht, weil alle Könige unter einander gleich sind, „sie können nur von dem Volke und Gott gerichtet „werden."

Wie sich doch ein Koch so schnell in das Recht der Könige finden konnte! Sollte man nicht glauben, Murat wäre wenigstens schon tausend Jahre lang vorher König gewesen? Sonst habe ich mit dem Unglücklichen Mitlei-

den und würde dessen noch mehr haben, wenn er sich sein Unglück nicht selbst zugezogen und andere mit darein gebracht hätte. Oder wurde er vielleicht in eine Falle gelockt? dann wäre er wohl sehr zu bedauern. Möchte er der letzte der Kronprätendenten in Europa sein — die Völker schmachten nicht nach ihnen! —

A . . . . den 30. Januar 1816.

Die Sachen gehen alle in bester Ordnung, die Hochzeitladerin und der Stieglitz sind schon in meinem Zimmer. Um 10 Uhr Morgens wird meine Vermählung statt finden. Es werden eine Menge Ceremonien durchzumachen sein. Meine Freundin lacht sich darüber beinahe zu Tode; denn ich und Ceremonien — wie werden sich diese zusammenfinden? Inzwischen hat man mich so gut als möglich eingeübt und wenn mir der Zufall keinen Streich spielt, wird Alles vortrefflich gehen; es ist ja nur ein Ring, den ich mit meiner Freundin zu wechseln habe. — Ist aber ein Ring nicht das Zeichen der Sklaverei und führt man nicht die Sklaven an Ringe? —

Die Copulation ist ungestört vorübergegangen, wir haben viel gelacht; alte Weibchen prophezeiten deßhalb, daß es eine traurige Ehe geben würde. — Nicht doch! Ich wette mein Tagebuch darauf, daß es eine lustige geben soll! — Von der ganzen Trauungsceremonie verstand ich aber, da sie

in lateinischer Sprache gehalten wurde — gar nichts! — Wohl unterrichtete Freunde versicherten mich aber bald darauf — daß ich ewige Treue geschworen hätte! —

Meine Freundin ist nun also meine Frau. Wie schnell hat sich diese Sache gemacht! Überhaupt nichts als Verwandlungen, selbst in der Zauberflöte werden die Decorationen nicht schneller gewechselt. Wer hätte es glauben sollen? meine Freundin — meine so schüchterne Freundin, die es früher gar nicht gewagt, mich allein auf dem Zimmer zu besuchen, — ist heute den ganzen Tag bei mir geblieben und wird ohne Bedenken auch über Nacht in meinem Hause verweilen. — O Macht der Gebräuche und Gewohnheit, wie heiligst du Alles!

A . . . . den 1. Juni 1816.

In unserer Familie lebt ein Philosoph und dieser Philosoph ist mein Onkel. — Ein Philosoph ist nicht zu viel für eine ganze Familie und doch hat er uns alle in große Aufregung gebracht. Er ist der Sohn einer unbemittelten Söldner-Familie aus dem Dorfe B . . . .; meine unvergeßliche Mutter ließ ihn seiner Zeit vom Lande hereinkommen und die Handlung erlernen. Da führten

ihn die Verhältnisse nach Paris, in Paris wurde er ein Philosoph und brachte von dort ganz neue Ideen mit. Es giebt keine ansteckendere Krankheit, als die neuen Ideen, keinen Ort, der mehr zur Contagiosität geeignet ist als Paris und keine Menschen empfänglicher hiezu — als die Deutschen. Diese neue Lehre und abscheuliche Ideologie, wie sie Napoleon nennt, welche mein Onkel aus Babylon mitbrachte (wenn schon besagter Napoleon behauptet, daß viel Unglück und Gefahr auch von deutschen Träumern herkäme) und sie ganz ungenirt seinen Vettern und Basen vortrug, erschütterte sie gerade so, wie die neuen Ideen die alten Staaten — in kurzer Zeit galt er bei uns für einen exaltirten Menschen, eine Bezeichnung, die im 19. Jahrhundert das Wort Ketzer, dessen man sich jetzt schämt, hinreichend ersetzt.

Seine Zeit zu erkennen, darin liegt der Haken! Wenn einige Fromme sagen, daß, wenn sie zur Zeit von Christus gelebt, sie ihm überall gefolgt sein würden, — täuschen sie sich nicht wenig. So lange man ihm Palmen streute, à la bonheur! aber wenn einmal der Gang nach Gethsemane angefangen hätte, dann würden die Petrus-Scenen und noch vielleicht ganz andere sicher nicht ausgeblieben sein. — In Summa — wir sind bei all unserm Eifer nur schwache Menschen; wenn wir den Göttern nachfolgen wollen, bleiben wir in der Regel im Kothe stecken. Glücklich genug, wenn wir nur immer schwach bleiben, diese Schwäche wissen und sie herzlich bedauern!

Mein Onkel hat gute Ideen, indessen bedürfen solche noch immer der Läuterung, wie alle socialen Gedanken des Tages — die Meinigen natürlich nicht ausgenommen. — So beschloß ich heute, denselben zu besuchen, wenn schon wohlmeinende Leute mir den Besuch wiederriethen. — Hat Napoleon nicht die Pestkranken in Jaffa besucht, ohne angesteckt zu werden? giebt es nicht prophylaktische Mittel, kann man nicht mit einem Fläschchen Vinaigre des quatre Voleurs — unbesorgt jedes Spital betreten, folglich auch einen Philosophen besuchen und doch mit heiler Haut davon kommen?! — Gewiß ist das Gift der Ansteckung zu fürchten, ich weiß es wohl, es gab sogar Fälle, wo dasselbe 20 Jahre lang verstekt im Körper herum schlich, wobei der Patient das blühendste Aussehen genoß. — Das Gift der neuen Ideen soll ganz dieselben Symptome zeigen — und doch ging ich zu meinem Onkel hin!

Als ich in sein Zimmer trat, war er so sehr in Arbeit vertieft, daß er mich gar nicht bemerkte. (Das erste sichtbare Zeichen von Exaltation.)

Ich räusperte und nun hieß er mich willkommen. Das Gespräch führte alsobald auf zwei kleine äußerst niedliche weiße Kätzchen, welche vor meinen Füßen spielten. Welche freundliche liebe Thierchen, sagte ich. — „Freundliche liebe Thiere? wiederholte mein Onkel spottend. Kurzsichtiger junger Mann: wilde Bestien sind es, Tiger, furchtbare Tiger! sage ich dir.“ — (Zweites Zeichen der Exaltation.)

Wie können, erwiederte ich, so kleine gutmüthige und niedliche Thierchen, wilde Bestien und Tiger genannt werden? — „Gut," entgegnete mein Onkel, „du ergreifest die Partie der Katzen, glaubst mir nicht und hältst mich wahrscheinlich für exaltirt. Also werde ich dir den Beweis liefern, erstlich, daß ich es nicht bin und daß diese anscheinend freundlichen Geschöpfe wirklich abscheuliche Bestien und Tiger sind, zu deren Race die Katzen doch eigentlich gehören." Unter diesen Worten stand er von seinem Sessel auf, ging zur Thüre hinaus, kam aber bald darauf wieder mit einer Schüssel Milch in das Zimmer und stellte sie mit philosophischer Ruhe auf den Boden hin, indem er dabei mit einem sorgfältigen Blicke nicht seine Katzen — sondern mich beobachtete.

Aber diese Katzen, diese niedlichen Thiere, deren Partie ich kurz vorhin ergriffen, zeigten bald, wie wenig sie meiner Protektion würdig waren. Kaum befand sich die Schüssel Milch auf dem Boden, als sich auch schon ihre Physiognomie verändert hatte. Mit einem Wort, Satanas war in sie gefahren. Wenn schon Milch im Ueberfluß vorhanden war und sich an der Schüssel hinreichender Platz für ein halb Dutzend Katzen ergab, so war doch an einen friedlichen Genuß der Milch gar nicht mehr zu denken; wie Tiger kratzten sie sich mit den Pfoten so lange, bis das Blut an ihnen herabrann. Wie jeder Krieg, brachte auch dieser seine Verheerungen mit sich. Die Schüssel Milch wurde umgestoßen. Unmuthig darüber sprang mein

Onkel, der bisher ruhig da saß, vom Stuhle auf, faßte die Katzen und warf sie ohne weiters zum offenstehenden Fenster hinaus. (Dritte und letzte Stufe der Exaltation.)

Die armen Thiere! rief ich, zwar nicht unschuldig, aber doch zu hart bestraft, wie konnten sie sich denn anders benehmen, als nach der Natur ihrer Gattung?

„O, du Katzen- und Menschenfreund! erwiederte mein Onkel; habe keine Sorge für deine lieben Kätzchen. Es ist, wie du siehst, von diesem Fenster nicht weit hinab in die weichen Beeten des Gartens und dann fällt jede Katze sehr künstlich (was sie vor uns Menschen voraus hat) immer wieder auf die Füße, so hoch sie auch herabfallen mag. Siehst du deine Schützlinge da unten? jetzt, da sie keine Milch mehr haben, sind sie schon wieder gute Freunde geworden und fangen mit einander zu spielen an. — Sonst sag' ich dir im Vertrauen, daß es eigentlich nicht wegen der Katzen war, weßhalb du mich so aufgebracht sahest — mein Zorn galt vielmehr der Gesellschaft der Menschen, wovon mir diese Thiere das deutlichste Bild zu geben scheinen. — Wenn einmal die Katzen ihre Natur verläugnen und die Hunde mit ihnen spielen werden, dann erst erwarte ich große Resultate aus dem Menschenleben — also wohl nicht so bald.“

Ei, sagte ich, wer kann es wissen? — Es kömmt alles auf die Erziehung an! —

Und mein Onkel betrachtete mich mit großen Augen;

„Wie! du hättest auch schon über die Sache nachgedacht, ohne jemals in Paris gewesen zu sein? Komm' her und laß dich umarmen, du hast große Anlagen, exaltirt zu werden. — Ich werde die Verwirklichung meiner Träume nicht erleben, du wohl auch nicht, vielleicht aber deine Enkel.“ Und so schied ich von meinem Onkel. —

A. den 15. Okt. 1815.

Dank den unsterblichen Göttern! da mir der Eintritt in ein anderes Handlungshaus für den künftigen Monat Muße zu einer Excursion vergönnt, so habe ich zu dem Zielpunkt derselben — Wien gewählt. Also giebt es doch wieder einmal eine Reise, und was für eine? — eine Reise mit der Frau, welche alle andern Reisen überwiegt!

Wien den 22. Okt. 1815.

Wir sind schon in der großen Kaiserstadt — logieren aber in unserm Gasthof zum W.. O..., welcher keiner der kleinen ist, nichts weniger als kaiserlich, obgleich wir des Tages fl. 5. W. W. für zwei kleine Zimmer bezahlen. Die Betten sind unter aller Kritik schlecht, und da der Schlaf bisher eine große Rolle in meinem Leben spielte, so — glaube ich — werden wir wohl nicht lange hier verweilen.

Gestern waren wir im Theater, wo Göthes Faust gegeben wurde. Faust gäbe wohl schönen Stoff zu Reflexionen, allein ich bin heute einmal nicht zu denselben aufgelegt. Gestern aber wurde ich gezwungen, eine Reflexion zu machen. Als wir nämlich das Theater verlassen wollten, kam uns ein furchtbarer Platzregen entgegen. Wie uns zu helfen? (denn es war kein Fiaker mehr da). — Reflexion. — Laß sehen, sagte mein Weibchen, was diese Frauen machen werden, die sich mit uns in dem gleichen Corridor und in der gleichen Verlegenheit befinden. — O Himmel! wer wird mirs glauben? — ich habe es gesehen, ich habe es selbst gesehen und glaube es nicht: diese zarten ätherischen Damen, keineswegs aus den niedern Ständen, zogen ihre Schuhe aus — (nicht etwa um andere Schuhe anzuziehen) und gingen in den bloßen Strümpfen während des größten Platzregens nach Hause. — So etwas habe ich doch bei uns nie gesehen. Fehlt uns etwa die Bildung einer Residenz? —

Wien, den 25. October.

„Zum Lichte des Verstandes können wir immer gelangen, aber „die Fülle des Herzens kann uns Niemand geben."

Göthe.

Durch Zufall komme ich heute auf mein letztes Schlagwort „Bildung" zurück. Mit wahrem Vergnügen erin-

nere ich mich des Tischgesprächs bei einer schätzbaren Familie, wo wir gestern zu Gaste waren und uns auf das Angenehmste unterhielten. Mein Onkel in A*.... hatte nämlich die Gefälligkeit, mich mit einem Empfehlungsschreiben an seinen alten Freund dahier (ebenfalls einen Philosophen) zu versehen. Das Glück verschaffte mir bei Tische den Platz neben dem Philosophen, der mich mit jener hinreißenden Gemüthlichkeit unterhielt, welche den Bewohnern Wiens eigen ist. — Das Gespräch führte bald auf die Bildungslage der Gesellschaft der Hauptstadt, bei welcher Gelegenheit die Situation des Adels den andern Klassen gegenüber nicht wohl unberührt bleiben konnte. Man gab mir hierüber sehr interessante Daten an die Hand, welche sich aber nicht zur öffentlichen Mittheilung eignen, wiewohl dieselben im Allgemeinen durchaus nicht zum Nachtheile des Adels ausschlugen.

„Warum (sagte mein Nachbar) soll man den Adel hassen? Es fehlt ihm weder an Bildung noch an Gemüthlichkeit — man liebt ihn! anders verhält es sich jedoch mit dem neuen Adel, mit diesen Rittern der Bancozettel oder glücklichen Industrie — die man incognito mit den Zeiselwägen bis zur letzten Postation reisen und von da mit orientalischem Luxus in die Hauptstadt fahren sieht. Unter diesen Rittern zeigt sich ein Stolz, der nicht selten an Verrücktheit streift, und trotz der Opfer, die sie mitunter bringen, um sich angenehm zu machen, sind sie dennoch unbeliebt. Es sind die Bauern, welche auf das

Pferd gekommen und die noch ärger reiten wie die Edelleute selbst. Der höhere Adel hat sich mit einer solchen Vorsicht von ihnen getrennt, daß man sich selbst gegen die Pest nicht sorgfältiger verwahren könnte. — An komischen Scenen fehlt es bei der Sache keineswegs, wie denn die neuen Ritter bei all ihren Fadaisen und der erdenklichsten Mühe, die sie anwenden, vornehm zu scheinen, bisher noch nicht im Stande gewesen sind, die noble Haltung eines ächtadelichen Rückgrathes hervor zu bringen! — Alles indeß mit Ausnahmen und so giebt es solche auch unter ihnen, diese sind aber wahre Märtyrer, weil sie die Ritter ihres Schlages eben so gut bei Seite setzen, wie die Höhern in vorgefaßter Meinung von den Andern.“ —

Unter diesen Worten wollte mein verehrter Nachbar seine Relation endigen. Ich bat ihn jedoch, die Güte zu haben, mir seine Ansichten über allgemeine Bildung mitzutheilen, und mir dabei dieses Wort selbst zu definiren. — „Ei, rief er aus —, Sie haben mir, lieber Gast, ein höchst schwieriges Thema aufgegeben! Simonides mag einst über die bekannte Frage Hieros in keiner geringern Verlegenheit gewesen sein. Ich möchte mir ebenfalls Bedenkzeit ausbitten. — Doch mein Trost ist das Dessert, welches man so eben aufträgt. Wenn ich meinem Gaste nichts abschlagen darf — so wird mich doch das nahe Aufstehen vom Tische einer Aufgabe entheben, zu deren Lösung ich mich für so wenig kompetent halte.

„So oft ich das Wort Bildung hörte, fällt mir regelmäßig Ihr guter Onkel ein. Sie werden mir jetzt eine Episode verzeihen — allein Ihr Onkel muß mir aus der Noth helfen. — Derselbe kam einmal athemlos auf mein Zimmer (ein Philosoph sollte sonst nie athemlos sein) und rief mir entgegen:

„O Freund, Freund! was ist mir geschehen! — Stelle dir vor, ich kam in eine Gesellschaft — wo mich durch ein unvermeidliches Verhängniß jemand bat, dieser Gesellschaft das Wort Bildung zu definiren.“ — „Mit Vergnügen, meine Herren,“ erwiederte ich — wollte anfangen zu sprechen, öffnete schon den Mund — und stelle dir meine Verlegenheit vor, — brachte kein Wort aus demselben hervor. — So stand ich 10 Minuten von Göttern und Menschen verlassen. Wäre die erwähnte Gesellschaft nicht aus lauter Gebildeten bestanden, so würde ein schallendes Gelächter mein wohlverdienter Lohn gewesen sein. Es mögen sich im Stillen wohl viele die Zunge verbissen haben. Sieh nun was Asmodi mir für einen argen Streich gespielt! Was mag man wohl von mir denken, daß ich auch nicht ein Wort über Bildung zu sprechen wußte, über eine Sache, worüber jedermann tagtäglich abspricht und von der sogar Leute reden, die außer Bildung — alles besitzen? Mein Fehler war, daß ich zu viel auf einmal sagen wollte, nicht der Stoff war es, der mir mangelte, ich hatte vielmehr dessen zu viel und so verstopfte sich der Geist bei seiner Ausströmung. Ich

hatte nur einen Fehler begangen, freilich einen Kapitalfehler, daß ich zu hoch anfangen wollte, nämlich über Bildung des Geistes und Herzens zu reden. Da wollte denn Geist und Herz zu gleicher Zeit sprechen und sie zeigten somit recht deutlich, wie sie in mir noch nicht Eins geworden sind."

„Ihr Onkel sei mir ein warnendes Beispiel und so will ich mich wohl in Acht nehmen, in so hohe Regionen zu steigen. Das deutsche Wort Bildung liegt offenbar etwas zu tief, wie sich denn der Franzose statt desselben, des Wortes Education bedient, ein Begriff, der oberflächlicher ist und mit welchem man schon eher fertig werden kann."

„Somit will ich, um den Wünschen meines lieben Gastes doch einigermaßen zu entsprechen, ihn von meinen Ansichten über das Zusammenleben der verschiedenen Stände zu unterhalten suchen."

„Mit geringen Verschiedenheiten scheint mir die europäische Erziehung überall dieselbe zu sein, aller Orten mannigfaltige Stände in Mitte des Volkes selbst, die sich trotz den ausdrücklichen Gesetzen ihrer moralischen Grundlage, (der christlichen Religion) welche die allgemeine Brüderschaft als eine Cardinal-Tugend empfiehlt, mit lächerlichem Stolze von einander trennen. So wird man den Bürger nicht Arm in Arm mit dem Bauern gehen sehen. Der Bürger führt als seinen Entschuldigungsgrund hiefür an, daß ihm dieß der Grad seiner Bildung nicht erlaube.

Wie aber kann denn der Bauer jemals gebildet werden, wenn wir ihn fliehen, und in unsere Gesellschaft niemals zulassen? Die Erziehung der Umgebung ist noch eine wirksamere als diejenige der Schule. Besitzen wir aber immer selbst jene erforderliche Höhe der Erziehung, um durch unser Beispiel günstig auf andere einwirken zu können? Der Städter verachtet den Bauern im Allgemeinen wegen seiner Rohheit, oder richtiger gesagt, bedient sich dieser Rohheit als eines Mittels, um sich von ihm zu trennen, und gar oft ist es nur der verschiedene Zuschnitt des Kleides, die Bauern-Jacke, der sogenannte niedere Stand, was den eigentlichen Widerwillen erregt. Steckt nicht in dem feinen Kleide oft mehr Anmaßung und Rohheit, als in dem groben? Warum untersucht man denn nicht, was in dem Kleide steckt — und verdammt es nach seinem bloßen Zuschnitte? So also giebt nicht selten der Schneider dem Menschen die erforderliche Bildung. — Aber nicht der Bauer allein ist es, von dem man sich so schroff trennt, denn man findet dieselben Trennungen in Mitte des Bürgerstandes selbst, so wird man z. E. die Frau des Schusters nicht in Gesellschaft der Frau des Kaufmanns, Künstlers, Gelehrten u. s. w. finden, und was liegen dieser Trennung für erhebliche Dinge zu Grunde? Der Kaufmann verkauft Leder, und der Schuster das verarbeitete Leder. Aber ob der Schuster so gebildet ist wie der Künstler u. s. w.? — mitunter sogar noch mehr.

„Jetzt zu dem ungeschickten Bauern — er ist nicht immer so dumm, wie er aussieht und verkauft nicht selten den Städter. So bald dieser aus seinem Thore hinausspaziert und seinen Bruder auf dem Lande besucht, verliert er mit jedem Schritte und das Kind der Natur feiert offenbare Triumphe. O! wie schön (ruft der empfindsame Städter bei dem Anblicke eines Saatfeldes aus), wie schön ist die Pracht der rothen, blauen und Kornblumen aller Art! — Da bedeutet ihm der Bauer lachend, daß diese Schönheit nichts weiter wäre — als „Unkraut." Sollte ich noch andere Beispiele citiren, so würden sie in's Unendliche führen, mit einem Worte, der Städter steht auf dem Lande wie ein Unwissender da, und nun wo der Bauer in seinem Elemente ist, sieht man ihn über den Städter diejenige Oberherrschaft ausüben, womit das Genie unwillkürlich das Untergeordnete beherrscht. Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Landleute ihren Sieg mit Bescheidenheit feiern. Es kommt hier alles auf die Gegend an. An Orten, wo unter den Bauern vorzügliche Rohheit herrscht, geben sie in ihrem Rachegefühl dem Städter seine Bildung mit schönen Zinsen zurück, und zeigen demselben eine List und Verschlagenheit, deren manchmal der größte Rabulist nicht fähig wäre. Nicht immer sind diese Landleute so einfach und bieder, wie man sie auf unserer Bühne vorstellt, wiewohl es unter ihnen wahre Nathanaelsseelen gibt." — — — —

Er wollte das Gespräch noch auf weitere Stände

ausdehnen, als ein anderer Stand ihn daran verhinderte. Es war der Aufstand vom Tische.

A......g. den 1. Christmonat 1816.

Meine Prophezeyung ist richtig eingetroffen! — Die schnellen Veränderungen in Frankreich haben bereits zu allerhand Collisionen und Conflikten geführt. Viele unschuldige Menschen sind bei Gelegenheit des Schwurs der Treue in die größte Verlegenheit gerathen. Da liest man z. E. in den öffentlichen Blättern, daß ein Mitglied der französischen Kammer folgende Motion über einen gewissen Herrn Maleville einbrachte:

„Voriges Jahr war dieser Herr einer der Ersten, die Zurückberufung der Bourbone vorzuschlagen; als der Kaiser zurückkam, schwur er ihm neuerdings Treue; heute spricht er wieder für Ludwig den **XVIII.**, das ist Ehrlosigkeit! (Ja! ja, von vielen Seiten). Ich verlange daher, daß Malleville, weil er unverletzlich ist (als Deputirter) für verrückt erklärt werde, und daß man ihn in ein Irrenhaus schicke! (Großmächtiger Lärm.)“

Wie unbillig! was kann Hr. Maleville dafür, daß Napoleon in Cannes landete? Wäre er ohne diese Landung nicht der treueste Diener geblieben? werden es nicht noch Andere bleiben — wenn sich nicht Sachen ereignen, die man nicht vorher sehen kann? Nicht Herr Maleville

ist verrückt — bloß seine Position. Mein Gott, ist denn nicht die ganze Welt verrückt?! (Versteht sich, bloß ihre Position.)

A. d. 30. Wintermonat 1816.

Ein furchtbarer Schlag hat meine häuslichen Verhältnisse betroffen. Das Handlungshaus, in welchem ich bisher angestellt war, hat seine Zahlungen eingestellt, und ich bin bei demselben um den größten Theil meines Vermögens interessirt.

Ich habe selbst das Conto Currentbuch geführt, und nichts von dem Fall bemerkt, ehe er vor aller Welt Augen lag — schöne kaufmännische Talente, die ich besitze! *)— Ich befinde mich in einer recht schlimmen Lage, meine Frau in den Wochen — Geld und Platz verloren — der Himmel wird mir helfen! —

Den 20. Wintermonat 1817.

Eine neue — oder alte — Erscheinung, eine Prophetin ist aufgetreten, welche sich „die Sonnenfrau“ nennt — doch nicht Cora! Es ist Frau v. Krüdener, die Verfasserin des Romans Valeria. Also ein neuer Roman! Indeß liegt hier doch Reales zu Grunde; denn nach allen Berichten

*) Später vielleicht ein Mal ein paar Worte zu meiner Entschuldigung.

meint es Frau v. K. herzlich gut, und möchte, sowie sie selbst bekehrt worden, nun die ganze übrige Welt bekehren. (Die Romanenschreiber nicht ausgenommen.) Ich weiß nicht, auf welcher Tour ihres Proselytengeschäfts sie Hrn. v. Kotzebue bekehren wollte, worauf er aber kurz geantwortet haben soll, daß er zu einer Bekehrung viel zu alt sei. — Das wäre freilich ein schöner Fischzug gewesen! —

Den 1. März 1818.

Den Glauben will die Zeit nun finden,
Nicht abergläubigen Unverstand,
Auch Eure Weisheit läßt sie schwinden,
Denn Gott umfaßet kein Verstand;
So handelnd, doch mit sicherm Schritte —,
Von reinen Herzen nur erkannt,
Geht durch bethörter Feinde Mitte
Die Wahrheit, — stets von Euch verkannt!

B.

Sonderbare Fügung! Heute führte mir ein guter Freund die sehr interessante Bekanntschaft des Freiherrn von B. (Schwiegersohn der Frau von K. und Bruder des Badischen Staatsministers) zu. — — Ein gar freundlicher Mann mit einem wahren Johannesgesicht, ich faßte großes Vertrauen zu ihm. Wahrlich, mein eigener Beichtvater hat mir noch nie so schön und mit so warmem Ei-

ser vom Christenthum gesprochen, wie dieser Freiherr v. B*, aus dessen freundlichen Augen der Seligmacher selbst heraus zu schauen scheint. — Ich geniere mich durchaus nicht, hiemit zu erklären, daß H. v. B. ungemein wohlthätig auf mein Herz wirkte, ja daß ich durch ihn das Christenthum noch viel lieber gewonnen; — ich wurde in seiner Nähe, seinem Umgang, von einem so erquickend beseeligenden Gefühl erfüllt, wie ich es nur zur Zeit meiner ersten Communion empfand. — Möchte doch die ganze Welt von dem Geiste des lieben Freiherrn ergriffen, und alle Menschen christliche Freiherren werden — die ganze Welt Ein Herz und Eine Seele! Die Sache wäre nicht so übel, vielleicht, daß einmal noch Gottes Geist in vollem Maße herabkömmt über die Herzen der Menschen, dieselben müßten sich aber auch dazu vorbereiten, das wäre denn die schönste Revolution von allen!

Herr v. B. geht — wie man hört — nach St. Petersburg an den russischen Hof, der für solche Ideen sehr empfänglich sein soll — überhaupt sieht man den russischen Kaiser bei jeder Gelegenheit seine ächt christlichen Gesinnungen, seine ungeheuchelte Liebe für das Wohl der Menschen recht deutlich an den Tag legen. Ein Welteroberer neuer Art, ein Alexander des Friedens! Möchte ihn immer ächt christliches Wesen umgeben und die Sache nicht in Schwärmerei ausarten, wie es sich leider schon zu zeigen anfängt! Allerdings kann nur die christliche Religion, in ihrer ursprünglichen Reinheit aufgefaßt, die Basis ei-

nes glücklichen Zusammenlebens bilden. — Doch Schwärmerei würde alles verderben! — Wohl schön und ergreifend ist der Aufblick zu höhern Welten, allein was wir nicht vergessen dürfen, ist, daß unsere Füße noch auf dem Planeten stehen. Diesen einmal bequem einrichten, damit jeder an den Freuden des Lebens Theil nehmen könne, scheint mir eben kein so sündhafter Gedanke zu sein. Die große Seele des Kaisers Alexander ist, wie gesagt, für die edelsten Pläne empfänglich. Möchte Er das Glück haben, stets von Leuten umgeben zu sein, bei denen der Sinn für wahres Christenthum und Menschenwohl — jenen der Schwärmerei überwöge. —

Den 5. Mai 1818.

Könntest du glauben in frommem Vertrauen
Würdest du ihn, den Göttlichen, schauen,
Würdest du sehen, was Paulus einst sah! —
Aber thöricht, in endlosen Kreisen,
Suchst du die Ruhe bei sterblichen Weisen,
Und die Wahrheit liegt dir so nah! —

B.

Was ist Schwärmerei? Dieses Wort ist oft und sehr mißbraucht worden. Nicht selten hat man es solchen Geistern beigelegt, die nichts weniger als Schwärmer waren. Gar gerne nennen wir im gewöhnlichen Leben Diejenigen,

deren Ideen wir nicht untersuchen wollen, oder die wir nicht verstehen „Schwärmer.“ Recht verständige Leute sind schon diesem Irrthum unterlegen. So sprach Tacitus seiner Zeit von einem sonderbaren Schwärmer, der in Judäa aufgetreten — und gerade dieser ists, dessen Ideen nun die nüchternsten Leute huldigen.

Wenn sich aber Frau v. K. für das Sonnenweib in der Apokalypse hält, so — meine ich — ist sie doch in Irrthum und Schwärmerei verfallen. Der poetische Gedanke des Sehers trägt allerdings Wirklichkeit in sich, es ist damit wohl unzweifelhaft die allgemeine christliche Kirche gemeint, welche in ihrer ursprünglichen Schöne wieder erscheinen wird — ja wieder erscheinen muß, denn die wahre Grundlage des Christenthums ist keine andere als fortwährende Veredlung des menschlichen Geschlechtes. Wohl leben diejenigen in großem Irrthum, die — entmuthigt durch trübe Erscheinungen mitten im Schooße der Kirche — dem Geist des Ganzen das Leben absprechen möchten. Allerdings kann kein vernünftiger Christ diese leidigen Erscheinungen, die er so tief bedauert, in Abrede stellen; sie liegen in der Natur, d. h. in der Schwäche des Menschen, in jener vollen Freiheit, die ihnen Gott belassen, Gutes und Böses nach Belieben zu wählen. Daher der so langsame Gang der allgemeinen Erziehung des Menschen. — Erhabener und unendlich wirkungsreicher würde das Auftreten der Frau v. K* sein, wenn sie sich damit begnügen wollte, ihren Feuereifer auf das Predigen der

ersten Grundsätze des schönen Evangeliums, auf seine uneigennützige edle Liebe zu beschränken und ihre Person dabei gänzlich aus dem Spiele zu lassen. Das alte Gesangbuch in seiner Anspruchlosigkeit besitzt einen sehr schönen Vers, der mit den Worten anfängt, „Wer nur den lieben Gott läßt walten," — ein Lied, welches man beinahe gar nicht mehr singt!

Sonst — meine ich — sind so viele Bekehrungen als möglich zu wünschen. Man schreibt aus der Schweiz und andern Ländern, daß wirklich solche Bekehrungen statt gefunden. — Bekehrungen? Sind wir denn bis zur türkischen Grenze — mit Ausnahme der Israeliten — nicht alle Christen? Wenn unsere Missionäre Bekehrungen in Afrika, auf den Inseln der Südsee, an den Ufern des Ganges u. s. w. glücklich vollbringen, so finden wir darin nichts Wundersames, aber Bekehrungen am Rhein, an der Spree, an der Isar u. s. w. sind höchst auffallend. — Wenn ich schon hoffe, daß wir alle gute Christen sind, so will es mir doch manchmal vorkommen, als wenn das Allgemeine den wahren Geist des Pfingstfestes noch nicht vollkommen aufgefaßt hätte, daß Vieles mehr Form als Wesen sei. — Ja möglich sogar, daß wenn dieses Christenthum einmal in seiner formlos freien ersten Gestalt auftreten würde — Orthodoxe solches abzuschaffen, gottlose Philosophen dagegen anzunehmen versuchen könnten!

A. Charfreitag 1818.

Es steht ein Fels im stürmischen Meere,
Des Gottes ew'ges Testament,
Das Wort allein ist seine Wehre,
Und Meer, und Sturm, und Element,
Und aller Leidenschaften Krieg
Ist nur ein eitel kühnes Treiben; —
Dem Gotte ward der schönste Sieg
Denn Er und Liebe werden bleiben! —

B.

Welch ein wichtiger Tag, der heutige, der sogenannte Charfreitag — an welchem einst Jahren der beste der Menschen — starb! doch was sage ich, starb, wir sind es ja, die todt sind und Christus — lebt! — Ich will damit nicht sagen, daß man den Gottessohn nicht umgebracht, ganz gewiß ist es, daß er der Bosheit der Menschen unterlegen — wenigstens für den Augenblick. — Da er den Menschen den freien Willen ließ, nach dem vollen Umfang des Wortes frei, so mußte er ihnen auch erlauben, ihn umbringen zu dürfen. Wie können sich die Menschen nun beklagen, daß ihnen nicht der freie Willen gelassen worden? Darin besteht eben das große Geheimniß, welches so viele nicht begreifen, denn noch immer laborirt man an dem Erringen dieser Freiheit und hat mit den schönsten Ideen von der Welt es noch nicht

weiter gebracht, als sich wegen derselben zu streiten und umzubringen. Gott mußte, um auf Erden zu erscheinen, nothwendig zu seinem Incognito die Gestalt der Menschen annehmen, (denn wie hätten sie sonst seinen Anblick zu ertragen vermocht?) — Aber er blieb bei diesem Incognito dennoch Gott. Wäre er ein bloßer Mensch geworden, mit der Kraft des Gottes, so würde er — menschlich von der Sache zu reden — die undankbare Erde mit Einem Hauche seines Mundes vertilgt haben.

O großer Tacitus! wie mächtig hast du dich geirrt, wenn du vermeintest, daß Christus bloß ein Schwärmer gewesen! Es hat dir nicht beliebt, diese großartige Schwärmerei näher zu untersuchen, sonst würdest du bald das Nüchterne an der Sache herausgefunden haben. — Auf die Weise, mit welcher Jesus von Nazareth aufgetreten, treten keine Schwärmer auf. Diese stehen auf Säulen, sondern sich von den Menschen ab u. s. w., kurz ruiniren sich mit dem schlechtesten Geschmacke, aber der Erlöser suchte lange genug den Leiden auszuweichen, entzog sich denen, die ihn steinigen wollten und änderte namentlich auch um seiner Sicherheit willen häufig den Wohnort. Endlich spricht er es mit eigenen Worten, in den Stunden namenloser Angst, in dem Garten von Gethsemane selbst aus: „O Vater, wende den bittern Kelch des Leidens von mir, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Unter diesem geistigen Kampfe drang das Blut aus den Poren des Geängstigten, denn Er und nur Er konnte

das ganze Gewicht fremder ungeheurer Schuld empfinden, die mit all ihrer Schwere sich auf ihn gewälzt. Hier ist Geheimniß, und ich spreche hierüber nicht weiter; doch ganz gewiß ist es, daß ein Schwärmer sich nicht in allen Beziehungen mit solcher Würde und Leidenschaftslosigkeit benommen haben würde, wie dieser Jesus. Die große Liebe Gottes siegte, — eine Liebe, welche die Menschen in ihrem wahren Umfang nicht zu ermessen vermögen. So bleiben ihnen nur Thränen des Dankes und eine Rührung, die an sich selbst wohl schön ist, aber gewöhnlich so bald wieder erkaltet! Vermöchten die Menschen jenen großen Opfertod nach seinem wahren Werthe zu würdigen, so müßte das heilige Feuer der Liebe sich schnell über den ganzen Erdkreis verbreiten, und bald alles nur Ein Herz und Eine Seele sein. —

Ja welch ein Uebermaß der Gottesliebe! — Jesus starb sogar für seine Feinde. Eine solche Liebe kann nur Gott beweisen und Menschen haben keine Idee von ihrer Größe. — Dieß wird auch ein herrlicher Einzug im Himmel gewesen sein, ein Triumphzug im Reiche der Geister, wie Christus mit seinem blutbesprengten Kleide, mit seiner tiefen Wunde im Herzen eingezogen kam, da wird ein Lied gesungen worden sein, von dessen Schöne unsere Dichter keinen Begriff haben, das Lied der Liebe Gottes, worüber selbst die Geisterwelt in unaussprechlicher Rührung zerflossen!

Den 30. Heumonat 1818.

Meine in einem vorigen Aufsatze über den Charakter des Kaiser Alexander ausgesprochenen Ideen sind wohl begründet. Bei keiner Gelegenheit ermangelt dieser menschenfreundliche Fürst, seine herzlichen Wünsche für Erhaltung des allgemeinen Friedens laut zur Kunde zu bringen. So gewährt es mir ein großes Vergnügen, hiemit den Inhalt eines Briefes anzuführen, welchen dieser Monarch vor kurzem eigenhändig in englischer Sprache an einen Herrn Marsden in London, Präsidenten einer evangelischen Gesellschaft zur Erhaltung des Friedens, geschrieben.

„Ich habe, meine Herren, mit Vergnügen die Er„richtung einer Gesellschaft vernommen, deren Grundsätze „einen dauernden und allgemeinen Frieden bezwecken. Die „Mischung des Guten und Bösen, welche in den letzten „Ereignissen sichtbar war, hat die Beschlüsse der göttli„chen Vorsehung, sowohl hinsichtlich der Gnade als der „Gerechtigkeit, beurkundet. Als Christ muß ich die Erhal„tung des Friedens auf der Erde durch alle gesetzlichen „und anwendbaren Mittel wünschen. Als christlicher Sou„verain muß ich den Zeitpunkt zu beschleunigen suchen, „wo keine Nation mehr das Schwert gegen die andern er„greifen wird und wo die Völker den Krieg verlernen „werden. Die Einmüthigkeit der christlichen Mächte hat „bis jetzt keinerlei Art von Sturm erlitten und bietet,

„auf den Grundsätzen unsers heiligen Glaubens beruhend, „die schönste Aussicht einer festen Dauer dar. Es liegt „nicht ganz in der Gewalt des Menschen, einen ewigen „und allgemeinen Frieden zu stiften, allein aufmunternd „ist es zu bemerken, daß eine friedliche Stimmung sich „in der Welt verbreitet und Vereine, geleitet durch den „Geist der Mäßigung und des Christenthums, zur Aus- „breitung und Erhaltung dieser Gesinnungen beitragen „können. Bei solchen Ansichten kann ich wohl nicht mei- „nen herzlichen Beifall dem Zweck Ihrer Gesellschaft ver- „sagen, ohne daß jedoch daraus irgend eine Mitwir- „kung zu den von der Gesellschaft, die nicht unter meine „Unterthanen gehört, zu Erreichung ihres Zweckes er- „griffenen Maßregeln gefolgert werden darf.“ —

„Es liegt nicht ganz in der Gewalt des Menschen, einen ewigen und allgemeinen Frieden zu stiften.“ Warum denn nicht, guter Kaiser? Für jetzt leider freilich noch nicht, die ungefähre Periode seines einstigen Erscheinens ist aber allerdings vorauszusehen, wenn schon die Träume Bernardins de St. Pierre vielleicht nicht ganz realisirt werden können. Dieß darf uns aber nicht im geringsten verhindern, jede Minute als kostbar zu betrachten, die dem großen und allgemeinen Leiden der Menschheit abgewonnen werden kann. Es giebt so viele Menschen, und unter denselben manche Wohldenkende, die den leidigen Krieg für ein nothwendiges Übel betrachten. Ich glaube, daß sich diese in vollkommenem Irrthum befinden,

denn es ist und kann nicht sein der Menschen Bestimmung, daß sie sich wie wilde Thiere ewig unter einander zerfleischen sollen!

Den 30. Januar 1819.

Heute ist einer der glücklichsten Tage meines Lebens! d. h. so weit als Menschen glücklich sein können, denn eigentlich ist Menschenglück chemisch — oder auch nur oberflächlich — untersucht, doch nichts Reelles. Es laufen zu viele fremde Bestandtheile mitunter, ja das menschliche Glück ist mehr Einbildung, Idee rc. rc. — Nicht zu läugnen ist, daß man in dieser Einbildung oft sehr glücklich dahin lebt. Daher ist es eine große Sünde, jemanden zu enttäuschen.

Doch zu meinem heutigen Glück. Vor ein paar Stunden nämlich brachte man mir aus der benachbarten Druckerei den Korrekturbogen eines Gelegenheitsgedichtes, dessen Verfasser ich zu sein das unbeschreibliche Glück habe. Es ist unmöglich, mit Feder und Dinte, ja selbst mit gedruckten Buchstaben jene Wonne zu beschreiben, welche mir der Anblick dieses meines gedruckten Gedichtes verschaffte.

Wie verführerisch ist nicht der Buchstabe, und vor allem der gedruckte! Die Schlange im Paradiese ist nichts dagegen! Zwei volle Stunden sehe ich nun den Korrektur-

bogen, d. h. wenige vier Seiten an, und kann mich nicht satt an den Buchstaben dieser meiner Verse schauen. Ein Dichter ist der glückseligste Mensch auf dem ganzen Erdboden, und wenn ich nicht selbst einer wäre, würde ich noch hinzufügen, auch der eitelste. — Ist es nicht eine große Sünde, das Weib, welches vor dem Spiegel steht, das Weib allein für eitel zu erklären? Was für ein wichtiges Geschäft, oder welch ein anderes Vergnügen vermöchte mich jetzt von dem Anblicke meines gedruckten Gedichtes zu trennen? — ein Spiegel — ach ein Spiegel kann unmöglich einen solchen himmlischen Genuß gewähren! — ich möchte die Coquette sehen, welche mich in diesem Augenblick übertreffen könnte!

O lieber Leser und gute Freunde, werfet keinen Stein auf mich: Der größte und weiseste König der Juden sagte uns: daß auf der Welt Alles eitel ist. Auch er war eitel — denn sonst wäre ja nicht alles eitel. Dieses Wort trifft also nicht nur mich, die Dichter, sondern vielleicht sogar auch die Philosophen! — Daß ich bekenne, eitel zu sein — ist schon wieder eine Eitelkeit, und so geht es fort ins Unendliche. Wer sollte es glauben, daß dem in Lumpen gehüllten Diogenes irgend jemand Eitelkeit vorwerfen möchte? Und doch hat sich dieses Jemand gefunden — er hieß Sokrates, und that es mit folgenden boshaften Worten:

„Freund, ich sehe deinen Stolz durch die Löcher deines Mantels.“

A . . . . den 26. März 1819.

Armes Deutschland! damit Dir ja nichts fehle, so mußt Du nun auch Deinen politischen Mörder haben! So eben trifft hier die Nachricht von einer schaudervollen Mordthat ein. Der deutsche Cervantes, Herr von Kotzebue, ist von einem Studenten, Namens Sand, erstochen worden! Noch obendrein von einem Theologen. Der rasende Student soll sich kurz nach begangenem Morde selbst eine tödtliche Wunde beigebracht haben. Fahre wohl, du neuer Jaques Clement, ich bemitleide dich nicht — wohl aber den armen Herrn v. K. und seine unglückliche zahlreiche Familie!

A . . . . den 30. April 1819.

„Der schrecklichste der Schrecken
„Das ist der Mensch in seinem Wahn.“
Schiller.

Ich lese nun in öffentlichen Blättern die ausführlichsten Berichte über Sands schreckliche That, die man wohl unter die bedeutendsten Ereignisse der neuern Zeit zählen darf, ich kann somit nicht umhin, einige der wichtigsten Details hievon zu steter Erinnerung meinem Tagebuche einzuverleiben. — Wenn ich schon der entschiedenen Meinung bin, daß Herr v. Kotzebue sein schreckliches Schicksal gewiß nicht verdiente, wie derselbe für Deutschland

wohl nicht der gefährliche Mann war, wofür ihn sein bethörter Feind hielt, so habe ich doch auch von diesem nun eine andere Ansicht gewonnen. Vor Allem hier zu den Details selbst, wenn schon in sehr gedrängtem Auszug:

„Fräulein Emmy und der Bediente trugen den Herrn v. K., der schon mit dem Tode rang, in das Nebenzimmer. — Während so das Innere der Familie eine Scene des Jammers darstellte, raffte sich der Student zusammen, ging mit dem blutigen Dolch in der Hand die Treppe hinab und rief mit lauter Stimme: „Der Verräther ist gefallen, das Vaterland ist gerettet, es lebe Teutonia hoch!“ Darauf kniete er nieder, Augen und Hände gen Himmel erhoben, und rief mit Begeisterung: „Ich danke Dir, Gott, daß Du die That mich glücklich hast vollbringen lassen,“ dann riß er die Kleider auf und stieß sich den Dolch in die Brust. Neben ihm fand man ein Papier, worauf die Worte standen: „Todesstoß im Namen der Tugend für August von Kotzebue.“ — Jemanden, der den unglücklichen Herrn von Kotzebue noch Mittags um 12 Uhr in der Harmonie gesprochen, sagte derselbe, er habe heute einen sehr frohen Tag, indem sein Sohn, der Weltumsegler, ihm geschrieben, und seine nahe Ankunft gemeldet habe.

„Sein Sohn traf wirklich ein. Wahrlich, jedes menschliche Gefühl schaudert beim Gedanken an die Lage dieses Sohnes, der zufällig in einem Wirthshaus auf der Reise das schreckliche Ende seines Vaters aus einem öffentlichen

Blatte entnahm. Noch eine Stunde vor der fürchterlichen That soll Herr von Kotzebue (Vater von 13 Kindern), seinen jüngsten Sohn auf dem Arm, zu seiner Familie sich wendend, gesagt haben: „So alt war ich gerade, als mein Vater starb!“

Kotzebues Mörder lebt noch. Seine schöne Gestalt und Seelenruhe flößt allgemeine Theilnahme ein und Jedermann drängt sich zu ihm. Er läugnet nicht, daß er mehr als ein halbes Jahr mit dem Plane umgegangen sei, Kotzebue zu morden; es habe ihm manche Thräne, manchen Seelenkampf gekostet, bis er mit sich im Reinen gewesen, dieses Vorhaben auszuführen, allein das Interesse Teutoniens erheischte es! (?) Man soll eine sehr schön geschriebene große Papierrolle bei ihm gefunden haben, welche einen Aufruf an Deutschland enthielt, sich zu befreien, Tugend, Freiheit und Einheit herzustellen, und alle Knechte und Verräther zu morden. Dann fand man auch eine Proclamation folgenden Inhalts bei ihm:

„Nur in der Tugend Einheit!“

„Unsere Tage fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch, entscheidet Euch auf Leben und Tod! Offene nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet, wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artigkeit. Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten und die Lage des Volks

sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit! Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thront und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. — Viele im großen deutschen Volke mögen mir es vorthun, aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage. Ein Zeichen muß ich auch Euch da geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit, weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, dich, Verräther und Verderber meines Volkes, August von Kotzebue, niederzustoßen. Du mein deutsches Volk, hasse, morde alle, die so sich in frevler, muthwilliger Gesinnung so sehr überheben, daß sie des Göttlichen in dir vergessen und die tolle Menge als ein vielgegliedertes Kunstrad in ihren hochweisen Händen halten und treiben wollen. Die Reformation muß vollendet werden — Brüder, verlaßt einander nicht im Drange der Zeit; Trägheit und Verrath straft mit Knechtschaft die Geschichte. Ihr habt sie vor Euch. Auf! Ich schaue den großen Tag der Freiheit! Auf mein Volk, besinne dich, ermanne, befreie dich!"

Noch interessanter ist aber ein wahrhaft rührendes Schreiben, welches der unglückliche Sand, kurz vor Verübung seiner blutigen That, an seine Verwandten erließ, doch ist dasselbe zu weitläufig, um es mittheilen zu können.

Hier nun mit Wenigem äußere ich meine Meinung über diesen höchst traurigen und — wie ich dafür halte — in seinen Folgen sehr wichtigen Vorfall; Alles auf die nicht geringe Gefahr, im Namen der Tugend niedergestochen oder unter sonst einem Vorwande von irgend einer andern Partei deßhalb verfolgt zu werden.

Noch einmal, ich sehe nicht ein, wie der Verfasser der Pagenstreiche derjenige gefährliche Mann sein soll, nach dessen Ende man getrost ausrufen konnte, „daß nun Deutschland gerettet sei". — Es mag in bester Ordnung sein, daß Hr. v. K. noch Andere als Pagenstreiche gemacht, allein viel schlimmer waren sie keines Falls. Hr. v. Kotzebue hat viele und interessante Theaterstücke geschrieben, die unser Publikum noch lange unterhalten werden. Ferner schrieb er ein merkwürdiges Jahr seines Lebens, welches auf anziehende Weise immer von seinem eigenen Ich handelt und ihn am besten charakterisirt. Ein größeres Verbrechen aber hat Hr. v. Kotzebue nicht begangen. Wer ihm in die langweiligen russischen Steppen nachfolgen kann, der mag es thun. Wohl hat er in letzterer Zeit ein litterarisches Wochenblatt herausgegeben, worin er vieles über die deutschen Universitäten geschrieben; auch hat er Berichte über den Gang der deutschen Literatur nach Rußland gemacht, die um gutes Geld viele andere Gelehrte eben so gemacht haben würden, allein für so bedeutende Sünden sind diese mit großer Oberflächlichkeit geschriebenen Berichte niemals anzusehen.

Ja, Hr. v. Kotzebue hat sogar, wenn ich mich recht entsinne, Verdienste um unser deutsches Vaterland, wie er denn zur Zeit der tiefsten Erniedrigung (eine Glanzperiode war die napoleonische für Deutschland nun einmal gewiß nicht) offen gegen den gewaltigen französischen Kaiser auftrat. — So erinnere ich mich noch sehr gut der damals verbotenen Zeitschrift „Biene," welche eine Prophezeiung enthielt, die sich in unerwarteter Schnelligkeit realisirte. „Auf der Insel Ceylon, sagte nämlich Hr. v. K., gibt es eine Schlange mit Namen Pimbera, die einen ganzen Rehbock verschlingen kann, dann stechen ihr aber die Hörner den Magen aus; vielleicht erleben wir bald ein ähnliches Beispiel!" Wie oft habe ich nicht seitdem an den Rehbock, an den durchbohrten Magen und an den Redakteur der Biene gedacht! Zu seiner Zeit war man nicht ohne Besorgniß, daß derselbe leicht ein Märtyrer hätte werden können. (Auf die jetzige Weise hätte man es sich damals freilich nicht träumen lassen!) Wenn Hr. v. K. sich schon an einem Bergungsorte befand, näherte er sich doch oft sehr unvorsichtig dem napoleonischen Gebiete und so wäre es eben nicht so ganz unmöglich gewesen, daß ihn der allmächtige französische Kaiser einmal hätte aufheben lassen können. Welch ein geringer Freund dieser von der Freiheit der Presse war, bezeugt wohl am besten die Geschichte des unglücklichen Palms, und eine andere des Herzogs v. Enghien belehrt uns, daß Napoleon seine Gegner recht gut aus der Mitte anderer Staaten herauszuholen wußte.

Nun zu unserm armen Theologen. Ist das nicht eine arme Theologie, die sich von dem Christenthume keinen Begriff machen kann? Wo hat denn Christus jemals Mord gepredigt? Und gewiß hätte kein Mensch ein grö-ßeres Recht gehabt, als er, im Namen der Tugend zuzustechen. Er muß also gefunden haben, daß sich der Todschlag mit der Tugend nicht verträgt. Petrus hat wohl einmal so etwas versuchen wollen, allein der Meister ließ es nicht zu und nahm sich dabei sogar des Gegners an. Wie kann aber eine Revolution jemals durchgreifen, wenn man so ungeschickt ist, sich der andern Partei anzunehmen? Es bleibt mithin kein anderes Mittel übrig, als bei guter Gelegenheit eine Religion abzuschaffen, die bei Revolutionen so sehr genirt, da man sich nach ihren Prinzipien nicht einmal gegen einen Nero empören darf. Incommodiren uns einmal diese Ideen nicht mehr, dann kann man sich ungenirt in die Arme der Tugend werfen. Ich will damit nicht im geringsten behaupten, daß man sich in Mitte der christlichen Gesellschaft nicht auch manchmal der Religion bedient hätte, um damit Empörungen zu bewirken. Die Thatsachen sprechen leider nur zu sehr für diesen Einwurf, allein das reine christliche Prinzip, welches nicht immer von seinen eigenen Verehrern erkannt wird, blieb ganz ohne Antheil hieran. Was hat am Ende auch die Tugend eines Brutus genutzt, der seinen Wohlthäter ermorden half? Die Neros und Caligulas folgten dem großen Cäsar bald auf dem Fuße nach!

Unglücklicher Sand! wohl mehr das Opfer eigener Schwärmerei, als der Handlanger von Verschwörern, man kann diese deine Hingebung und muthige Todesverachtung — wenn auch zu Gunsten eines Phantoms — nur bewundern und folglich dein unglückliches Schicksal bedauern, ja tief bedauern, denn von dir hätte unter andern Umständen, d. h. bei anderer Erziehung und Geistesrichtung, das Vaterland nur Herrliches erwarten können!

Warum predigt man denn in unsern Büchern (versteht sich mit Ausnahmen) zuweilen sogar von unsern Lehrstühlen herab u. s. w. die Lehre des Mords? Warum pflegt man ihn denn ewig, den Egoismus des getrennten Vaterlandes, einen Egoismus, der sich mit dem Heiligenschein umzogen, weil er in der Gewohnheit liegt und durch sie gestattet ist. — Schön ist das Gefühl dessen, dem die Hütte, wo er sein Dasein erblickt, heilig ist, aber schöner und edler noch ist der Grundsatz, daß die ganze Welt unser Vaterland, daß alle Menschen unsere Brüder sind. — Die Grenzpfähle, diese Zeichen des gegenseitigen Mißtrauens zu vernichten und die ganze Erde zu Einem Vaterlande um zu bilden, — dieß ist des Christenthums außerordentliche Aufgabe, eine um so herrlichere Aufgabe, als nach seinen klar ausgesprochenen Gesetzen sein einstiger Sieg nur durch Verbreitung allgemeiner Menschenliebe zu Stande kommen kann.

Ce ne sont plus des mers, des degrès, des rivières,
Qui bornent l' heritage entre l' humanité.

Les bornes des ésprits sont leurs seules frontières,
Le Monde en s' éclairant s' éléve à l'unité;
Ma patrie est partout . . . .
Chacun est du Climat de son intelligence,
Je suis Concitoyen de tout ame qui pense;
La vérité c' est mon pays!

De Lamartine.

Einschaltung vom Jahr 1843.

Ich übergehe hiemit gegen meinen ursprünglichen Plan eine Periode von nicht weniger denn zehn Jahren und werde auch von 1830 bis 1840 nur weniges berühren, obgleich ich dafür halte, daß diese Auszüge, welche zum Theil die neuesten Vorgänge eines Landes behandeln, das seinen unverkennbaren Einfluß auf die übrigen Staaten Europens ausübt, nicht ganz ohne Interesse gelesen worden wären. Darum behalte ich mir einen Nachtrag für einen allfälligen zweiten Band, unter dem Titel „Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren" vor. Das so schnell dahin rollende Rad der Zeit, welches immer wichtigere Erscheinungen heraufführt, bestimmt mich, den neuesten Vorgängen, welche von höchster Wichtigkeit sind, nicht allen Platz zu rauben, und so werde ich selbst von der einflußreichen Revolution des Julius 1830 — wenig oder nichts

erzählen, nur um desto schneller zu dem Leben der Gegenwart zu gelangen.

Eine kleine Reisebeschreibung.

Paris im Mai 1830.

Um 2 Uhr des Morgens fuhren wir von Saarbrücken weiter, und zwar bei dem heitersten Sternenhimmel. In kurzer Zeit befanden wir uns an der Gränze des Landes der Freiheit. — Die Kinder der Freiheit waren daher so frei, an der Douane unsere Koffer und Taschen auf das genaueste zu untersuchen, damit ja keine despotische Waare über die Gränze komme. — Beinahe hätte ich Lust gehabt, mit Voltaire auszurufen „Messieurs, la Contrebande c'est moi!"

Als der Tag anbrach, gratulirte ich meinem Freunde zum Eintritt in das schöne Frankreich, welches sich heute bei dem herrlichen blauen Himmel und den anmuthigen Gefilden Lothringens auch wirklich wundervoll präsentirte.

Zu guter Zeit am Nachmittag erblickten wir von der Ferne Metz mit seiner Riesen-Cathedrale im romantischen Thale der Mosel. Bald befanden wir uns an dem Thore der Festung und gelangten durch eine Menge von Vorwerken in das Innere der Stadt, die schon ganz ranzösisch aussieht und mit ihren Boutiquen zum Theile

schon etwas Paris ähnelt. — Unser kurzer Aufenthalt in Metz verhinderte uns leider, die Promenade mit ihrer schönen Terasse zu besuchen und kaum blieb uns so viel Zeit übrig, den majestätischen Dom zu beschauen. Außer den Domherrn, die ihren gewöhnlichen seelenvollen Gesang anstimmten, befand sich kein anderer Gläubiger in der Kirche, die heilige Festnacht hatte sie auf die Gasse gelockt. — Nach einem kurzen, doch schmackhaften Mahle fuhren wir mit unserer messagerie royale, die trotz ihrer Schwere, wie im Fluge durch die Straßen der Stadt rasselte, sogleich weiter. Die schönste Frühlingswitterung begünstigte unsere Reise. Nachdem wir die Brücke passirt hatten, kamen wir an den schönen Fall der Mosel, und bei dem Hinauffahren an der nächsten Höhe betrachteten wir noch einmal das fruchtbare Thal und die mächtige Feste, die in den Strahlen der Abendsonne vor uns lag. Ich erinnerte mich dabei der harten Belagerung, die sie einst unter Karl dem V. erdulden mußte. War es nicht hier, wo eine Isabella, ich weiß nicht mehr welche, den schrecklichen Eid geschworen, daß sie so lange kein anderes Hemd mehr anziehen wollte, bis sich die Festung übergeben haben würde? also haben wir Metz die schöne Isabellenfarbe zu verdanken!

Unser Postwagen, aus 2 Etagen bestehend, war ganz voll bepackt mit Reisenden und Waaren, die Gesellschaft nicht übel, besonders zeichnete sich ein junger Franzose aus, welcher des Rühmens seines schönen Vaterlandes

gar nicht satt werden konnte. Wo nur eine hübsche Gegend zu erblicken war, drückte er meinen Kopf mit Gewalt zum Kutschenschlage hinaus und sagte dabei, n'est-il-pas beau ce pays la? Als ich endlich gar keine Ruhe mehr finden konnte, rief ich einmal fast ärgerlich aus: „Sacre nom de Dieu, Monsieur oui c'est beau!“ Wie könnte ich aber im Ernst böse sein, à chaque coeur bien née sa patrie est chèr!!“ Jetzt brach die Nacht ein — und Gott Lob war also nichts mehr Schönes zu sehen. Der freundliche Franke unterhielt uns mit lustigen Erzählungen und kam bald auf das Gebiet der Politik, von der ich bekanntlich nichts verstehe. Nach Mitternacht langten wir vor der Festung Verdun an, deren Thore geschlossen waren. Nach kurzem Pochen machte uns ein artiger Sergent auf, der uns ganz im Negligée und mit einer Laterne in der Hand mitten auf den Platz der Stadt führte, wo er uns sehr höflich die Pässe abnahm. Welch ein Wunder der Schöpfung, ein funktionierender Sergent noch höflich nach Mitternacht! Er unterhielt sich lange mit mir, sprach von Napoleon und der seligen grande armée, von welcher er noch ein Fragment ist. Er sprach von seinen Feldzügen ungefähr mit dem Ausdrucke eines eben so edlen Stolzes, als einst Michel Angelo sein „anch'io sono pittòre“ ausgesprochen haben wird.

Kurz nach Anbruch des Tages traten wir in die Champagne ein. Wir durchstreiften herrliche und fruchtbare Gegenden, stießen aber auch auf Landstriche, die

wie öde da lagen und wo die Erde mitten in den Feldern weiß wie Kreide hervorsticht. Aber eben diese Kreideerde erzeugt den vortrefflichen pikanten Wein. Die Dörfer haben sich hier seit einigen Jahren sichtbar verschönert, doch trifft man noch viele jener elenden Hütten an, welche mehr an das Land der Samojeden, als an das schöne Frankreich erinnern. Sonst trägt die Gegend umher ein eigenes Gepräge der Anmuth und vergebens ist mein Versuch, den verehrten Leser in diese blühende Thäler der Marne durch bloße Beschreibung zu versetzen. O könnte er doch mit mir an diesem schönen Frühlingstage aus dem Kutschenschlage schauen und die balsamische Luft einathmen, die mein Herz erquickt!

Um 2 Uhr Nachmittags langten wir in Chalons an, welches eine alte und daher nichts weniger als schöne Stadt ist. Spät Abends erreichten wir das durch seinen köstlichen Wein so bekannte Epernay, wo wir von dem herrlichen Gewächs des Landes unsern entfernten Freunden Gesundheit zutranken. Ich schlief sehr gut darauf im Wagen ein und erwachte nur auf der Höhe Laferté sous Jouave, wo der junge Tag ebenfalls erwachte und mich den Anblick des weiten Thales genießen ließ, welches sich an dem schönen Fluße in unübersehbarer Ferne hinzieht und ein ganz eigenes, reizendes Gemälde darbietet.

Wir erreichten bei Zeiten Meaux, die Vaterstadt Bossuets. Hier schmeckt es schon sehr nach Paris, von dem die Hauptstadt des Brie nur 12 Lieues entfernt ist. Die

Landstraße ist von hier bis Paris gepflastert, ihre Breite ist so beträchtlich, daß sich ein halb Dutzend Wägen ausweichen können; an allem bemerkte man, daß man einer Hauptstadt der Welt nahe gekommen ist. Die Postillione fuhren nun sichtbar schneller und ihre schweren normannischen Pferde (meist Schimmel), oft zu 4 in einer Reihe gebunden, liefen mit unglaublicher Schnelligkeit dahin und so kam es, daß wir recht bald durch den Wald von Bondy auf der nächsten Poststation von Paris nach Deutschland in Panthy anlangten. Jetzt reiht sich ein Haus an das andere und schon außerhalb Panthy entdeckten wir den Montmartre, der wie eine Felsenburg aus dem Häusermeer von Paris hervorragt. Nun sind wir an der Barriere. Eine Menge Wagen und Karren aller Art hielten mit uns zu gleicher Zeit an und wurden von den Douaniers untersucht. Ein solcher setzte sich zu uns in den Wagen und so rollte derselbe von Straße zu Straße dem Posthofe zu. Mein Freund hatte nicht genug Augen um alles zu sehen; daß ihm ein solches Schauspiel nie vorgekommen, war in seinen Blicken recht deutlich zu lesen. Wirklich großartig ist der Anblick, wenn man so die Straße Montmartre hinabfährt und in die langen endlosen volksbelebten Straßen hineinsieht. Welch ein Treiben und welch ein Lärm! nur in Paris kann es so bunt unter einander zugehen, nur Franzosen einen solchen Lärm verursachen! Man glaubt sich wirklich auf einen andern Planeten versetzt. Dieß ist der Eindruck, den es auf alle

macht, welche aus dem stillen Deutschland kommen — ein Eindruck, welchen ich stets aufs neue empfunden, so oft ich nach Paris kam.

Wenn ich euch nun sage, daß die 6, 7 bis 8 Stockwerk hohen Häuser mit Fenstern, die doppelt so hoch als die unsrigen sind, einen ewigen Schatten in den Straßen verbreiten, deren einige nie trocken werden, daß in jedem Hause der ganze untere Stock aus Boutiquen besteht, wovon die eine die andere an Pracht übertrifft, hier ein Silberladen, dort ein Kaufmanns-Gewölbe, wo die kostbarsten Waaren auf das niedlichste ausgelegt sind, wo die Tücher in Guirlanden bis an den Giebel des Hauses hinlaufen, wenn ich euch diese Wurst-Boutique zeige, welche bei weitem eleganter ist, als das schönste Gewölbe in unserer Stadt, diese Fleischersbank mit Marmor belegt, versehen mit ungeheuern Spiegeln an den Wänden von der Decke bis zum Boden aus einem Stücke, wo ganze Ochsen in Naturalibus reinlich gewaschen und höchst appetitlich an großen Nägeln hängen und sich spiegeln, wenn die hellen Gaslampen blendend auf ihr Fett schimmern, wenn ich Euch die niedlichen Caffees weise, kostbar decorirt, wie die Gemächer der Könige, und Euch auf die Straßen hinführe, auf die Boulevards, wo ein ewiger Jahrmarkt herrscht, wo in buntem Gemisch der Elegant und der Chiffonier, der Kaufmann und der Handwerker, der Kohlenmann und der Melker mit ihren ungeheuern herabgestülpten Hüten, sich durchdringen, der

eine hier eine Dame im Vorbeistreichen schwärzt und der andere einem eleganten Herrn im Gedränge einen weißen Abdruck zurückläßt, wenn ich Euch diese schöne Dame weise, so noble gekleidet, wie die Prinzessin von Navarra (welche übrigens nichts anders ist, als eine Grisette), wenn ich Euch zuletzt aufmerksam mache auf die öffentlichen Schreier aller Art, auf die glänzenden Equipagen mit den herrlichsten Roßen, die wie Rehe daher springen, dann auf die gewöhnlichen Fiakres und hinwieder auf die wunderschönen Cabriolets, von Fashionables geleitet, auf die Omnibus, in welchen bis 20 Menschen zusammensitzen, auf die Dames blanches, Tryoles, Hirondelles etc., auf die großen Kohlenwägen mit den colossalen Rädern, die bis zu dem ersten Stockwerk der Häuser hinaufreichen, auf unsern Postwagen selbst, der wie im Fluge durch dieses Klippenmeer durchrasselt, so habt Ihr bei all dieser Beschreibung nur einen sehr schwachen Begriff von der Sache, denn es muß selbst gesehen werden, dieses Babylon, er muß selbst gehört werden, dieser Lärm der Franzmänner!

Paris im Juni 1830.

Was den Anstrengungen Ludwig des Heiligen und Carl des V. nicht gelang — ist dem König Carl dem X. gelungen. Algier ist erobert! Man soll in der Casauba und in den Koffern des Deys große Schätze vorgefunden

haben. Alles gratuliert dem Könige, der Erzbischof soll seiner Gratulation noch die Worte beigefügt haben, daß Sr. Majestät wohl bald noch einen andern Sieg feiern werden. Was für ein Sieg mag wohl damit gemeint sein?

Paris, den 1. Sept. 1830.

„Il va, mes chers amis, et ne cesse d'aller. Si sa „marche nous parait lente, c'est que nous vivons un in„stant; mais que de chemin il a fait depuis cinq ou six „siécles! à cette heure en plaine roulant, rien ne le peut „plus arrêter!

Paul Louis Courier.“

Da bin ich wieder in meinem lieben Lutetia. Aber welche Veränderungen seitdem! Nur wenige Monate sind verflossen, seit ich Paris verließ, doch eben so gut könnte ein Jahrhundert dazwischen liegen. — Ihr alle wißt, was seitdem geschehen und ich brauche es nicht zu erzählen — genug, ich sehe noch das aufgerissene Straßenpflaster, und die schönen Bäume auf den Boulevards auf dem Boden liegen.

Was der Moniteur sagt, ist wahr — besonders wenn es auf der offiziellen Seite steht. Hören wir also vor allem den Moniteur. „La charte sera désormais une vérité.“ Die Sache ist falsch, und der Moniteur wider-

ruft sie selbst — übrigens ist irren menschlich. Nur durch ein Versehen, erklärt derselbe nunmehr, hieß es in der zweiten Auflage seines Blattes „La charte“; es muß heißen, une Charte sera désormais une vérité. — Die Journale legen auf diese Variante ein großes Gewicht. Ich keines. Um einen homöopathischen Theil der Schätze der Casauba würde ich die erste Version stehen lassen.

Auf unsere Tischgesellschaft in der kleinen Rue du Battoir St. André des Arts haben die neuesten großen Vorgänge den größten Eindruck gemacht. Beinahe alle sind Feinde Karl des X. Nero kann nicht mehr gehaßt sein! Allein diese guten Leute irren sich, wenn schon sie im gelehrten Viertel, im sogenannten Quartier Latin, wohnen und sogar sämmtlich Mediciner sind. Karl der X. — ich sage es auf die Gefahr, für einen Karlisten angesehen zu werden — ist der beste Mensch von der Welt. Er gestattete die Preßfreiheit und man vergalt es ihm so übel. Als eine ungeheuchelt religiöse Seele glaubte er nun in dem gedruckten Buchstaben den Baum der Erkenntniß zu erblicken, und so hielt er seine Ordonnanz obendrein für ein gutes Werk. — Nein, Karl der X. ist gewiß kein böser Mensch — man betrachte nur sein Portrait auf den 5 Fr. Thalern, so sehen die Tyrannen nicht aus. Früher einmal befand ich mich an einem außergewöhnlichen Tage im Museum des Louvre — nur 2 Personen waren damals dort anwesend — der Eine, ein alter, gar freundlich dareinschauender Mann, dessen Physiognomie mich sehr

an den sel. lieben v. R. (fürstl. N. N. Präsidenten) erinnerte, war — nach eingezogener Erkundigung — der gute König Karl der X. — Nach dieser Erklärung wird hoffentlich niemand daran zweifeln, daß ich — ein Karlist bin. —

Doch zurück zu meiner Tischgesellschaft, die bis auf ein paar Personen alle große Verehrer der neuen Ordnung der Dinge, und über die Maßen glücklich sind. — Diese geringen Ausnahmen sind Menschen, welche mit keiner Regierungsform zufrieden — und die man mit Recht hier wie überall Exaltierte nennt. — Wer möchte es auch solchen Menschen recht machen?

Paris den 7. Juni 1831.

Heute sah ich beim Nachhausegehen, als ich eben durch das Palais royal spazierte, zufällig den König der Franzosen, der nach St. Cloud fuhr. Beim Hinausfahren aus dem Hofe des Pallastes lehnte er sich beinahe mit halbem Leibe zum Wagenschlage hinaus und verstünde er sich nicht so gut auf das juste milieu, so wäre er auch richtig heraus gefallen. Er drückte all den Nächststehenden die Hände, so daß — wenn ich nur einen Schuh näher gestanden wäre — ich ebenfalls einen Händedruck von ihm erhalten hätte. Louis Philipp hat ganz das Aussehen eines wackeren Familienvaters, welche Meinung

ich auch zu Hause meiner Tischgesellschaft zur Kunde gab. Die Antwort war: mais voila tout! — Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß seit meiner letzten Anwesenheit schon über die Hälfte der Tischgesellschaft exaltiert geworden. Die veränderlichen Menschen!

Paris den 12. Juni 1831.

Alle Sonntage ist, wie man mir sagte, bei den Simonisten in der Rue Thaitbout öffentliche Predigt. Da der Apostel Paulus alles zu prüfen und das Gute zu behalten erlaubt, so wollte ich doch auch einmal eine solche Predigt hören. Ich fand einen schönen Salon und eine glänzende Versammlung von Herren und Damen vor. — Auf einem erhöhten Platze saßen die Priester in modernen blauen Fracks und neben ihnen die Priesterinnen. In der Mitte befand sich der Pabst mit der Päbstin, die gar nicht übel war; wenn ich recht bemerkte, so sah einer der Priester sehr zärtlich auf die Päbstin hin. Könnte es auch eine größere Sünde geben als dem Pabst Hörner aufzusetzen? —

Die Rede Enfantins war sehr lang, aber nicht unangenehm anzuhören, da sie von Herzen ging. Man sah es seiner Heiligkeit an, daß es in ihren Wünschen lag, die ganze Welt glücklich zu machen, daher gingen die Worte wieder zu Herzen. Ich empfand wirklich das Wehen eines befreun-

deten Geistes. Der Redner sprach auch von andern großen Religionsstiftern und ließ ihnen Gerechtigkeit widerfahren, aber über St. Simon ging — natürlich nichts!

Von St. Simon, einem nichts weniger als düstern Philosophen, der 1825 hier starb, erzählt man sich manch lustige Anekdote, die seine Schüler keineswegs läugnen, sich aber damit sinnreich hinausreden, ihr Meister habe dieß und jenes nur darum gethan, um die Menschen näher kennen zu lernen. So soll er der geistreichen Frau v. Stael alles Ernstes einen sonderbaren Vorschlag gemacht haben. — Indeß halte ich dennoch dafür, daß wenn er wiederkommen und seine Apostel sehen sollte, er sich eines Lächelns nicht leicht enthalten könnte. Daß man einen neuen Mohammed aus ihm machen würde, mag dem guten St. Simon nicht im Traume eingefallen sein. Nichts destoweniger erklärt man ihn zum größten Propheten aller Jahrhunderte, schickt Missionen nach England und Belgien, macht allerseits Proselyten und zweifelt nicht im mindesten, daß die ganze Welt in längstens einem Jahr von dato St. simonistisch sein werde. Im übrigen ist die Erscheinung des St. Simonismus nichts weniger als eine Unerfreuliche zu nennen, wie er denn wirklich Thesen enthält, die eine allgemeine Würdigung verdienen, ja viele der von ihm hervorgerufenen Erscheinungen sind sehr erfreulich. Es fielen dabei Aufopferungen vor, die man sogar nicht immer in der christlichen Kirche findet, so erzählt man mir z. E., daß junge Leute aus den besten Familien,

die sich in diese Gesellschaft begaben, ihren Brüdern die Stiefeln putzen. Ich konnte mich darüber nicht genug wundern, nicht über die schön geputzten Stiefel, sondern über die Manifestation einer so großen Liebe und Demuth.

Wie ich höre, soll sich in die neuere Religion schon die Hierarchie eingeschlichen haben und die Söhne der Priester manche Vortheile vor den Söhnen der Laien genießen. Ich fürchte sehr, die Menschen möchten noch lange Menschen bleiben!

Paris den 17. Juni 1831.

In Paris weiß man die Revolutionen voraus. So erzählte man mir bei Tische, daß in der eine Stunde von mir entfernten Straße St. Denis heute Abend eine Emeute vorfallen würde. So oft in Paris gewesen zu sein und noch gar keine Revolution gesehen zu haben, wäre dieß nicht unverzeihlich? Vor Allem fragte ich meinen Hauswirth, ob man so etwas in bescheidener Entfernung, d. h. ohne Lebensgefahr, sehen könnte. Seine Antwort lautete: S'il fait!“ Darauf nahm ich meinen Hut und Stock und sprach: „Allons voir la révolution!“

Nachdem ich durch eine Anzahl von Straßen glücklich in jener Gegend der Boulevards angekommen war, wo die Straße St. Denis ausmündet, traf ich dort eine unübersehbare Menschenmenge an. Tambours wirbelten

in den Straßen den Rapell und bald war eine bedeutende Militair-Macht von wenigstens zehntausend Mann an Linien- und Nationaltruppen versammelt. Ich sah noch nie so viele Menschen auf einen Klumpen zusammengedrängt, so etwas kann man gar nicht beschreiben, man muß es selbst sehen. — Es war mir unmöglich, vor den vielen Leuten bis zur Porte Sainte Denis (einem schwarzgrauen Triumphbogen) vorzudringen. Welch ein Gemisch von eleganten Herren und Damen, Gassenjungen und Ouvriers, alles in einem Knoten beisammen! Da streiften auch recht verdächtige Physiognomien vorüber, ach mein Gott — diese werden uns die Freiheit wohl nicht bringen!

Die Geschichte dauerte mir zu lange, ich glaubte die Revolution nicht erwarten zu können und schon wollte ich nach Hause gehen, als ein Trupp Leute neben mir ganz furchtbar „vive la republique, a bas“ etc. schrie. Kaum war dieß Geschrei ausgestoßen, als auch ein Piquet benachbarter Dragoner auf die Trottoirs einsprengte und links und rechts einhieb. Das war denn kein Spaß mehr, denn mir zur Seite wurde ein Mann in den Arm gehauen, also fort, fort so schnell als möglich? Aber wohin in diesem Augenblicke? Unglücklicherweise wurden sogleich alle Boutiquen geschlossen, wie man mir denn auch die Thür eines Kaffeehauses vor der Nase zuschloß. In der Angst pochte ich furchtbar an und rief: „ouvrez! c'est moi.“ Da öffnete man die Thüre zu einem kleinen Theil und ich schlüpfte so schnell als möglich hinein. C'est bien vous, Mon-

sieur, sagte der Garçon, mais je nai pas l' honneur de vous connaître?“ „Cela ne fait rien, erwiederte ich, nous ferons connaissance après, donnez-moi un verre de Ponsche“ und die Sache war in Ordnung. Bald erhielt ich einen Punsch und da ich so glücklich gerettet war, so trank ich vor allen Dingen auf meine Gesundheit. In meinem Leben gehe ich nicht wieder eine Revolution zu sehen.

Notizen aus einer Reise nach Holland.

Nymwegen den 2. August 1832.

In Duisburg bestieg ich mit einer muntern Gesellschaft den Schnellwagen und kam 2½ Uhr Morgens in Wesel an. Ich habe keine Zeit, diese Festung zu beschreiben. Unbeschreiblich gut schlief ich ohne dieß hier zu lange, um vieles schauen zu können. Ich bemerkte nur so viel, daß es hier schon nach Holland riecht, denn alles ist aufs reinlichste eingerichtet und die Fenster der Häuser, welche hier zu Land mit Feuerspritzen gesäubert werden, glänzen, als ob sie gestern erst geputzt worden wären. Mittags begab ich mich auf das Dampfbot. Da die flachen Ufer des Rheins durchaus kein Interesse darbieten, so war ich froh, endlich Abends in Nymwegen angekommen zu sein.

Das mich umgebende Land, die Tracht der Leute,

die Gestalt der Häuser und alles sagte mir, daß ich mich in einem fremden Lande, in dem merkwürdigen Holland, befand. Wäre ich mir dessen nicht bewußt gewesen, so hätte ich nach den plötzlichen Verwandlungen und der veränderten Tracht glauben müssen, hier herrsche eben die hl. Fastnacht. Siehe da diese schwarz gekleideten Herren, mit ganz kleinen dreieckigen Hütchen auf dem Kopfe aus langen kölnischen Pfeifen schmauchend und auf alten Großvaterstühlen vor ihren Häusern sitzend, sind ja offenbar Leute aus frühern Jahrhunderten. — Mir scheinen aber die Herren so bekannt? Richtig! Es sind die Originale derselben Figuren, die in Holzschnitten auf den Tabacks-Päckchen abgebildet sind, mit der Unterschrift: „deeze & andere Sorten ächten Varinas werden verkoopt etc.

Sonst — welch ein Leben am Rheine! In diesem Hause hier, schmal wie ein Landstreif, ist Tanzmusik. Mein Gott, gibt es denn hier Platz zum Tanzen? Und zu den himmelhohen Fenstern hineinschauend, gewahrte ich zwei Pärchen in altfränkischer Kleidung eine Menuette tanzen. Die Meubles des Zimmers schienen noch von den Großältern herzustammen und harmonirten vollkommen mit dem übrigen. Ist dieß nicht ein Fastnachtsstück oder ein niederländisches Gemälde von Tennier? So sind sie denn also wirklich stehen geblieben, wo sie im 16. Jahrhundert waren, die guten Holländer! in geistiger und physischer Entwickelung. Damals den andern Nationen voraus, haben sie darauf gleich den Chinesen einen ewigen Stillstand gemacht.

Doch jetzt in die Stadt hinein — beim Himmel! sie hat eine ganz andere Physiognomie, als die unsrigen. — Bin ich denn wirklich noch auf der Straße oder schon im Zimmer? Alles sieht so nett, so kompendiös aus, wie ein Taschen-Etui. Diese Eingänge in die Häuser belehren mich aber, daß ich wirklich noch auf der Straße bin. Aber welche sonderbare Eingänge? Es sind kleine Balcone, auf die man durch einige Stufen gelangt und dann erst in das Innere des Hauses tritt. —

„Logement de Zalm, groote straat“ — in diesen Gasthof will ich gehen. Ich betrete das Gastzimmer. Ein langer schwarz gekleideter Herr mit ernsthafter Amtsmiene tritt mir entgegen. Es ist der Herr Wirth. Er invitirt mich, an einem Tische Platz zu nehmen, wo bereits ein halb dutzend Gäste in schwarzer Kleidung, aus langen kölnischen Pfeifen schmauchend, angesiedelt sind. Er präsentirt mir eine Pfeife, die bereits so lange ist wie meine Person. Da ich nicht rauche, so schlug ich das Anerbieten aus, und siehe da schwebt ein ironisches Lächeln um den Mund der stummen Gesellschaft. Ich sitze nun eine gute halbe Stunde in deren ernsthaftem Kreise. Die Tabackspfeifen ausgenommen, sah die Sache so ziemlich einem Vehmgerichte gleich. Kein lautes Wort wurde gesprochen, und wenn einer der Gäste den Mund aufthat, so geschah es blos, um den Qualm des Tabacks fortzublasen. — Die Langeweile ergriff mich auf eine fürchterliche Weise. Endlich — Gott sei Dank — erschien die Suppenschüs-

sel — man speist zu Nacht. Vortreffliches Gemüse, köstlicher Rhein Salm, gesalzener Butter, Edamer Käse, grüner Käse, süßer Käse 2c. — Bisher vortreffliche Unterhaltung mit den Schüsseln, dann Thee, und leider wieder Pfeifen. Ich merkte, wo es mit dem Zeitvertreib hinaus wollte — und ging zu Bette!

Amsterdam den 4. August 1832.

Mit einer Gesellschaft junger Leute wanderte ich von Thiel über Büren per pedes nach Kuilenburg. Nun bin ich im Herzen von Holland. Welch ein Land! Alles scheint mir aus einem einzigen unermeßlichen Parck zu bestehen, — in Bosquets, Teiche, Tempel, Alleen, Hüttchen, und Paläste eingetheilt. Dabei die üppigste Vegetation, denn die Bäume sind viel höher als bei uns. Ein holländisches Dorf gewährt einen ganz eigenen Anblick. Unter dem Schatten hoher Bäume, mit niedlichen Gärten umgeben, sind die Häuser in dunkeln Haynen versteckt. Die blank geputzten Fenster glänzen wie Spiegel aus ihnen heraus. Beinahe vor jedem Hause steht auf einer kleinen Wiese (Felder sieht man wie in einem Parck — keine) ein hoher Düngerhaufen, mit einem chinesischen Dache versehen, was dem Ganzen den Anblick eines chinesischen Dorfes verleiht. Die Wiesen sind mit kleinen Kanälen durchschnitten und tragen ein üppiges Gras von schöner dun-

kelgrüner Farbe. Kurz, man macht sich bei uns keine Idee von der Sache!

In Kuilenberg beschlossen wir uns nach Uitrecht (Utrecht) fahren zu lassen. Wir bestiegen zu diesem Ende eine Kutsche, deren Form dem Geschmack früherer Jahrhunderte entlehnt war, inzwischen ging es in diesem Karren, der nicht einmal in Federn hing, so schnell weiter, daß Kies und Funken stoben — alles aber auf Kosten unserer Eingeweide! — Auf diese unmenschliche Weise gelangten wir noch am frühen Abend nach Uitrecht.

Utrecht hat wieder dieselbe Physiognomie wie Nymwegen ꝛc. Wer in Holland eine Stadt gesehen, hat den Vortheil, alle Städte dieses Landes gesehen zu haben. Wir mußten beinahe eine Stunde laufen, um durch die Stadt zu kommen, welche von großen Kanälen durchschnitten wird. Am Ende derselben angekommen, bestiegen wir eine sogenannte „Dreckschuit“, wo wir wie in der Arche Noahs alle Sorten von Geschöpfen vorfanden. — Leider wurde der interessante Weg von hier bis Amsterdam auf dem Kanal, der mit den schönsten Landhäusern geziert sein soll, bei Nacht zurückgelegt.

Als ich des Morgens frühe (es war 4 Uhr) erwachte, fand ich, daß unsere „Dreckschuit“ bereits in der Amstel lag, und wir uns vor den Thoren Amsterdams befanden. Mehrere Jungen erwarteten uns am Ufer des Kanals, um uns in die Gasthöfe zu führen. So wanderte ich am frühen Morgen bei heiliger Stille in das große Amsterdam. —

„Sehen Sie, myn Heer, die Heere Kracht, und die Keizers Kracht“ sagte der mich begleitete Junge, welcher dabei auf ein paar Straßen wies, die in der Mitte mit Kanälen durchschnitten, mit prachtvollen Häusern eingefaßt sind. Mit den hohen Bäumen, welche vor denselben stehen, gleichen diese sogenannten „Krachten“ ganz den Boulevards von Paris — die Kanäle ausgenommen. — Wie heißt jene Straße dort? „Ey, myn Heer, das is keen Straat, dat is ene Kraacht.“ Straßen nämlich, die von Kanälen durchschnitten sind, nennt man „Krachten.“ Ich staune über die Menge von Kanälen, welche die Stadt durchschneiden und über die tausend soliden, mit eisernen Geländen eingefaßten Brücken, die über diese Kanäle führen. Überall ist der Stempel der Wohlhabenheit aufgedrückt, wie denn z. E. in der Kaisers Kracht kein Haus sich befinden soll, dessen Eigenthümer unter einer halben Million Vermögen besitzt.

Nun bin ich also in der großen reichen Handelsstadt an der Zuider See, in dem Vaterlande des Ruiter, Tromps, und der Oranien. Geschwind an den Hafen! Ich durchlaufe von meinem Gasthause aus eine Menge von Straßen und Krachten, und befinde mich endlich auf dem großen neuen Damm am Ei. Welch ein Werk, wahrhaft der Römer würdig! Dieser Damm, mit soliden Quadern belegt, geht nicht weniger denn eine ganze Stunde dem See entlang, und die Steine mußten bis aus Norwegen hergebracht werden!

Schon in der Stadt fand ich im Hauptkanale ein Schiff dicht an das andere gereiht, und nun lag ein ganzer Mastenwald vor mir. — Siehe, da ist eben ein Dampfschiff im Begriff abzufahren. Wohin? nach Zaardam — (Saardam.) Ei, da fahre ich auch mit, ohnehin ist heute Sonntag und herrliches Wetter. Ich stieg ein, und bald sah ich aus der Ferne das berühmte reiche Saardam mit seinen Kirchthürmen wie eine Nixe aus dem Wasser tauchen. Dieses Riesendorf liegt nämlich so flach — dem Wasser gleich — wie gewisse Sumpfpflanzen, deren breite Blätter auf der Fläche des Wassers mit demselben zusammenhängen. In weniger denn einer Stunde waren wir in Saardam.

Wer kennt nicht das Dorf, wo der Czar Rußlands unbekannt bei den Schiffs-Zimmerleuten wohnte und mit ihnen arbeitete? Noch zeigt man hier das Haus, welches er bewohnte. Wie die Hütte in Loretto, so steht auch dieses Haus unter dem Dache eines andern, und ganz wohlbehalten da. Dagegen ist der große Peter längst fort. Noch da sind aber ferners seine Meubles, Stühle, Tische ꝛc. ꝛc. völlig conservirt, deren Anblick einen fast wehmüthigen Eindruck auf mich machte. Über dem Kamine steht eine Marmortafel, mit der einfachen Inschrift:

„**Petro magno — Alexander.**“ —

Wer sich das Dorf Sardam nach dem Modell unserer Dörfer denkt, der irrt sich wohl sehr. Wenn schon die Häuser dieses Dorfes klein, und ein großer Theil der-

selben aus Holz konstruirt sind, so kann man sich doch nichts Niedlicheres denken. Vorzüglich leuchtet überall die größte Reinlichkeit hervor — es kann nichts Netteres und Freundlicheres gesehen werden, als diese kleinen Gärtchen, welche von dem Zuckerbäcker arrangirt scheinen. Man gelangt zu ihnen auf schmalen niedlichen Wegen, mit kleinen Backsteinen nach Mosaik Art ausgelegt. — Es ist schwer, dir, verehrlicher Leser, einen richtigen Begriff von dem Ganzen zu geben. Es sieht etwa so aus wie das Paradiesgärtlein in meiner Bilderbibel. So ist ungefähr das Dorf Saardam. Aber auch dessen Bewohner solltest du sehen! Hörst du das schöne harmonische Glockenspiel? Eben ist der Gottesdienst zu Ende und die frommen Saardamer verlassen die Kirche mit ihren voluminösen kolossalen Gebetbüchern, an welchen ganze Klumpen von Silber hängen. — Wie komisch ist die Tracht der Frauen! Gibt es denn auch protestantische Nonnen? denn alle haben eine Kapuze über den Kopf. Doch von welch reichem Seidenstoff sind sie sämmtlich gekleidet! Und die ehrwürdigen Bauern, die außer ihren Gesangbüchern noch andere Bücher zu Hause besitzen, in welche sie die österreichischen Metalliques-Obligationen gebunden haben, wie wenig vermuthet man an der Unansehlichkeit ihres spitzigen Hütleins ihren großen Reichthum! —

Doch ich bin schon wieder zurück am Bord des Dampfschiffes, und bald darauf im Port vor Amsterdam. — Was stehen hier so viele Leute herum um diese Tafel? — Es

ist das Verzeichniß angelangter Schiffe, darunter ich einige aus Batavia und Surinam lese. — Und wo sind denn die ehrenwerthen „Seelen-Verkoopers?“ Gott sei Dank, in Holland giebt es keine mehr, dafür aber ist dasselbe mit einer Unzahl von Beutelschneidern gesegnet. —

Den königl. Palast, die Kirchen, die Börse haben andere längst besser beschrieben, als ich es jemals beschreiben könnte. — Von der Börse kann man wohl mit Recht sagen: „das Treiben der Börse!“ Schlag drei Uhr, wenn das Glöckchen tönt, strömt alles an den Haupteingängen dieses Gebäudes zusammen, in so compakter Masse, wie die Häringe in der Nordsee. Das Ganze gleicht dem Gewoge des stürmischen Meers, manchmal überschlägt Eine Welle die Andere, und dann purzeln die guten Speculanten über einander hin! —

Graven Haag, den 6. August 1832.

Bei dem heitersten Wetter verließ ich Amsterdam, und befand mich schon in ein paar Stunden darauf in Harlem. — Harlem sieht wieder acurat so aus, wie die andern holländischen Städte, deßgleichen Leyden. — Bald war ich in Haag, der Residenz der Oranien. — Die Zeit meines etwas längern Aufenthaltes dahier benutzte ich zu einem Ausfluge nach dem benachbarten Seebad Scheveningen, wohin ich wohl noch am Abend meine kleine Fußreise antrat. Der Weg dahin beträgt nur et-

was über eine Stunde, und führt durch eine lange Allee hoher Felberbäume — hat man das Ende derselben erreicht, so liegt die See in ihrer unermeßlichen Fläche vor dem erstaunten Auge des Wanderers. — Wie freute ich mich, endlich wieder das Meer zu erblicken! Unverweilt begab ich mich daher sogleich — durch tiefen Sand watend — an seinen Strand, der eben mit einer nicht unbeträchtlichen Menschenzahl garniert war, die sich des schönen Abends freute. Welch ein majestätischer Anblick! Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die Wogen der Nordsee, die sich donnernd am Ufer zerstäubten. Eine Menge Schiffe schaukelten auf der großen Fläche umher und bothen in ihren verschiedenen Formen nach Größe und Entfernung der Segel ein anmuthiges Gemälde voll der mannigfaltigsten Bilder dar. —

Siehe da ein paar Schifferjungen, welche mir ihren Nachen zu einer Spazierfahrt auf's Meer offerirten. Acceptirt. Nun bin ich also wieder auf dem Meere. Hu! das fährt hinauf und hinab in die Tiefe, daß die Haut schaudert und der Magen rebellirt. Das Fahren auf dem Meere ist doch ein anderes als auf dem See und Flusse! — Wie majestätisch wälzen sich seine breiten Wogen daher, als wenn sie mir sagen wollten: Erkenne die Größe der Natur — und deine Unbedeutsamkeit, o Sohn des Menschen!

Rotterdam, den 7. August 1832.

Die Holländer sind kalte — aber brave Leute. Dennoch möchte ich nicht in Holland bleiben. — Das ganze hat die Façon der Langenweile — und beinahe möchte ich mit Voltaire ausrufen: Adieu Canaux, Canards! etc. —

Heute fand ich mich in einer Straße nicht recht aus, da wandte ich mich an einen alten schwarzgekleideten — nach seinem Äußern Wohlhabenheit verrathenden Mann und bath ihn um Auskunft — er verstand mich und ich ihn nicht, endlich wurde der alte Herr zornig, nahm mich sans façon an dem Kragen meines Rocks, drehte mich um, und gieng flugs weiter. — Manières hollandaises. —

Die holländische Sprache werde ich nicht lernen, so viel weiß ich ganz gewiß — ich kenne keine ekelhaftere Sprache. Ein holländisches Gedicht muß für zarte Nerven schrecklich sein!

Rotterdam hat eine andere Physiognomie als die übrigen Städte Hollands. — Aber wie soll ich diese Stadt beschreiben zur Zeit der Kirchmesse? — Daß es in Paris decenter zugeht, ist ausgemacht. —

Paris, den 12. August 1832.

Nur aus der Kräfte schön vereintem Streben,
Erhebt sich wirkend erst das wahre Leben!
Schiller.

Glücklich wieder dahier angekommen, bereue ich nur, daß ich meinen Weg nicht über das interessante Belgien nehmen konnte. — Der König von Holland erlaubte es nicht. Also wiederum ein Königreich mehr, — Dank dem Herrn von Potter und seinem Republikanismus! —

Sollten die Völker durch so viele traurige Erfahrungen nicht einmal zur Einsicht gelangen, daß die schönen gewaltsamen Revolutionen sämmtlich nichts taugen? Die Könige scheinen mir wenigstens schon längst bei diesem Grad von Clairvoyance glücklich angelangt zu sein; also können wir nichts vernünftigeres thun als ihnen sobald als möglich nachfolgen. Was die Könige zu solcher Einsicht brachte, ist freilich vor allem ihr unverkennbares Interesse, allein fürwahr, das unsrige wäre es nicht minder, wie wir denn den allgemeinen Wohlstand durch die fortwährenden Erschütterungen nichts weniger als vergrößert sehen. — Das Feuer, welches Agathon in seiner Rede zu Gunsten der Monarchie entwickelte, zog seine Nahrung nur aus den entgegengesetzten Grundstoffen. Die bittersten Erfahrungen, die er früher im Schooße der Demokratie gemacht, zu der er sich auf die herzlichste Weise hingeneigt und die seine Opfer immer nur mit dem schwär-

zesten Verrath belohnte, ließen ihn nur allzubald die wahren Elemente derselben erkennen. Agathon forschte nach Wahrheit, wodurch er auch auf den Grund der Sache gelangte — und die Wahrheit wieder entdeckte, aber sie von Niemand beachtet sah.

Befinden wir uns jetzt nicht auf demselben Standpunkt? Hat die Religion wohl jemals einen schönern Pharisäismus zu Tage gefördert, als ihn jetzt die politischen Pharisäer so unwillkürlich zur Schau tragen? Durch die traurigsten Ereignisse und Erfahrungen hat in so manchem Kampfe die Haut des Löwen Noth gelitten, und so gewahrt man nun hinter derselben durch ihre Öffnungen den eigentlichen Besitzer. Ich meine, es wäre nach solchen Erfahrungen eben nicht so unschwer, die Sophisten und noch ganz andere Leute einmal zum Schweigen zu bringen, oder — richtiger gesagt, da diese nicht so bald schweigen werden —, das Volk zu ruhiger Beurtheilung zu führen, und fortdeklamiren zu lassen die unermüdlichen Sophisten. — Wäre es wohl möglich, daß es auch diejenigen gut mit uns meinen könnten, die uns nicht schmeicheln? Indeß vielleicht.

Der Pöbel lobt den Freund,
Bei dem er zechfrei ist. — Schiller.

Man hat Beispiele, daß unvorsichtige Freunde ihre Committenten schon öfters in die größten Verlegenheiten gebracht haben, und o! wären es nur stets unvorsichtige Freunde gewesen! — Nicht immer ist das Unangenehme

und das Bittere schädlich; bittere Arzneien sind sogar oft die wirksamsten. Welche Arznei wäre wohl bitterer, als diejenige der Wahrheit?!

Fort mit den gewaltsamen Revolutionen und ihrem schändlichen Gefolge. Willkommen aber, du schöne und edle Revolution des Geistes, die du doch vor Allen allein befähigt sein kannst, der spätern materiellen Reform auf der Erde als sichere Grundlage zu dienen. Also wird im Kongresse der Nationen die Sprache den Vorsitz führen. Mit ihr, der edelsten aller Waffen, wollen wir ihn kämpfen — den allein gültigen Kampf für allgemeines Menschenwohl. Und da ist keiner auf dem weiten Kreis der Erde, der nicht das Recht hätte, auf dem großen Geisteskongresse in der wichtigsten Angelegenheit, mit welcher sich die Sterblichen jemals beschäftigten, seine Meinung auszusprechen. Hier befähigt keine Geldquote zum Eingang in die Versammlung, sondern nur jenes Vermögen, welches der Geist und das Gemüth aufzuweisen im Stande ist. Auf, Ihr Völker! auf! zu jener großen Versammlung aller Stände der Menschen, zur Abfassung jener heiligen Konstitution, welche auf die allgemeinen Wünsche basirt ist. Was auch die Wirren des Tages für Unfälle und Widerwärtigkeiten mit sich brachten, die Wahrheit fördern sie unwillkürlich ebenfalls mit zu Tage. Immermehr entledigt sich ihr unzerstörbares Standbild von den Schlacken, womit die Mißbräuche dasselbe incrustirt hatten, und unverkennbar, ja unverkennbar ist eine

Zeit im Anzuge, welche die Geschlechter des Menschen veredeln wird. —

Daß sie uns nicht unvorbereitet finde! Auch das Unglück veredelt, aber schrecklich ist seine Schule! —

Paris den 13. August 1832.

Willst du die große Zeit begreifen,
Die so viel Staunen jetzt erregt,
So mußt du folgend mit ihr reifen,
Und fühlen, was auch sie bewegt; —
Vergebens im Zurückegehen
Schließt du nach einem fernen Schein,
Jetzt mußt du deine Zeit verstehen
Verkannt will sie nicht länger sein!

Und alle feindlichen Gewalten,
Die ihr, der mächt'gen, widerstehn,
Wird donnernd ihre Kraft zerspalten!
Zurücke wird sie nicht mehr gehn! —
Versucht es nur, sie einzuzwängen,
Und baut ihr frevelnd einen Damm;
Leicht wird sie ihre Fesseln sprengen,
Mehr fordern dann, als man ihr nahm!

In immerwährendem Verfolgen
Wächst mit der Zeit das Gute auf,
Es schwinden schon die düstern Wolken,
Und immer wachsend wird sein Lauf;
Bald wird's zu einem Strome schwellen,
Der eine ganze Welt erfüllt,
Schon siehst du die bewegten Wellen
Und einst — dein Sehnen auch gestillt!

Du siehst des Guten Saamen sprossen
Und schon die zarte Knospe blühn,
Bald wird die Frucht von dir genossen,
Und niemand kann sie dir entziehn.
Jehova selbst pflanzt seinen Garten,
Er selbst begießt den Lebensbaum. —
Willst du die schöne Zeit erwarten,
So gebe dem Vertrauen Raum! — B.

Paris, den 15. August 1832.

„Denen, welchen die kühnen Hoffnungen von dem „Fortgang der Menschheit keine Thorheit sind, ist „das große Werck aufbehalten, durch gemeinsames Ar„beiten an der Vollendung der Wissenschafteu jene „große Periode der Menschheit vorzubereiten; denn „alle Ideen müssen sich zuvor im Gebiete des Wissens „realisiert haben, ehe sie sich in der Geschichte reali„siren, und die Menschheit wird nie Eins werden, „ehe ihr Wissen zur Einheit gediehen ist. Wenn „aber die Morgenröthe einmal da ist, kann die Sonne „nicht ausbleiben. Immerhin möge es dem, der den „kommenden Tag ahnt, vergönnt sein, sich zum vor„aus desselben zu freuen!“ —

Schelling.

Die Zeit geht schnell! — und sollte sie in diesem Verhältnisse fortschreiten, so wird man ihr mit der Feder kaum mehr zu folgen vermögen. — Ich kann nicht beschreiben, wie sehr es mich drängt, an der allgemeinen Besprechung Theil zu nehmen. O des Glückes! daß man nun reden darf! Was man auch sagen und wie sehr man sich über Unterdrückung des freien Wortes beklagen mag, das Wort — mit Würde ausgesprochen — ist wirklich frei. Die Hand auf's Herz gelegt, würden wir, wenn wir im Besitze der Macht wären (und dieß muß man doch immer in billigen Anschlag bringen), uns von unsern Gegnern auch nur die Hälfte desjenigen sagen lassen, was wir den

Inhabern der Macht alle Tage ins Angesicht sagen? Urtheilen wir menschlich und nur menschlich sollten wir urtheilen, nicht das höchste Opfer von den Andern verlangen und selbst gar nichts hingeben wollen. — Nein! ich bin nicht von der Sorte der rasenden Rolande und derjenigen, die das Schlachtschwert über dem Haupteschwingen — denn ich mag gar kein Schwert und zwar um so weniger, als ich den Knoten noch keineswegs für gordisch halte, wie sehr er auch verwirrt sein möge! Wenn aber die Lehrer so zum Volke sprechen (oder sind die Berufenen nicht unsere Lehrer?), was kann man von dem Volke selbst erwarten? — Wenn das Salz verdorben ist, mit was kann man dann noch salzen? Glauben die Hrn. N. N. und Consorten etwa, ihnen allein gehöre die entsetzliche Entdeckung, daß in der Welt alles verkehrt ist? Die kleinsten Kinder fangen dieß bereits an einzusehen. Der Robespierrismus ist aber nun einmal nicht das Heilmittel. Es falle dieses alte Haus — es falle! aber den Leuten nicht auf die Köpfe! — Eine schönere Wohnung erwarte die Besitzer des alten Hauses; aber — ehe dieses in seiner Grundveste erschüttert werde — sei die neue Wohnung schon freundlich zu ihrer Aufnahme bereit. Ein anderes Verfahren — ich sage es kühn — wäre nur der Plan des Wahnsinns. — Und wer für sich allein könnte die bodenlose Anmaßung haben, seinen Plan für den unfehlbaren zur Grundlage darbieten zu wollen? Zu dem größten Werke, welches dem menschlichen Schöp-

fungsgeiste jemals zur Ausführung vorgelegt worden, kann nur der Geist der Gesammtheit, die Menschheit, dieser allgemeine Baumeister selbst berufen sein! Der Einzelne — wäre er auch noch so hoch gestellt — verschwindet hier bei der unermeßlichen Wichtigkeit der Sache, die — unbegreiflich bleibt's — bisher so oft mit der größten Oberflächlichkeit und dem gedankenlosesten Leichtsinne behandelt wurde. — Es braucht keinen Messias mehr, der wahre ist schon da gewesen und hat zu der neuen Erde den solidesten, moralischen Grundstein gelegt — es bedarf keines festern mehr. Moralisch ist die Welt längst befreit, in demselben Moment, wo der edelste der Menschen seinen Geist in die Hände des großen Gottes legte, zerriß der Vorhang des Tempels, alle Menschen wurden da Brüder und haben Zutritt zu dem Allerheiligsten — zum Herzen des besten Vaters. Soviel, was die geistige Grundlage betrifft. — Die materielle anbelangend, welche noch auf sie hingebaut werden muß, der Erstern aber nie entbehren kann — so wurde dieser Bau der Gesellschaft der Menschen zur würdigen Uebung ihrer Kräfte selbst überlassen. — Ist es Gottes Schuld, wenn sich die Menschen so langweilig dabei benehmen? sie könnten schon lange mit ihrer materiellen Erlösung fertig sein, aber seit dem verhängnißvollen Bau in Babylon konnten sie sich noch immer nicht vereinigen. Und doch liegt das schönste Material da — die herrlichste Erde! — Sollte denn Gott nicht ein wenig aus seinen Wolken herab langen und den

Unbeholfenen helfen? — Ei bewahre! Wo bliebe denn da der schöne freie Wille? —

Also die Freiheit unser Grab? — Es gäbe keine größere Satire!! —

Paris, den 21. August 1832.

Und wer ist wohl daran schuld, daß wir einen so unwürdigen Gebrauch von der Freiheit machen — folglich nicht glücklich sind? — „Du, du, du!“ — und warum denn nicht „Ich?“

Hier, glaube ich, liegt das außerordentliche Geheimniß begraben. — Das große Räthsel, warum nicht alles so glücklich ist, als es sein könnte. — Die Völker bürden die Schuld des Unglückes den Königen auf — und diese den Völkern. Die Könige möchten zuletzt noch mehr Recht haben, denn wenn es die Ersten hätten, so müßte man in Republiken überschwänglich glücklich sein. — Die Wahrheit aber ist — daß bisher wahres Erdenglück mehr im Traume, als in der Wirklichkeit existiert. — Man spreche mir nicht von Vollkommenheit, ich weiß es wohl, daß sie auf Erden nie möglich sein wird. Wie kann auch in diesem gebrechlichen Gehäuse von Kalk, welches uns noch mehr geniert als die Schnecke ihr Haus — Vollkommenheit erwartet werden? Ein Streben nach Vervollkommnung aber, welch zweckmäßige Beschäftigung! Nimmer soll

der Planet ein so arges Jammerthal bleiben, wie er es wirklich ist, nimmer soll das Allgemeine von den angenehmsten Lebensgenüssen ausgeschlossen sein — nicht länger mehr soll Noth und Verzweiflung herrschen. Aber wer hilft zu dem Rechnungsexempel, welches aller Gegensätze friedlich auflöst? — Hier bin ich — hier sind wir alle — hier steht uns're Zeit. — — Wahrhaftig, es wäre thöricht, mit verschränkten Armen müssig zuzusehen und seine Zeit und die Menschheit aufzugeben!

Wohl braucht der Patient eine bessere Konstitution, denn die Konstitutionen der Gegenwart sind es einmal nicht, die uns kuriren werden. Allen Respekt vor dem Arzte, er hat seinen Kranken lange genug erhalten und noch ist kein Schwindsüchtiger durch Kunst länger konservirt worden — als dieser englische Patient mit seiner Konstitution. Sterben wird er doch einmal und dann wird er erst in sein wahres Engel-Land kommen. — Die Welt verlangt jetzt etwas Größeres, so viel scheint offenbar. — Nur klage man nicht mehr die Könige an! — Die Tyrannen sind von den Thronen weit herab gestie- und leben jetzt ganz wo anders. Sind es die Könige, welche uns beleidigen? — Fürwahr nur unsere Ebenbürtige. Unter ihnen können wir alle Tage die Nerone finden — wenn sie Rom nicht mehr verbrennen, so ist es gewiß nicht ihre Schuld, sie würden es herzlich gerne thun, aber die Polizei erlaubt es nicht! —

Paris den 22. August 1832.

„Aus allen verschiedenen Wissenschaften muß am Ende „nur Eine werden, ebenso werden auch die verschie„denen Wege und Abwege, die das Menschengeschlecht „bisher durchlaufen hat, endlich in Einem Punkte „zusammenlaufen, an dem sich die Menschheit wieder „sammeln, und als Eine vollendete Person „demselben Gesetz der Freiheit gehorchen werde.“

Schelling.

Schon wieder eine neue geistige Erscheinung — oder eine alte in neuem Gewande. — Doch der Geist des Menschen sucht — arbeitet — drängt sichtbar vorwärts. — Wenn schon sein Drängen ihn auch für den Augenblick öfters auf Seitenwege führt, — Respekt seinem herzlichen Wollen! —

Da kömmt ein Fourier aus Besançon und predigt eine neue Staatsökonomie. — Staatsökonomie möchte ich nicht lernen — denn alle Tage predigen die Socialisten eine neue — ich würde veralten, ehe ich ausstudirt hätte. Vor 50 Jahren, ja da hätte man noch seine Studien in diesem Fache ruhig vollenden können. Nun kein Gedanke mehr! —

Es scheint mir aber ein Schatten auf die Bildung des Jahrhunderts zu fallen, wenn ich unsere Vorangestellten im Geiste, (oder richtiger gesagt diejenigen, welche sich selbst vorangestellt haben) die neuen Leh-

ren untersuchen sehe. — Warum steckt denn gar so viel Galle in der Feder? — warum sind wir immer so böse über Leute, die anders denken als wir? — Warum vermag man denn nicht, sich ruhig auszusprechen? — Rousseau meint, daß sogar Philosophen in dieses Übel verfallen. Er sagt nämlich:

„Quand les Philosophes seraient en état de découvrir „la verité, qui d'entre eux prendrait interêt à elle? Cha„cun sait bien, que son systême n'est pas mieux fondé „que les autres; mais il le soutient par ce qu'il est à „lui. Il n'y en a pas un seul, qui, venant à connaître „le vrai et le faux, ne préferât le mensonge qu'il a „trouvé, à la verité découverte par un autre.“ —

Untersuchen wir, was Fourier sagt. Doch ist zu gründlicher Untersuchung — hier Raum und Platz? — Nein! — Also das Weitere hierüber ein andermal. —

Oberflächlich sei daher hier nur erwähnt, daß mir bei all seinen einstweiligen Unvollkommenheiten der Fourierismus das geeignetste Medium oder Übergangsmittel von den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen zu einem zweckmäßigern Zusammenleben des Menschen zu sein scheint. — Ich bediente mich des Ausdruckes „Unvollkommenheit,“ deßhalb weil man eine neue Idee eben so leicht verbessern kann, als eine materielle Erfindung. Wenn der erste Erfinder der Buchdruckerkunst die Dampfpresse sehen würde, so müßte er nicht wenig über die Erfindung in

der Erfindung staunen und sich der großen Vervollkommnung freuen. — So können auch Ideen so sehr vervollkommnet werden, daß sie ihrer ursprünglichen Form gar nicht mehr gleichen und die ersten Erfinder sich an ihrer eigenen Schöpfung gar nicht mehr erkennen würden.

Nach Versicherung meines werthen Freundes D*, homme de lettres, soll Fourier Ideen zur Kunde gegeben haben, welche sehr Berücksichtigung verdienen. Inzwischen sind seine Lehren in solch mystisches Dunkel gehüllt, daß die Sprache, deren er sich zu seinem Vortrage bedient, selbst für Franzosen sehr unverständlich ist. Dann fehle es auch an Extravaganzen keineswegs, wie denn Fourier einmal erklärt haben soll, daß dem Menschen zu seiner Vollkommenheit blos noch ein Schweif fehle. (Ei, warum nicht auch noch Hörner?) Wiewohl ich alle Ursache habe, den Angaben meines bewährten Berichterstatters allen Glauben beizumessen, so möchte ich dieselben doch, da solche andern entnommen sind, dießmal nicht ganz verbürgen. — In dem nächsten Bande wird jedenfalls eine ernsthaftere Untersuchung über diese allerdings beachtungswerthe Reform-Idee folgen, deren Grundgesetz nur die friedliche Verbreitung derselben gestattet, und sich zum Etablissement einer neuen Gesellschaft jedes Gewaltmittels begibt.

Wenn ich auf die ersten Daten meines Tagebuchs zurückblicke — so stellt sich mir schon jetzt eine ganz andere Welt dar — welche Veränderungen werden sich erst

noch in der nächsten Zeit darbieten?! — Sie arbeiten wirklich fort, diese Grundideen der ersten Revolution der Franken, und die kurzen Stillstände sind nur ein Sammeln neuer Kräfte. Alle diese Ideen, Systeme und Verbindungen, wenn schon sie manchmal in Extravaganzen übergehen, sprechen doch auf das deutlichste von dem Drängen und Treiben einer Gesammtkraft, welche den menschlichen Geist (ihm freilich für den Augenblick noch unbewußt) nach einem großen Ziele — nach dem Centralpunkte — endlicher Vereinigung hinleitet. Was wir jetzt noch um uns erblicken, zeigt nur das Gepräge eines unvollkommenen Werdens, die Wehen einer schmerzlichen Geburt, doch sind diese Erscheinungen schon die Atome der künftigen Schöpfung, die, wenn schon in rohester Gestaltung und größten Gegensätzen, sichtbar nach einem Ganzen streben.

Versailles den 24. August 1832.

Wie ich aus den Journalen entnehme, so springen heute die Wasser in Versailles! **Les Grandes Eaux.** Also geschwind nach der berühmten **Villa** Ludwig des **XIV.** — Der Himmel ist aber etwas umwölkt. Könnten nicht die **Grandes Eaux** von oben mir einen Strich durch die Rechnung machen? — Siehe, die Wolken zertheilen sich schon — es sind nur Nebel, und der herrlichste Herbsttag begünstigt meine kleine Reise.

Somit schlenkerte ich durch den Garten des Palais Royal gegen die Rue Rivoli um mit den dort stationirten Gelegenheiten nach dem Königsschlosse zu fahren. Ich machte aber die Rechnung ohne den Wirth, sintemalen halb Paris nach Versailles strömte und alle Plätze längst vergeben waren. Was war nun zu thun? Ich ging zurück an den Pont neuf, wo ich mit andern, die ebenfalls nach Versailles pilgern wollten, noch so glücklich war einen Kukuk zu erhaschen. Und so rollten wir denn mit einer Unzahl von Omnibus, Messageries, Dames blanches, Fiacres und wie die Fuhrgelegenheiten alle benannt sind, unter donnerndem Getöse, wie es nur die Wogen des Weltmeers nachbilden können, den langen Quais längs den Palästen des Louvers und der Tuillerien hinab. — Doch halt Kutscher — halt! wer wird so schnell vorüberfahren an einer historischen Erinnerung? Dieser kleine vorspringende Balcon am Louvre, kaum Manneshöhe vom Pflaster erhoben, ist es nicht derselbe Balcon, auf welchem der fanatische Karl der IX. mit einer Arquebuse auf seine Unterthanen schoß — auf einige Unglückliche, die sich schwimmend über den Fluß retten wollten? — Ja, es ist noch derselbe Balcon, auf welchem der junge König am 24. August des Jahres 1572 stand, (also an demselben Bartholomäustage vor 260 Jahren) derselbe Balcon, noch ganz unverändert, mit demselben Eisengitter verziert, worauf der unglückliche, bejammerungswerthe Karl seine Hand gelegt — welch ein schrecklicher Tag! D' Aubigne

sagt, daß an demselben hunderttausend Schlachtopfer fielen. Der ehrwürdige Pater Daniel, der eine Geschichte von Frankreich schrieb, meint, daß diese Zahl übertrieben wäre, und man nur zwanzigtausend — annehmen könnte. — Bagatelle! Voltaire versichert uns, daß ihn am Jahrestage der St. Barthelemy stets ein Zittern am ganzen Körper überfallen. Dieses Zittern macht dem gottlosen Menschen — wäre es auch nur in Worten — wohl mehr Ehre, als den Frommen ihre schreckliche That. —

Unser Kukuk fährt schnell. Wir sind schon an dem majestätischen Garten der Tuillerien. Welch ein königlicher Garten! Wie interessant das Treiben der bunten Menge, die unter den hohen dicht belaubten Kastanien- und Lindenbäumen dahin wandelt. — Wie freundlich und zierlich angelegt diese Gartenbeete mit den schönsten Herbstblumen. Aber ach! welche Erinnerungen abermals! — Hier, wo diese Menschen friedlich umherwandeln — hier wandelte auch die grausame Catharina v. Medicis. — Siehst du nicht ein Gespenst an dieser Taxuswand dahin schleichen? — es sucht verwandte Geister — ihm nähern sich die Schatten des Cardinals von Lothringen und Gondis — doch der Lärm der wandelnden Menge stört sie. Mit Sehnsucht harren sie der Zeit, wo die eisernen Gitter des Gartens sich schließen und das bunte Gewühl verschwindet. Die Nacht verbreitet ihre schwarzen Fittige über den stillen Hain, und die Geister schreiten nun kühner einher. Wie sie an jenes Plätzchen gelangten, wo sie einst den Plan zu jener ver-

hängnißvollen Nacht des 24. Augusts des Jahres 1572 vorbereitet — seufzen sie tief — tief — —

Doch wo bin ich? ich will ja nach Versailles fahren — richtig und um dahin zu gelangen, muß ich rasch hinwegfahren über diesen blutgetränkten Boden und alle historischen Erinnerungen verabschieden — denn überall, wo ich hinsehe, ergreifen mich die Schauer der Menschengeschichte.

Also wir sind schon außerhalb der Barrière — bereits über die eliseeischen Felder hinaus — an Auteuil vorbei, und schon in dem 2 Lieues von Paris entferten Sevres. Aber in welch' gepreßter Situation! Neun Personen in unserm Kukuk. Ich wünschte den Kukuk zum Kukuk!

Wer da glaubt, daß die Umgebungen von Paris nichts Besonderes darbieten, irrt sich sehr — sie sind vielmehr schweizerisch schön. Wie anmuthig diese Campagnen an der Straße — wie üppig die Vegetation! Kann man auch etwas Schöneres sehen als die reizenden Höhen von Meudon und St. Cloud, bekrönt mit dicht belaubten Wäldern, aus deren dunkelm Grün unzählige Landhäuser freundlich hervor glänzen? Und dann der majestätische breite Strom der Seine selbst (mit seinen vielen kolossalen Brücken) sich mäandrisch an der Hügelreihe hinschlängelnd! Es gibt nicht wohl ein anziehenderes Bild!

Ich stieg in Sevres aus und begab mich durch den Park auf die Höhe des benachbarten St. Cloud. — Hier welch ein entzückender Überblick! Wie die Höhe von Opt=

schina, die Aussicht von dem Brünig ins Hasli-Thal — so wird auch der Reiz dieser Fernsicht nie in meinem Gedächtniß erlöschen. Nur wieder ein anderes Genre. — Dort freilich das unermeßliche Meer — die majestätische Natur der Alpen — hier aber eine freundliche idyllische Gegend und in dem Hintergrunde das Häusermeer von Paris, welches in unübersehbarem Kreise die endlose Pläne erfüllt. —

Doch fort, fort über Montreuil — nach Versailles. — Ich bin wahrlich nicht allein hieher gekommen, denn eine Viertelstunde lange Reihe von Fiakres 2c. sagt mir, daß auch noch andere Leute von Paris mit mir angelangt sind. — Geschwind in den Park des Königsschlosses. Da stehen wir schon vor dem Gitter desselben und mit Staunen betrachte ich die außerordentliche Schöpfung des großen Ludwig. Ich bin im Garten und wohl 50,000 Menschen mit mir. Ich weiß nicht, was mir besser gefällt, die bunte Menge, die ich von der Terasse des Gartens überschaue, der herrliche Garten selbst, oder das prachtvolle Königsschloß. Welch ein imposantes Gemälde ist aber das Ganze!

Diese Riesenbassins, mit kolossalen bronzenen Amors und andern schwerfälligen Göttern garnirt, erinnern mich aber unwillkürlich an das Jahrhundert der Perrücken, bald versenke ich mich in meine Träume, und sehe sie leibhaft vor mir — die gute alte Zeit. — Siehst du, lieber Leser, dort auf jenem Balcon an dem Riesenschlosse

den Enkel Heinrich des IV. in Mitte seines gepuderten glänzenden Hofs? Der König — oder der Staat — (denn: „der Staat ist er“) — nähert sich einem tiefgebückten Höfling, und richtet folgende herablassende Worte an ihn:

„Eh bien, mon cher ami, quand pensez-vous, que votre épouse sera accouchée?“

Antwort: Quand il plaira à votre majesté.““ —

Und der König nähert sich wohlgefällig lächelnd der großen Treppe der Terasse. Sein Blick verliert sich in der langen Perspective der Alleen des Mittelpunktes, der von einem Walde begränzt wird. Der Monarch meint, wenn dieser Wald verschwände, müßte die Perspektive noch mehr gewinnen, und äußert sich dießfalls laut. — Siehe, da verschwindet der Wald plötzlich. — Doch das Wunder ist erklärbar. Ludwig hatte seinen Wunsch schon öfters geäußert, und so erdachten seine Höflinge, die sonst viel weiters nicht zu denken hatten, den Plan, die Bäume zum großen Theil vorher absägen, und sie zur gelegenen Stunde mittelst Seilen umwerfen zu lassen.

„Aber die Wasser springen ja so lange nicht?“ Geduld, die Maschine von Marly ist schon in Bewegung, in weniger denn einer halben Stunde wird das Schauspiel statt finden. Inzwischen lagert sich das Volk im Grase, am Ufer des Sees, der versprochenen Scene harrend. — Und welch einen Anblick bietet dieses Campiren der bunten Menge von der Terasse aus! Endlich schießt aus einem Bassin des Gartens ein breiter Wasserstrahl bis zur Höhe des

Schlosses empor. Ah, ah, ah! — alles rafft sich in die Höhe, lärmt und schreit: „Les eaux commençent a jouer.“ Jetzt springen die Wasser aus hundert Röhren zumal, hier gießt ein kolossaler Flußgott den Strom aus seiner Urne, dort speit ein Delphin einen weiten Wasserstrahl von sich, in den dunkeln Bosquets plätschert es überall, Wasserfälle stürzen über bemooste Felsen 2c. Doch alles wird von dem Riesen-Bassin übertroffen, wo das Wasser aus hundert Röhren zumal emporsteigt, und Neptun mit Amphitrite und den Tritonen auf seiner Muschel Equipage einher schwimmt. — Ich konnte nicht satt werden, auf das große Bassin hinzuschauen (welches in seinem Umfang selbst den Raum des Coliseums übertreffen soll), garnirt mit ein halb hunderttausend Menschen, Kopf an Kopf gereiht. Ein unbeschreiblich schöner Anblick, der mich in seinem bunten Farbenspiel im höchsten Grade anzog. Man denke sich noch hinzu die schwarzen Gewitterwolken, welche in diesem Momente am Horizont standen, den Zauber der Abendsonne, deren letzte Strahlen auf die Zinne des Feenschlosses fielen und die Höhen der Springquellen vergoldeten, während die unteren Theile ihrer Wasserstrahlen in magischem Silberschleier an dem dunkeln Grunde der hohen dichtbelaubten Bäume sanft hinabsanken. — — —

Doch ist dieß nicht eine Beschreibung? und wirst du mir solche, verehrlicher Leser, verzeihen?

Bruchstücke
aus einer
Ferienreise in das Altgäu.

Liebenswürdige Häuslichkeit, —
Das Leben hat kein schöneres Bild!
Sterne.

Seit dem meine Freundin meine Frau geworden — habe ich nichts mehr von ihr erwähnt. Meine Frau ist meine Freundin geblieben. Gott sei Dank! Die alten Weibleins mit ihren saubern Prophezeiungen hatten vollkommen Unrecht; denn noch immer wird bei uns mehr gelacht als selbst am Vermählungstage und ich glaube nicht, daß es auf dem Planeten ein lustigeres Ehepärchen giebt. Wohl stürmt es manchmal, worüber sich in dieser sublunarischen Welt nicht wohl zu verwundern ist, aber die Stürme kommen nur von Außen, man macht alsdann die Fenster seiner ruhigen Wohnung zu, läßt Wind und Regen nach Belieben hausen, und dankt dem Himmel für sein warmes Stübchen.

Heute kamen meine Söhne mit der Bitte bei mir ein, eine Ferienreise ins Altgäu machen zu dürfen. — Ich ratificirte ihr Gesuch zur Stelle. Wie gerne erfüllen wir nicht die Wünsche Dritter, wenn sie mit den unsrigen harmoniren! — Also morgen auf die Reise — schnürt die Reise-Bündel, wir haben ja das herrlichste Wetter.

Apfeltrang bei Kaufbeuren den 5. September 1832.

„Frisch gewagt und frisch hinaus,
„Kopf und Arm in heitern Lüften,
„Ueberall sind wir zu Haus,
„Wo wir uns der Sonne freuen,
„Sind wir jeder Sorge los,
„Daß wir uns in ihr zerstreuen,
„Darum ist die Welt so groß.“

Göthe.

Eine Reise in's Gebirge! Voll Erwartung und Freude, die Berge in der Nähe sehen und den baierischen Rigi besteigen zu können, konnten meine Söhne — die sonst so vortrefflich schlafen — beinahe die ganze Nacht kein Auge zubringen. Soll ich die Wahrheit sagen? Dem alten Vater Jacob gieng es fast um kein Haar besser. Welch' ein Hochgenuß, Freuden theilen zu können! wie verwaist, wie unglücklich fand ich mich nicht so oft an außerordentlichen Standpunkten, wo ich das Schöne allein sehen mußte, und mich keiner Seele mittheilen konnte! —

Am frühen Morgen und noch bei vollkommener Nacht hatte die thätige Hausfrau schon Alles zu unserer Reise geordnet, so wie das Frühstück bereitet. „Adieu, beste Mutter, liebe Theres, komme doch bald nach!“ — Es war noch immer finstre Nacht, als wir durch das Thor pilgerten, Alles mäuschenstille in der Stadt, nur hie und

da krähte ein wachsamer Hahn. Die Morgendämmerung brach erst an, als wir uns dem Dorfe S*... näherten. Unmöglich ist's, die Wonne der kleinen Reisegesellschaft zu schildern. Welche Summe hätte man ihr bieten müssen, um sie zur Stelle zur Rückkehr zu bewegen! Glücklicherweise fand sich kein Liebhaber dazu. So wanderte die freudentrunkene Gesellschaft 7 Poststunden in Einem Zuge fort. Welch' ein vortrefflicher Hebel — die Leidenschaft! Indeß da auf der Welt denn doch Alles natürlich zugeht, wurden wir außerhalb dem Markte Schwabmünchen müde. Siehe da kam eine Fuhrgelegenheit auf der Landstraße daher, ein Bauer mit ein paar gesunden jungen Pferden. Wir sprechen ihn an, ob er uns nicht um Geld und gute Worte einige Stunden in der Richtung nach Kaufbeuren weiter fahren wollte. Da besann er sich ein wenig (weil er gerade von entgegengesetzter Seite herkam) dennoch wurden wir bald einig und bestiegen seinen Leiterwagen. Der Bauer, ein jovialer, herzensguter Schwabe, war ein Bischen benebelt, daher sehr redselig. Nach dem eigenthümlichen Gebrauch dieser Landleute fragte er uns auf die neugierigste Weise bis zu den letzten Details aus. So entspann sich folgendes Gespräch:

Der Bauer. Ei, was hat der Herr für eine Religion?

Ich. Die protestantische.

Der Bauer. (Mich befremdend anschauend.) Hab' in meinem Leben nichts von dieser Religion gehört.

Ich. Das heißt lutherisch.

Der Bauer. Ah so — lut'risch — nun lut'risch ist doch noch etwas besser als heidnisch! — Aber was für eine Religion haben diese Kinder?

Ich. Die katholische.

Der Bauer. Bravo — da hab' ich Respekt — denn das ist das wahre! Ich bin auch katholisch. — Was hat der Herr für eine Profession?

Ich. Ich bin der Hofmeister dieser Kinder.

Der Bauer. Was ist das für ein Handwerk?

Ich. Ein Lehrer.

Der Bauer. So, so, ein Schulmeister. Aber wie kommts, daß der Schulmeister lut'risch und die Kinder katholisch sind? Curios!

Ich. Dieß ist dem Herrn, welchem die Kinder gehören, ganz gleich, er meint, wir kommen doch Alle in Einen Himmel.

Der Bauer. In Einen Himmel? (mich mit großen Augen messend.) Er will auch in meinen Himmel? (nach langem Nachsinnen) nun sein Herr hat vielleicht nicht ganz Unrecht, unser lieber Herr Gott wird's auch nicht so genau mit ihm nehmen. (Lachend und seine Pferde hauend) „jetzt Füchslen, lauft zu, wir kommen doch Alle in Einen Himmel! — nur d' Hoiden nit."

Ich lachte und wechselte mit meinen Kindern einige französische Worte.

Der Bauer. Ei, was gar französisch? Der Vater

muß ein vornehmer Herr sein, weil die Kinder schon französisch reden, hat gewiß Güter in Frankreich? — O, eine Sprache hat großen Werth, hätt' i französisch sprechen können, würden mir die Franzosen nit meine Räpplein genommen haben. — A propos, ist's wahr, daß es wieder Krieg geben soll? Möcht's nicht erleben, meine Füchslen würden mich dauern. Weiß mich noch gar gut zu erinnern, wie d' Franzosen s' erstemal mir meine Räpplen nahmen und im Dorfe alle Hennen masakrierten. Damals haben d' Franzosen lumpig ausg'sehn (singend)

„Lüderlichs Franzosen G'schmeiß
„Voller Lumpen, voller L . . s.“

Meine Söhne konnten sich nun des Lachens nicht enthalten und riefen dabei: „O Vater, welch' ein lustiger Bauer!“

Der Bauer. Was Vater? — Aha, man wollt' mich für'n Narren halten? So machen's die Stadtleut'. Aber mich hat noch Keiner d'ran bekommen, ich dagegen Viele! (zu mir) Also ist Er der Vater selbst?

Ich. Nicht doch, bloß der Hofmeister.

Der Bauer. Nix, Schulmeister — Nix, Nix! — hab's schon lang gemerkt, sind ihm die Buben ja wie aus dem G'sicht raus g'schnitten. Der müßte früh aufstehen, der mich fangen will!

Und so ging die Unterhaltung, mit welcher ich den verehrlichen Leser nicht weiter langweilen will — bis nahe an Kaufbeuern fort, wo wir ausstiegen und ohne Aufent

halt nach dem eine Stunde von dieser Sta dt seitwärts gelegenen Apfeltrang pilgerten. Wir langten dort am Abend an, hatten einen ganz vortrefflichen Appetit, fanden aber außer Brod nichts zu essen vor. Da also im Wirthshause sonst nichts zu erhalten war, erinnerte ich mich des Receptes, welches mir einmal meine Frau gab, damit ich mir in meinem Walde von Pfaffenzell selbst ein Gericht aus Eiern bereiten konnte. — Also, giebt es Hennen? — Ja. — Folglich Eier? — Ja. — Giebt es Schmalz? — Ja. — Giebt es eine Pfanne? — Ja — Mein Gott — warum klagen, hier giebt es Alles! — Nun begab ich mich in die Küche, wo man alsobald ein großmächtiges Feuer errichtete, vor dessen hoher Flamme ich erschrack. Darauf gab man mir eine colossale Pfanne in die Hand, allein da sie für meinen Arm viel zu schwer war, rief ich meine Söhne zu Hülfe, die an dem großen Stiele, an welchem eine ganze Familie hätte Platz finden können, die Pfanne mit mir über das Feuer hielten. — Da ist nun Schmalz — meine Frau sagte mir zu seiner Zeit, daß man sich mit dem Schmalz sehr in Acht nehmen müßte, da es schon öfters in die Kamine hinaufgefahrn wäre und auf diese Weise Häuser angezündet hätte. — So hielten wir, nicht ohne Sorgen, das Dörfchen Apfeltrang in Asche zu legen, die große Pfanne im Schweiße unsers Angesichtes über das Feuer, wo ich — nachdem das Schmalz heiß geworden — die Eier in selbe hineinschlug. Aber welch' ein Lärm, welch' ein Geprassel, bsch, bsch! — unmöglich

es zu beschreiben; so oft ich ein Ei in die Pfanne schlug, benahm sich das Schmalz wie wüthend und spritzte uns wild entgegen. Endlich — dem Himmel sei Dank — waren die schönen Ochsen-Augen fertig und bald darauf mit großem Beifall verzehrt. Also alle Angst vorüber.

Wenn ich mich nun schon nicht für einen ausgezeichneter Koch ausgeben will — so glaube ich doch, daß man von einem jungen Anfänger nicht mehr verlangen kann!

Vor der Burg den 6. September 1832.

Welch' ein fatales Erwachen, das heutige! Als wir uns vom Bette erhoben und meteorologische Beobachtungen machten, fanden wir alsobald, daß allgemeines Regenwetter eingetreten war. Doch achteten wir dieses Umstandes in so weit nicht, als wir durch ihn uns in der Fortsetzung der kleinen Reise nicht abhalten ließen. Nach Bezahlung der überaus billigen Zeche begaben wir uns sogleich auf den Weg. Wie Spartaner achteten wir weder Regen noch Wind und sangen dabei fröhliche Lieder. Nach einer Stunde Wegs gelangten wir in einen Wald. Hier waren wir wenigstens vor dem heftigen Winde geschützt. Bald verlor sich jedoch der Regen und wir hatten das unaussprechliche Vergnügen, über die grünen Wipfel der Tannen den schönen blauen Aether zu entdecken. Und nun, als wir endlich aus dem langen Walde heraustraten, welch ein Anblick! Die Berge des Oberlandes mit dem

schönen zarten Grün ihrer Alpen lagen plötzlich ganz nahe vor uns. August und Carl machten gewaltige Augen bei diesem pittoresken Anblick, denn so nahe hatten sie das Hochgebirge noch nie gesehen. Es gewährte wirklich einen eigenen Genuß, die Kundgebung der Gefühle dieser weichen Herzen bei dem Anblick der mächtigen Säulen des großen Tempels der Natur zu betrachten. — Hier (sprach ich zu ihnen) in diesem schönen Hause hat sich Gott den Sterblichen in seiner ganzen Majestät geoffenbaret und wer ihn hier nicht sieht, wird ihn nimmermehr erkennen. Ich sah die Seele des Gottes, der diesen Herzen inwohnt, mit der Seele der Natur sich verschmelzen, ich bemerkte, wie das höchste Gefühl keine Sprache mehr zu finden wußte und eine Verklärung in ihrem Angesicht bildete, welche die Nähe des großen Geistes verkündete, der ihnen die volle Pracht seines Hauses aufgeschlossen. Ich hörte ihn zu ihren Herzen sprechen:

„Seht Kinder, dieß ist mein schönes wundervolles „Haus — Euch mit allem gab ich es zum Aufenthalt — „liebt Euch, bleibt in Harmonie, wie mein Tempel ein „harmonisches Ganzes ist. Entfernt Euch nicht von mir. „Immer bin ich den Menschen nahe. Allein sie fliehen „mich ihrer Thaten wegen. Ihre Flucht vor mir wird „ihnen zum Fluche, doch nicht ich bin es, der ihnen flucht; „denn ich bin die Liebe, die höchste Liebe! — Kinder „bleibt bei mir!“ — — —

Sonthofen, den 9. September 1832.

Meine Freundin hat Wort gehalten — gestern Abend kam sie mit Marie und Amalie hier an, und so pilgerten wir nun, unsere lieben Vetters-Leute zu überraschen, heute in aller Frühe nach dem Markte Sonthofen. Wie freue ich mich insbesondere, den guten Vetter Adolph, diesen herrlichen Naturmenschen, wieder zu sehen; überhaupt — wie wohl ist es mir unter diesem einfachen biedern Volk des Alt-Gaues.

Es lag in unserm Plan, den Wagen vor dem Orte halten zu lassen, um unsere Anverwandte zu überraschen und unbemerkt zu Fuße hineinzugehen. Bald gelangten wir zu der Behausung Adolphs, der mit seiner lieben Marianne eben am offenen Fenster stand — wir suchten incognito vorüberzugehen, da wir aber unsern Blick ein wenig zu tief zu Boden senkten, so schöpfte der gute Vetter Verdacht und besah uns genauer.

„Sie sind's, tausend Sakra! sie sind's! rief er hastig aus, und stieß dabei seine Tabaksdose so heftig auf das Gesims des Fensters, daß der Deckel der Dose sammt dem Tabak weit in die Höhe flog — dann eilte er auf die Straße hinab, und küßte und drückte uns unter den Worten: „So seid ihr endlich einmal da, Ihr liebe, liebe „Vetterleut, Ihr tausend Sakra, ich will Euch in hun„derttausend Fetzleins zerreißen! — Jetzt kommt nur auf „der Stelle herauf zu uns, das weitere im zweiten „Theile!“

In einer Sennhütte — Auf dem Gründen den 12. September 1832.

Unmöglich ist es — Dritten — einen deutlichen Begriff von der Jovialität und Herzensgüte meines lieben Vetters beizubringen. Man muß ihn selbst sehen.

Heute beschloßen wir, den Gründen zu besteigen. Adolph wollte hiezu lange nicht seinen Consens ertheilen. Endlich mußte er, da er uns Alle zu dieser Tour so sehr disponirt sah, doch nachgeben. Wie schmerzte es uns, daß Berufsgeschäfte den gemüthlichen Greis abhielten, unser Reisegefährte zu sein. Ehe wir schieden, machte er mit der ihm eigenthümlichen Art uns große Vorwürfe, daß wir ihn sobald verlassen und so sagte er unter Anderm:

„Weiß wohl, daß auf der Welt alle Menschen Nar-
„ren sind, aber warum müssen Sie, liebes Vetterle,
„denn gerade ein Berg-Narr sein? — Glaubt ihr Zu-
„ckerkindla, daß es so leicht ist auf den Gründen zu
„steigen? werdets schon sehen — im zweiten Theile!
„u. s. w.“

Auf dem Gründen den 14. September 1832.

Wir sind nun schon ein paar Tage auf dem Berge, welchen wir in allen Richtungen durchstreiften.*) In je-

*) Um Platz zu gewinnen, sehe ich mich genöthigt, die ausführliche Erzählung der Besteigung des Gründen zu unterlassen.

der Hütte wurden wir von den gemüthlichen Bewohnern auf's beste empfangen. Ich kann diese uneigennützigen dienstwilligen Menschen, deren Treuherzigkeit die Mutter Natur auf ihre offene Stirne schrieb — nicht genug rühmen. — Nicht so kann ich freilich von einem unartigen Wirth im Thale sprechen, vor dessen Bräuhause ein colossaler Raubvogel als Schild vom Giebel des Daches hinabhängt. Ueberall giebt es Ausnahmen.

In der verwichenen Nacht entlud sich über unsern Berg ein starkes Gewitter. Ein gewaltiger Sturmwind drohte das Dach mitzunehmen. Da dasselbe ziemliche Offenherzigkeiten hat und der Regen sich in Strömen ergoß, so regnete es ungeniert in unser Bett, in welchem wir mit ausgespanntem Regenschirm das Ende des Dramas erwarteten. Alpenscenen! — Auch diesen Morgen fieng es wieder zu regnen an.

Als wir so auf die Nebel hinsahen, die sich um den Berg zogen, gewahrten wir einen Mann in städtischer Kleidung über die nahe Alpe an unsere Hütte heranziehen — also ein Fremder. — Der Fremde kommt näher und endlich entdecken wir, daß es unser guter Vetter, der Chirurgus, ist. — Willkommen, willkommen! der herzensgute 70jährige Greis — machte die so beschwerliche Reise auf den Berg extra, um uns Regenschirme zu bringen. — Welch eine Liebe und Aufopferung! O Adolph, wie schön ist dein Leben in dieser Welt und wie herrlich wird es erst im zweiten Theile sein! —

Paris, den 10. Jannuar 1838.

Hier sitze ich im großen Lesekabinett von Galignani rue vivienne Nro. 18. Um mich her liegt ein ganzer Schock englischer, französischer, deutscher, spanischer, chaldäischer und cannibalischer Zeitungen, und alle sind sie voll von dem Erzbischof von Köln, dem Bischof Eilert in Berlin und von den gemischten Ehen.

„Was dich nicht brennt, das blase nicht“ pflegt man bei uns zu sagen und hierin liegt viel Philosophie. Allein da ich nahe an ein Vierteljahrhundert selbst in einer gemischten Ehe lebe, so muß es mir doch erlaubt sein, in eigenen Angelegenheiten zu reden, um so mehr, da sich so viele Unberufene darein mischen, ohne mich in geringsten zu fragen. —

Die Sache ist wichtig! (guter Setzer, setze ja nicht nichtig, es würde den ganzen Satz entstellen). Wäre sie nicht wichtig, so würde nicht Hyazinth, der Erzbischof von Paris, an sämmtlichen Kirchenthüren Placate ankleben lassen, die Aufforderung an alle Gläubige enthaltend um Weisheit zu flehen. (Es versteht sich von selbst, daß hier nicht die Weltweisheit gemeint sein kann, der man eigentlich zum großen Theil die gemischten Ehen zu verdanken hat.) Ein ditto: Wäre die Sache nicht wichtig, so würden nicht die frivolen Oppositionsblätter für den Erzbischof von Köln Partei ergreifen, ferner würde der Bischof Eilert keine so schöne Rede gehalten, Pater Henricus in

Paderborn keine so friedliche Brochüre verfaßt, Herr K* in A* solche nicht friedlich verlegt und endlich ich, der größte aller Philosophen in Pfaffenzell, mich der Sache nicht angenommen haben!

So viel ist bereits geschehen — was aber noch geschehen wird, ist dieses, daß Görres und Döllinger über diesen höchst wichtigen Gegenstand schreiben werden, wie solches bereits in den Zeitungen angekündigt ist; hoffentlich werden sich auch noch die gelehrten Frauen, Wilhelmine von Chezy, George Sand und Charlotte Birch-Pfeiffer in die gemischten Ehen — mischen.

Vor allen andern hat aber meine Freundin, als sehr betheiligt — in die Sache zu sprechen. Ich schrieb daher sogleich an sie und bat wegen meiner religiösen Zweifel um ihr Gutachten. Allein, o schrecklicher Indifferentismus! sie antwortete auf meinen dießfallsigen Brief, daß sie eben die große Wäsche und keine Zeit hätte, über den fraglichen Gegenstand nachzudenken.

„Die große Wäsche?“ O Weib! wahrlich, wahrlich, ich sage dir, die Wäsche der Bischöfe ist größer als die deinige! —

Paris, den 15. Januar 1838.

Unmöglich darf ich mich von dem Programm meines Tagebuches entfernen. Es ist mir nicht erlaubt, zu ent-

scheiden, welche von den Fraktionen der christlichen Religionsverwandten die Wahrheit besitzt und wäre es mir auch erlaubt, so würde ich die Sache nicht verstehen. Daß sie alle einig sein möchten, ist mein christlicher Wunsch. Ich werde wohl einmal über die christliche Religion im Allgemeinen sprechen: doch niemals über einen Bruchtheil in derselben. Religionsfragen verwirren die Köpfe. So soll einmal bei einem Colloquium zwischen einem protestantischen und katholischen Theologen die Disputation so ergreifend gewesen sein, daß am Ende der Katholik protestantisch — und der Protestant katholisch wurde.

In einem sehr witzigen Buche in baierischer Mundart geschrieben, welches ich leider nicht mehr besitze, fand ich folgeude hieher gehörende Anekdote. Ein Bauer erzählt nämlich seinem Freunde Hans Michel Folgendes:

„A Jud und a Protestant haben a mol Händel „ghobt — übern wahren Glauben, wo ich sie grad der„wischt. — Es Lumpen, sagt i, auf a Lug ghört a „Maulschellen, wie könnts es sagen, daß es den wahren „Glauben hobt — wenn i ihn schon lang hob.“

Am Züricher See den 15. Oktober 1841.

Ich habe schon eine angemessene bescheidene ländliche Wohnung gefunden. Die Aussicht aus derselben ist entzückend schön. Aber wo wäre es hier nicht schön? —

Gegen Nordost sehe ich nach Zürich und an die lieblichen fruchtbaren Höhen, woran es sich lehnt, gegen Osten die stattlichen Dörfer Neumünster, Zollikon, Küßnach, Herrliberg u. s. f., ebenso an sanfte Hügel gereiht und mit üppigen Wiesen, Weinbergen und Wäldern bedeckt. Welch' eine gnädige Fügung des Himmels! gerade in dieser Gegend war es, wo ich vor 28 Jahren den sehnlichen Wunsch aussprach — hier einst länger verweilen zu dürfen. So ist also mein Ziel für den Augenblick glücklich erreicht! Dank den gnädigen Göttern!

Am Züricher See — im Frühling 1842.

O Glück! ich wohn an See,
Die milden Frühlingslüfte
Verbreiten Blüthendüfte,
Und fort sind Eis und Schnee!

Es ist kein ew'ger Tod
Im Reich der Zeitenräume,
So schwinden düstre Träume
Wie flücht'ges Abendroth.

Verwesung ist ja nur
Der Stoff zu neuem Bilde,
Aus dem ein Gott so milde
Verewigt die Natur.

So blüht durch Wechsels Macht
Dir reizender die Blume,
Und lebt zu ew'gem Ruhme
Des Frühlings Rosenpracht.

Würd' nicht der Sommer fliehn,
Dem Winter stets zum Raube,
So würde Dir die Laube
Nicht mehr so freundlich blühn!

Nicht traulich laden ein
An grüner Frühlingshecke
Im dunkeln Grasverstecke
Des Veilchens blauer Schein.

So hat des Schicksals Macht
Das Gute, wie die Wehen,
Das Werden und Vergehen
In gleichen Ring gebracht.

So schwand des Winters Nacht,
So fiel der dunkle Schleier,
Auch deine Welt wird freier. —
Erwach'! dein Frühling lacht.

Die dichten Nebel fliehn
Von steiler Alpenhöhe,
Und freundlich in der Nähe
Sproßt schon das zarte Grün.

Schon spiegelt sich im See,
Befreit vom Wolkensitze,
Des Dödis steile Spitze,
Gehüllt in ew'gen Schnee.

Hoch bis zum Wolken Raum
Zieht sich der Berge Kranz,
In mag'schem Farbenglanz,
Und gold'nen Strahlensaum.

Betracht ihr wechselnd Licht!
Es dunkelt, was erglühte,
Es welkt die schönste Blüthe,
Nur Geistes-Freiheit nicht!

B.

Am Züricher See den 2. Mai 1842.

Wie herrlich ist des Sehers Leben!
Was auch das Schicksal ihm vergällt,
Er sieht die Genien sich umschweben
Und lebt in einer schönern Welt;
Er malt sich seine Paradiese
Mit idealer Freiheit aus;
Wie wenig er auch hier genieße, —
Es ist die ganze Welt sein Haus.

Mag sie in thörichtem Bemühen
Ihm preisen ihre Herrlichkeit;
Wie gerne sucht er zu entfliehen
Dem Schaume der Vergänglichkeit!
Er lächelt ihrer hohlen Schlüsse,
Und läßt ihr gern den eitlen Tand,
In Wonne höherer Genüsse
Von seinem geist'gen Vaterland.

Wenn seine Brüder traurig scheiden
Aus ihrer Lüste buntem Haus,
Dann löscht er ruhig und mit Freuden
Ganz unbemerkt sein Lämpchen aus; —
Denn was die Welt als Schreckniß wähnte,
Was sie so oft erbeben ließ,
Ach! dieß ist ja — das heiß ersehnte —
Sein längst geträumtes Paradies!

Wär's nur ein Bild — ein Traum zu nennen —
Wie golden wär' das schöne Bild!
Wohl glücklich ist der zu erkennen,
Des Herz — der schöne Traum erfüllt.
O! zweifle nicht, wenn schon die Binde
Dir noch umhüllt die Schläfe hält,
Und glaube sorglos mit dem Kinde
An jene unbekannte Welt.

B.

Am Züricher See den 10. Mai 1842.

Da bin ich nun gezwungen, mich an diesem See zu erklären, ob ich ein Strauß oder Antistrauß bin, id est, was ich von dem Leben Jesu von Strauß halte. Ich war am Anfang mit meiner Erklärung sehr übel daran, weil ich vorher besagtes Buch nicht gelesen hatte. Die Bewunderer dieses Buches hatten es zum großen Theile wohl ebenfalls nicht gelesen, verfochten aber dennoch die Straußische Dogmatik mit preiswürdigem Geschick. Ach, wäre ihnen nur Bruno Bauer — der jetzt ihren Strauß für orthodox erklärt — in Zeiten noch zu Hülfe gekommen, so hätte der arme Doktor wohl ungestört in Zürich docieren können. Doch was sage ich arm? reicher Doktor hätte ich sagen sollen, da man behaupten will, daß derselbe für sein Werk nicht weniger als fl. 30,000 eingenommen habe.

Man muß vor Allem billig sein. Welchem Menschen könnte man es wohl übel nehmen, besagtes Werk nicht gelesen zu hab en? Uebrigens hat es der Verfasser selbst ausdrücklich den Laien zu lesen verboten, da man nach seiner Behauptung solches nur wissenschaftlich widerlegen kann. Und dennoch habe ich mich unterstanden, schon früher eine Meinung hierüber zu haben. Herr Strauß wird sich wundern, wenn er mein Buch liest und auf das Kapitel von Einsiedeln kömmt, wo ich das

Wort Wunder zu definiren suchte, und die Wahrheit der Wunder der Schrift aus der Philosophie herleitete. Nichts Leichteres, als Wunder zu beweisen, denn man zeige mir einmal etwas auf der Welt, was nicht Wunder ist!

Ich glaube wegen der Lehre an die Wunder, aber nicht wegen der Wunder an die Lehre, denn das größte aller Wunder, welches sich bisher auf der Erde ereignete, ist eben diese Lehre, die der Gott aus seines Himmels edelster Höhe zu dem Planeten herab gebracht. — Ein solches Zartgefühl von Liebe, welches dieselbe sogar auf Feinde überträgt (denn Christus starb bekanntlich nicht nur für seine Freunde) ist rein göttlicher Natur — und die Menschen sind an der Erfindung einer so erhabenen Idee — ganz unschuldig! Nur ein offenbares Wunder konnte sie von dem Himmel zur Erde herabbringen. — Wer wollte übrigens dem lieben Gott nicht erlauben, ein einzelnes Wunder zu vollbringen? Ist es nicht leichter, aus mir und Herrn Dr. Strauß Salzsäulen zu machen, als ein ganzes Planiglobium zu bilden?

Nun höre aber, lieber Leser, was eigentlich — rein wissenschaftlich ist. Ich schlage dir das Buch auf und wir sind mitten unter den Besessenen und Schweinen am Gadarener See.

„Wie können (sagt Dr. Strauß) Dämonen, einge-
„räumt auch, daß sie Menschen in Besitz nehmen können;
„wie können sie aber — als in jedem Fall vernünftige
„Geister, den Wunsch erreichen, in thierische Bildung

„einzugehen? Jede Religion und Philosophie, welche die „Seelenwanderung verwirft, muß aus demselben Grunde „auch die Möglichkeit eines solchen Uebergangs läugnen, „und Olshausen (man stößt auf eine Menge gelehrter Ci„tate) stellt vollkommen richtig die gadarenische Säue im „N. T. mit Bileams Esel im Alten zusammen.“

„Diesem ist er (Olshausen) aber durch die Bemer„kung, daß hier nicht an ein Einziehen der einzelnen Dä„mone in die einzelnen Schweine, sondern an ein bloßes „Einwirken sämmtlicher böser Geister anf die Thiermassen „zu denken sei, ausgewichen. Denn (hier folgt ein „griechischer Text) kann unmöglich etwas Anderes bedeu„ten, als daß die Dämonen in dasselbe Verhältniß, in „welchem sie bisher zu den besessenen Menschenseelen stan„den, nunmehr zu den Schweinen getreten seien. u. s. w.“

Hier folgt nun meine Meinung als Laie über diesen ernsthaften und gelehrten Gegenstand. Ich weiß mich zur Stelle nicht mehr recht zu erinnern, was Bileams Esel gesprochen hat, was aber die Teufel und Schweine am Gadarener See betrifft, so bin ich ganz der Meinung des Herrn Dr. Strauß und der Gelehrten Olshausen und Paulus (nicht des Apostels), welche aber hierüber divergirend sind. Herr Dr. Strauß untersucht mit aller Genauigkeit, ob es eben so viel Teufel als Schweine waren. Denn wären es weniger Besessene als Schweine gewesen, so müßten die Teufel in Bruchtheile gegangen, und auf manches Schwein nur 7/8 oder 3/4 Teufel gekommen sein.

Die Frage ist nur, wie ein so wissenschaftlicher Mann auf solche Untersuchungen verfallen und wie ein so schrecklicher Zweifler aus einem so frommen Lande kommen konnte, wo man die Menschen mitten im Nekar tauft, da ihnen, wie Constantin dem Großen, der sich in eine Prophyr-Vase legte, die Taufbecken nicht mehr groß genug sind.

Hören wir nun einen gelehrten Gegner von Hrn. Dr. Strauß, Hrn. Franz Bader in München.

„Ich bezeichnete den Irrgeist Lucifer anderswo als „Ungeist — der Unseele und dem Unleibe entsprechend. „Wenn aber auf solche Weise jenes latent an sich wir„kend bleiben sollende Prinzip, als Anfang des Naturle„bens (welches Böhme den Wurm des Lebens nennt) „wenn die erste Wirkung dieses hiemit in der Creatur „geöffneten Rachens und Drachens ꝛc. ꝛc.

Rachen und Drachen ist vollkommen rationell — ich hoffe, Hr. Dr. Strauß ist überwunden. Wenn ich schon kein Vergötterer von Kotzebue bin, so glaube ich doch, daß er in seinem vollkommenen Rechte ist, wenn er solche Leute in seinem kleinen so witzigen Lustspiele mit den Namen „Dunkel, Karfunkel und Mystifax“ benennt.

Die Wunder betreffend, so bewahre mich der Himmel, sie zu verachten, dennoch bin ich weit entfernt, den größten Werth auf sie allein zu setzen. Zu meinem Glücke spricht hierin die Schrift selbst nicht selten offenbar zu meinen Gunsten. — Der reiche Mann im Hades bedauert, daß

seine Brüder auf der Welt den gleichen Weg zum Verderben angetreten, und bittet Abraham, daß er sie davon abhalten möchte. Die kurze Antwort jedoch war, daß sie Mosen und die Propheten hätten. Da meinte der arme reiche Mann, daß so etwas noch lange nicht zu ihrer Bekehrung hinreichend wäre, und ersuchte den Patriarchen dießfalls ein Wunder thun, z. E. einen Todten auferstehen zu lassen. Aber — der unbarmherzige Abraham! was war die Antwort? „Wenn die schöne Lehre der Propheten, so wie die vortrefflichen 10 Gebote deine Brüder nicht zu bessern vermögen, so wird dieß ganz der gleiche Fall sein, wenn selbst ein Todter auferstünde! —“

Bendlikon, den 20. April 1842.

„Von dem christlichen Princip ist die Entwicklung „der ganzen Weltgeschichte ausgegangen, es läugnen „oder abschaffen zu wollen, wäre ein unverzeihlicher „Rückschritt.“

Prof. Hottinger.

Suum cuique! man gieng dem guten Doktor doch ein Bischen arg zu Leibe. Gegen die Herren Bruno Bauer und Feuerbach bleibt er noch immer ein guter Christ. Hören wir doch einige Worte, die er weiter spricht und welche man nicht wohl unchristlich nennen kann.

„So wenig die Menschheit jemals ohne die Religion

„sein wird, so wenig wird sie je ohne Christenthum sein; „denn Religion haben wollen ohne Christenthum, wäre „nicht minder widersinnig, als der Poesie sich erfreuen „wollen, ohne Bezug auf Homer und Shakespeare.“

„Zu diesem geschichtlich persönlichen Christus gehört „nur dasjenige aus seinem Leben, worin sich seine religi= „öse Vollendung darstellte, seine Reden, sein sittliches Han= „deln und Dulden. Also keine Furcht, es möchte uns „Christus verloren gehen, wenn wir Manches von dem, „was man bisher Christenthum nannte, Preis zu geben „uns genöthigt finden. Bleibt uns aber Christus als der= „jenige, ohne dessen Gegenwart in den Gemüthern keine „vollkommene Frömmigkeit möglich ist, nun so bleibt uns „in ihm doch wohl das Wesentliche des Christenthums.

Anmerkung von 1843. Ist Göthe, welchen das Erdbeben von Lissabon zum Pantheisten gemacht ha= ben soll, in seinem Briefwechsel mit Lavater nicht eben so weit gegangen, als Strauß? Vielleicht, daß man diesen doch zuweilen zu strenge beurtheilte. Uebrigens möchte ich mich folgender Erklärung des Herrn Dr. Gelzer an= schließen:

„Nur belächeln läßt sich der Wahn jener Enthusia= „sten, die in der Straußischen Arbeit einen neuen schöpfe= „rischen Akt der Reformation begrüßen. Wie könnte ein „neues auf die Dauer die Gemüther beherrschendes Prin= „zip von einer Lebensansicht ausgehen — die wie die

„Straußische so ganz das todtgeborne Werk der Schul-„weisheit ist, die fade Frucht altkluger Berechnung?“

Am Züricher See den 20. Mai 1842.

„Wir haben beide
„Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
„Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
„Als Mensch! — Ach! wenn ich Einen nur in Euch
„Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch
„Zu heißen!“

Lessing.

Um alle Schriften für und wider Strauß zu lesen, die seit Kurzem erschienen sind, dazu gehören noch mehr Augen als das große Thier (aus lauter Augen bestehend) in der Apokalypse hat; billig schonte ich daher die meinigen, und legte, was mir von dieser Polemik vorkam, bei Seite. Ich machte eine alleinige Ausnahme bei einer kleinen Broschüre, betitelt: „Auch ein Strauß, von A. Ben Jaddai, Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Knoxville, 13te englische Auflage.“

Dreizehn Auflagen! dachte ich, dies muß ein ausgezeichnetes Werkchen sein. Mein Buch (freilich leben wir nicht in Amerika) wird wohl keine drei Auflagen erleben!

Allein nicht der Neid über diese vielen Auflagen allein, sondern die Ideen eines Rabbi über Strauß waren es vorzüglich, welche mich für sein Buch interessirten. Ich dachte mir, was wohl die Amerikaner aus Asien über die Sache sagen mögen? Wichtig ist das Urtheil von zwei Welttheilen.

Ben Jaddai fängt schwülstig und romantisch folgendermaßen an:

„Ich wende mich nach Osten zu dem Lande meines „uralten Volkes. Meine Seele schwimmt auf den Wel„len des weiten Oceans zu dir hinüber ꝛc. ꝛc.“

Es wäre zu weitläufig, unserm poetischen Rabbi hier zu folgen, kurz seine hebräische Seele schwamm, wenn schon der Ocean keine Balken hat, glücklich über denselben hinüber, und fing, von dort gefühlvolle Blicke nach dem uralten Land ihrer Väter und deren Sauerteige werfend, sogleich folgendermassen in ihrem uralten Christushasse zu raisonniren an:

„Siehst du den Schwarzen dort, der an dem Karren „dahin keucht? Er ist dein Bruder! Moses spricht: du „sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. — Siehst „du den Christen dort, der mit der Peitsche ihn antreibt, „seinen Bruder ꝛc. ꝛc. —“

Nicht nur die schwarzen Sklaven keuchen an den Karren, sondern nicht selten weiße. — Es giebt auch Sklaven, die gar nicht keuchen und dennoch Sklaven sind. Diese wird der edle Wilberforçe wohl nicht sobald befreien

können. Es steht dem Christen freilich nicht schön, mit der Peitsche hinter dem Sklaven stehen, und sich überhaupt Sklaven zu halten. Giebt es aber nicht auch jüdische Plantagen, jüdische Peitschen? Ich weiß es nicht. Indeß ob jüdisch oder christlich — die Sache ist nicht menschlich oder vielmehr zu menschlich.

Sklaverei und Christenthum sollten freilich was sehr Verschiedenes sein, so aber hat man leider manchmal das Christenthum sehr geschickt dazu benützt, um aus den Christen selbst Sklaven zu machen. Die Gottseligkeit ist nämlich zu allen Dingen nütze! — Was aber auch die sogenannte christliche Gesellschaft Ungeschicktes und Schlechtes gethan, unbillig ist es jedenfalls, solches dem menschenfreundlichen Christus zur Last schreiben zu wollen. Ben Jaddai sagt von diesem allergrößten seiner Landsleute, daß der weise Sokrates, weit unerschrockener dem Tode entgegen ging; später aber wieder: Muth hat dieser Jesus immer bewiesen. Uralte gewohnte Consequenz! Was aber die Parallele des Todes zwischen Jesus und Sokrates betrifft, so berufe ich mich auf die gewiß unpartheische Autorität Rousseaus, welcher sich hierüber folgendermaßen ausdrückt:

„Welches Vorurtheil und Verblendung, den Sohn des „Sophroniskus mit dem Sohn der Maria vergleichen zu „wollen! Welche Verschiedenheit zwischen beiden. Sokrates „starb ohne Schmach in Mitte seiner Schüler und wenn „dieser leichte Tod sein Leben nicht geehrt haben würde,

„so hätte man vielleicht zweifeln können — ob er nicht „mit all seinem Geiste ein Sophist gewesen. Aristides war „gerecht, bevor Sokrates sagte was Gerechtigkeit sei. Aber „wo nahm Jesus bei den Seinigen eine so erhabene und „und reine Moral, von welcher er unter seinen Zeitge- „nossen das einzige Beispiel war? Aus dem Schooße „des wüthendsten Fanatismus ging die höchste Weisheit „hervor, so wie die einfachste heldenmüthigste Tugend. „Sokrates starb mitten unter seinen Schülern ruhig und phi- „losophirend, Jesus aber verschied verlassen von den Seinen „unter den Qualen der Beschimpfungen, gehaßt von „einem ganzen Volke — des fürchterlichsten Todes welchen „man erleiden kann — und mitten unter seiner Hinrichtung „hörte man ihn noch für seine wüthenden Henker be- „ten. Gewiß wenn das Leben und der Tod von Sokra- „tes dasjenige eines Weisen ist, so kann das Leben und „der Tod Jesu — nur dasjenige eines Gottes sein! —

Welcher Mensch von einigem Billigkeitsgefühl möchte sowohl Christus als den weisen Sokrates des Entsetzens vor einem gewaltsamen und so schmerzlichen Tode ankla- gen wollen? Der weise **Ben Jaddai** wird sich einmal des ganz gewöhnlichen Todes ganz gewiß nicht besonders freuen. — Doch hören wir, was derselbe über Jesus wei- ter spricht: —

„Sagt, Hebräer, ist es nicht unanständig gedacht „von den allmächtigen Gott, daß er sich hätte von seinen „Geschöpfen mißhandeln und ans Kreuz schlagen lassen?

„Die Christen sagen, Gott habe solches Leiden übernom-
„men, um die Sündenstrafen für die Menschen abzubü-
„ßen und die Welt selig zu machen. — Aber wenn Jesus
„Gott war und sein Tod zum Heil der Welt erfolgen
„mußte, so haben ja die Juden sich ein unendliches Ver-
„dienst erworben, daß sie den Jesus ans Kreuz schlugen!

Ihr undankbaren Christen! hört Ihr's? Bedankt Euch vor Allem bei den Juden, daß sie Euch die große Gefälligkeit erwiesen, Christus zu kreuzigen, denn sonst wäret ihr ja niemals erlöst worden! —

Die Sache ist fadengerade und nichts weniger als Sophistik! — So etwas hat einen ganz andern Namen! — Uebrigens wäre es sehr ungerecht, die Schuld allein auf die Juden zu wälzen wollen. Denn hätten die Juden den Messias nicht gekreuzigt, so würden es ganz unfehlbar die Christen gethan haben.

„Das wäre freilich sonderbar, wenn der Richter an-
„statt die Sünder zu strafen, sich selbst als Sünder be-
„trachtete, und die Strafen auf sich nähme. Da wüßte ich
„nicht, wo Recht und Gerechtigkeit hinkämen, wenn die
„menschlichen Richter diesem Beispiele folgen wollten!"

Bene! Ben Jaddai! freilich, dieß würde zu schlimmen Dingen führen. Indessen hat man vor der Hand weder in Amerika, noch in Europa zu fürchten, daß sich der Richter für den Mörder aufhängen lassen wird.

„Ich habe die heiligen Schriften der Christen gele-
„sen, und kann wohl sagen, ernstlich überdacht. Ich muß

„gestehen, daß ich viel Schönes und Edles darin gefun-
„den habe. Wollte Gott, die Christen lebten darnach!“

Ganz dasselbe kann man auch bei den 10 Geboten sagen: wollte Gott u. s. w. — Doch welch' ein Frevel von mir, „wollte Gott“ zu sagen — wollten nur Christen und Juden, Gott will ja immer! —

„Jesus von Nazareth hat sich gewiß nie für einen
„Gott ausgegeben, sondern man hat ihn erst später dazu
„gemacht. Denn wenn es auch zu den Zeiten dieses Je-
„sus ein paar Menschen geben konnte, die es gewagt,
„sich für Gott zu erklären, und bei den einfältigen Sa-
„maritanern Anhang zu finden, so hätte doch unter den
„Juden sich Niemand erkühnen dürfen, so etwas von sich
„zu behaupten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, augen-
„blicklich vom Volke gesteinigt zu werden. Ich lasse mir
„noch gefallen, daß Einer von sich dachte und sagte, er
„sei der Messias, aber der kannte weder den Geist unsers
„Volkes, noch unsere Geschichte, welcher glauben wollte,
„es hätte Jemand die Behauptung wagen dürfen, er sei
„Gott: der Gotteslästerer würde sogleich vor die Obrig-
„keit geführt worden sein! —

Aha! jetzt kommen wir zu dem schönen Thema vom Steinigen. Man hat Christus freilich nicht gesteinigt — indeß ist es wohl bekannt, daß man es ein paar Mal probieren wollte. Die frommen Pharisäer hatten ja öfter die Steine hiezu aufgehoben, aber Christus entkam glücklich, um — wie bekannt — später gekreuzigt zu wer-

den, und zwar eben darum, weil er sich zum Gott erklärte, was ja die Hauptanklage war, die man gegen ihn richtete. Diese Gottheitserklärung ist vielfach übel gedeutet worden, inclusive selbst des Herrn Ben Jaddai, und trotz seiner Behauptung aufmerksamer Durchlesung und ernstlicher Prüfung der christlichen Schriften, ja er hat sie gar nicht gelesen oder verstanden, wie so viele seiner Glaubensgenossen, und ohne Ruhm zu melden, auch ein nicht geringer Theil der unsrigen. Christus war weit entfernt, Jehova von seinem Throne stürzen zu wollen, folglich war auch der große Eifer der Pharisäer und Consorten, ihm diesen Thron zu erhalten, vollkommen überflüssig. Der Höchste selbst hat auch nicht die geringste Eifersucht gezeigt, z. E. wie Menschen so hübsch eifersüchtig werden können, vielmehr öffnete er mit der größten Freude seinen Himmel, und sprach von demselben zur Erde herab:

„Dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich mein Wohl„gefallen habe, **ihn höret!**

Alles wäre auch trefflich gegangen, wenn man nur Ohren gehabt hätte, um damit zu hören. Da würde man denn vernommen haben, daß dieser Christus, Gottes Sohn, uns sehr unverdient als seine Brüder erklärte, und uns dadurch folglich ebenfalls zu Göttern machte. Es war sehr bescheiden von den Pharisäern, daß sie durchaus keine Götter sein wollten, in der That hätte auch mehr als ein Gott dazu gehört, sie dazu zu machen, denn wie=

wohl sie eine große Anhänglichkeit an Jehova affectirten, waren ihnen im Stillen die Götzen der Welt doch viel theurer. Christus hatte wirklich die göttliche Absicht, die Menschen auf eine höhere Stufe zu heben, und Götter aus ihnen zu bilden. — Wenn sie wie Teufel an ihm handelten, was konnte er dafür? Aber nirgends und zu keinen Zeiten wollten die bescheidenen Menschen Götterwürde annehmen, dieß war bisher noch bei den Bekennern aller Religionen der Fall. So zieht es selbst der Cannibale vor, ein Menschenfresser zu bleiben, statt sich zum Gott zu versteigen. Aber auch fromme Menschen erschrecken davor. — Nichts als Bescheidenheit, Tugend und Religiosität! So erinnere ich mich einmal, unter frommen Leuten, ja sogar Erweckten, von der Gottheit des Menschen gesprochen zu haben — siehe da entsetzten sie sich vor meiner Idee, wie vor einem Wolfe.

Um nur einigermaßen von ihnen gehört zu werden, berief ich mich sogleich auf eine hieher bezügliche Stelle im Evangelium. Unglücklicher Weise wußte ich aber weder Kapitel noch Vers zu citieren, und so wies man mich an einen Schriftgelehrten, dem ich meine Ideen vortrug. — Abermaliges und großes Entsetzen! Vergebens behauptete ich, die allegierte Schriftstelle ganz bestimmt in der Bibel gelesen zu haben. Der erweckte Mann behauptete aber eben so fest, daß von der Gottheit des Menschen kein Wort darin stehen könne, und so blieb das Colloquium ohne Resultat! Nun da ich Kapitel und Verse

glücklich aufgefunden habe, wird man mir wohl glauben? Hier folgt indeß zu meiner Rechtfertigung jene Stelle, die so wenig bekannt ist. Ich halte sie für eine der merkwürdigsten in der Schrift und thue mir auf diesen Fund nicht wenig zu Gute!

Joh. Kapitel X. Vers 33 und 34.

„Die Juden antworteten ihm: Um eines guten Werkes „willen wollen wir dich nicht steinigen, sondern wegen „der Gotteslästerung, daß du, der du ein Mensch bist, „dich selbst zu Gott machst."

„Jesus erwiederte ihnen: Steht nicht in eurem Gesetze „geschrieben: Ich habe gesagt: „Ihr seid Götter."

Psalm 81, 6.

Dürfen nun schon Menschen in gewissem Sinne Götter heißen, wie sollten wir nicht die Gottheit Christi anerkennen, der die geoffenbarte göttliche Liebe ist, und der — obgleich von der höchsten Natur — doch das göttliche Wesen auch wieder in den Menschen sah?

„Christus hat gegessen und getrunken wie andere „Menschen, sein Gemüth war nicht über menschliche „Schwächen erhaben, er gerieth vielmehr nicht selten in „Betrübniß, Angst, Aerger rc. und schalt nicht wenig „auf die Pharisäer."

Daß er gegessen und getrunken, hätte man ihm allenfalls hingehen lassen können, aber was soll man vollends dazu sagen, wenn er auf die vortrefflichen Phari=

säer gescholten, welche unser Rabbi „zwar nicht loben, aber „auch nicht tadeln will, denn sie studierten viel, „hielten fest an den Buchstaben des Gesetzes „und an der Propheten Satzungen. Aber weil es schwer „ist, das Gesetz des Moses in seinem ganzen Umfange „und bis ins kleinste herab zu erfüllen, weil es leich„ter ist, sich bloß den Schein zu geben, man gehöre „zu den Frommen, als wahrhaft fromm zu sein; so wa„ren ihrer viele, die sich die Sache leicht machten, sich „bloß den äußerlichen Ceremonien unterzogen, ihre Her„zen aber nicht aufrichtig zu dem Herrn wandten. Da„her sah man wohl, wie sie fasteten und beteten, wie sie „Zehnten und Almosen gaben, aber man wußte auch, „daß gar Mancher darunter war, der sich in seinem Hause „und im Verborgenen ganz anders betrug, als vor den Au„gen der Leuten! Ist es nicht heut zu Tage auch noch so?“

Accurat so! Christus hat den Pharisäern der Juden wirklich ein Bischen zu viel gesagt. Aber auch gute Christen beklagen sich über so harte Worte. — Christus hätte sich wirklich höflicher äußern können, als zu sagen: sie binden andern große Lasten auf und rühren sie selbst mit keinem Finger an, sie fegen die Schüsseln von außen und lassen sie innen voll Unflat, saugen Mücken und verschlingen Kameele und was dergleichen beleidigende Ausdrücke mehr sind. Mit solchen Redensarten macht man sich wenig Freunde, wie denn sogar ein Juvenal und Tacitus nichts Aehnliches gesagt haben. —

Endlich kömmt Jaddai auf das Kapitel der Wunder, zu deren Untersuchung ich aber jetzt nicht sehr aufgelegt bin, und ihn daher auf die gelehrten Herren Theologen und Kritiker verweise.

Paris, den 10. Juni 1842.

Ich weiß nicht einmal, was objektiv und subjectiv ist, kann also unmöglich ein Philosoph sein, darum bat ich einen Freund, mir die Philosophie der Offenbarung des Herrn von Schelling zu erklären, wenn etwas aus dessen Vorlesungen in Berlin transpirirt hätte. „Aus „guter Quelle“, erwiederte mein Freund, „kann ich Dir „folgende neueste Aeußerungen des erwähnten Philosophen „verbürgen, der mir weiter keine besondern Fehler zu haben scheint, als — daß er ein Christ ist!“

„Es ist,“ sagt S., „eine große Sache darum, daß die Philosophie in unserer Zeit eine allgemeine Angelegenheit geworden ist; selbst die erwähnte Aufregung, diese Bewegung „der Gemüther, die ich bei meinem Auftreten um mich wahrnehmen konnte, zeigt, daß die Philosophie aufgehört „habe, bloß eine Sache der Schule zu sein, daß sie eine „Sache der Nation geworden ist. Die Geschichte der „deutschen Philosophie ist von Anfang verflochten in die „Geschichte des deutschen Volks. Damals, als es die „große That der Befreiung in der Reformation vollbracht,

„gelobte es sich selbsten, nicht zu ruhen, bis alle die höch-
„sten Gegenstände, die bis dahin nur blindlings erkannt
„waren, in eine ganz freie, durch die Vernunft hindurch-
„gegangene Erkenntniß aufgenommen, in einer solchen
„ihre Stellung gefunden hätten. Sollte nun diese lange
„ruhmvolle Bewegung, mit einem schmählichen Schiff-
„bruch endigen, mit Zerstörung aller großen Ueberzeugun-
„gen und somit der Philosophie selbst? Nimmermehr. Weil
„ich ein Deutscher bin, weil ich alles Weh, wie alles
„Wohl Deutschlands in meinem Herzen mitempfunden,
„darum bin ich hier, denn das Heil der Deutschen ist die
„Wissenschaft."

Ich glaube, daß Hr. v. Schelling sich mit der deutschen Philosophie etwas irrt. Die Philosophie kann man nicht wohl zu einer Sache des Monopols machen, wie Zucker und Kaffee. Die Deutschen sind doch immer gleich da mit ihren Deutschen — während sie über diese offenbare Untugend die Franzosen anklagen.

„L'égoisme et la haine ont seul une patrie, la fraternité n'en a pas." Lamartine. Der deutschen Philosophie möchte es bei genauerer Untersuchung gehen, wie der deutschen Reformation, welche nur eine Fortsetzung des frühern Werkes der Albigenser und Waldenser war. Doch weiter:

„Das Leben behält aber am Ende immer Recht und so
„droht denn zuletzt von dieser Seite wirklich der Philo-
„sophie selbst Gefahr. Schon stehen sie bereit, die gegen

„eine bestimmte Philosophie zu eifern vorgeben, aber im „Grunde alle Philosophie meinen und in ihrem Herzen „sagen: „„„Philosophie soll überhaupt nicht mehr sein.““ „Ich werde weniger bemüht sein, zu sagen, worin Dieser „oder Jener, als worin wir Alle gefehlt, was uns Allen „mangelt, um in das gelobte Land der Philosophie wirk„lich durchzudringen.“

Welch' ein schöner Vortrag! offenbar lautet die Sache zu unsern Gunsten, wir Laien dürfen nun auch ein Wörtchen mitreden, und sind quasi emancipiert worden, denn Hr. v. S. hat die Philosophie zur Nationalsache und das Jahrhundert für mündig erklärt. Wem sollte (außer den längst Berufenen) so etwas nicht gefallen, wenn man die Erklärung hört: „Ich werde weniger bemüht „sein darzustellen, worin Dieser oder Jener, als worin wir „Alle gefehlt, was uns Allen mangelt, um in das gelobte „Land der Philosophie wirklich durchzudringen.“

Spricht hier Hr. v. S. nicht wie Sokrates, der — nachdem er seine Umgebungen alle geprüft — statt wahrem Wissen nichts gefunden als Eigendünkel und darauf erklärte, daß, wenn er besser wie andere sei, er es nur darum sein könnte, weil er bestimmt wüßte, daß er Nichts wisse, da hingegen Andere dafür hielten, sie seien etwas, während doch Nichts an ihnen war. Sind dieses ferner nicht vollkommen die Worte des zerknirschten Zöllners: „Gott, sei mir armem Sünder gnädig!“

Habe ich es nicht immer gesagt, daß die Philosophie

mit der Religion eng verbunden ist? Natürlich kann hier nur das Wahre in beiden gemeint sein. Wenn schon Hr. Heine und mit ihm so viele andere von der Philosophie des Hrn. v. S., so wie von der christlichen Religion im **Plusquamperfectum** sprechen, rechne ich viel mehr auf ein großes **Futurum** von beiden.

Da es seit einiger Zeit Mode geworden, gegen dieses Christenthum zu declamiren, so wird es bald schwierig sein, ein Wort zu dessen Gunsten zu reden. — Indessen berufe ich mich auf den seligen Börne, der sehr naiv erklärte, daß er bloß darum ein Christ geworden, weil er es bisher immer mit dem unterdrückten Theile gehalten habe.

Paris, den 12. Juni 1842.

Allen Respekt vor dem Herrn Heine — ich bin weit entfernt, demselben seine Genialität absprechen zu wollen; und wenn ich es versuchen wollte — wäre er darum noch immer viel genialer, als ich. Allein auch die verständigsten Menschen können sich irren. So glaube ich, irrt sich Hr. H. wirklich, wenn er dem Hrn. v. Schelling die Philosophie und dem Christenthum seine Zukunft absprechen will. Er hat sich ferner geirrt, wenn er den armen Kant mit Maximilian Robespierre in Eine Reihe stellt, ja den

letztern im Vergleiche mit dem erstern noch gutmüthig nennt. — Indeß kann man ihm diese Parallele nicht übel nehmen, da er dafür hielt, daß ihm besagter Kant seinen Jehova nehmen wollte. Allein daran hat der gute Kant nicht im Schlafe gedacht, vielmehr nennt er Gott das allerreellste Wesen, das Wesen aller Wesen und hält die Idee von demselben für ein nothwendiges Bedürfniß der menschlichen Vernunft. So spricht kein Gotteslläugner. — Kant's Werke zu lesen, war mir übrigens eben so wenig möglich wie dem Hrn. Heine, der dessen Styl so bezeichnend einen steifleinwandenen, packpapierigen nennt. Noch immer steht in meinem Bücherschranke Kant's Kritik der reinen Vernunft — rein unangetastet da. Dieser Philosoph hat allerdings eine große Sünde begangen — in Frankreich wäre es die größte, welche man begehen kann — nämlich eine Atmosphäre von langer Weile um sich zu verbreiten, wie es denn nach meinem Dafürhalten kein Anderer als er war, der das langweilige Ich und Nicht-Ich erfunden. Wohl kurzweiliger — ja im amüsantesten Style hingegen ist Herrn Heine's neueste Geschichte der Philosophie (siehe seinen Salon) geschrieben. Auf diese Weise vermögen die Laien die Philosophie leicht zu verstehen, denn hier ist jeder Buchstabe lebendig. Ob aber die Sache eben so gründlich, dieß mag in Frage gestellt bleiben. — So erhebt z. E. der Verfasser seinen Landsmann Spinoza über alle Philosophen, während man sonst ziemlich allgemein gerade diesen für den

gefährlichsten, und dem Christenthum anstößigsten zu halten pflegt.

Ich habe leider nicht Zeit, mich hierüber weiter zu verbreiten, denn meine Bogenzahl geht zu Ende und so muß ich gar Vieles auf ein ander Mal versparen.

Für heute nur noch so viel: Ich glaube, daß wohl bloß aus vorgefaßter Meinung so viele Philosophen für Gottesläugner ausgegeben wurden, die es keineswegs sind. Vielleicht ist es gar Keiner. — Daß man sie nicht verstanden, mag wohl der Hauptgrund so manchen verdammenden Urtheils sein, und so fühle ich mich berufen, sie in Schutz zu nehmen — vielleicht eben weil ich sie nicht verstehe.

Wer wollte es sonst läugnen, daß die Philosophen nicht mitunter sonderbares Zeug schwatzten? aber mit der Gottesläugnerei wird es, wie gesagt, nicht so arg sein, wiewohl ich nicht in Abrede stellen will, daß sie schon Vielen ihren Gott genommen — freilich oft einen Gott, welchen diese nach ihrem Leben doch nimmermehr gefunden haben würden. Drücken wir uns klar aus, um zuletzt nicht ebenfalls als Gottesläugner erfunden zu werden. Die meisten Philosophen wollten wohl den Menschen nur jenen Gott nehmen, von welchem man sich oft unwürdige Vorstellungen macht — einen Gott mit der nichtswürdigen Begleitung unserer Leidenschaften — folglich einen G ö t z e n.

Wie sollte ich mir indessen heraus nehmen, den An-

walt des höchsten Wesens machen zu wollen, zumal man sicher sein darf, daß dasselbe sich ohne meiner und anderer Leute Mithülfe gewiß in seinen Himmeln selbst rechtfertigen wird? Uebrigens glaube ich eben so wohl an einen persönlichen Gott, als an einen solchen, der sich in allen Dingen reflektiert, die wir sehen und nicht sehen. — Ich meine aber, daß sich manch' guter Philosoph schon viel zu viel mit der Definition des göttlichen Wesens befaßt, sich zu sehr in seine eigenen Ideen vertieft hat und dabei in undurchdringliche Labyrinthe gerathen ist, daß endlich wir Menschen alle, so gebildet und fromm wir auch sein mögen, nichts Erschöpfendes über das Wesen der Gottheit erfahren werden (ex varia causa) und daß folglich die Antwort des Knaben auf die Frage des Simonides, was er mit der kleinen Grube anfangen wolle, die er in den Sand des Meeres gegraben, fortan die alleinrichtige Erklärung in vorliegender Sache bleiben wird. — Den Ocean in eine kleine Grube schöpfen zu wollen — welch' knabenmäßiger Versuch!

Paris, den 15. Juni 1842.

Endlich regieren die Philosophen die Welt. Denn wie die Sachen jetzt liegen, scheint es, daß Herr Guizot am Ruder bleibt. — Glück zu! Hier ist doch Freiheit zu erwarten, wenigstens so viel, als man gerade für den Augenblick in sein Haus braucht.

Bei meiner dießmaligen Ankunft in Paris fielen mir die großen Bastionen der riesenhaften Außenwerke auf, welche die Hauptstadt von allen Seiten umgeben. In der That, wenn die hiesige Regierung nicht beliebt sein sollte, so kann man doch wenigstens behaupten, daß sie sich alle Tage mehr befestigt!

Die schaudervollen Attentate scheinen aufzuhören, man darf wohl sagen, Gott sei Dank! denn welch' ein Barbarismus würde, wenn die blinden Söhne der Freiheit reussirt hätten, sich an die Stelle der gegenwärtigen allerdings mangelhaften Ordnung der Dinge gelagert haben? — So ist offenbar das kleinere Uebel vorzuziehen. Ich lasse mir den Glauben nicht nehmen, daß bei Abwendung all dieser Mordanschläge gegen das Leben des Königs die Hand der Vorsehung sichtbar im Spiele ist und daß dieselbe in ihrer Gnade unübersehbares Uebel verhindern wollte, welches sich die Thorheit so gerne selbst bereiten möchte.

Gewiß ist der gegenwärtige Herrscher Frankreichs nicht ohne Fehler — aber ebenso gewiß ist es auch, daß seine Stellung eine sehr delicate ist, daß er schon viel Gutes gewollt und zum Besten des Gemeinwesens wirklich ausgeführt hat. — Herr Heine hat sich schon längst in seinem Salon deutlich und sehr interessant, ja prophetisch hierüber ausgesprochen, wiewohl ich Manchem seiner dießfallsigen Urtheile nicht beipflichten kann und dieselbe offenbar für zu hart halte.

Paris, den 17. Juni 1842.

Heute machte ich einen köstlichen Fund! im Vorübergehen am Quai Voltaire entdeckte ich nämlich bei einem Antiquar ein voluminöses Buch, betitelt „Memoires de „l'Estat de françe sous Charles IX." mit der Jahreszahl MDLXXVIII (also 6 Jahre nach der Bartholomäusnacht herausgegeben) bei 700 Druckseiten stark. — Ein vortrefflicher Commentar für den Geschichtschreiber — aber auch für meinen angefangenen historischen Roman „Die Nacht „des 24. Augusts ꝛc." Ich finde in besagten Memoiren eine Menge interessante und zum größten Theil unbekannte Daten aus jener verhängnißvollen Zeit vor. Mit meinem Roman dürfte ich indeß wohl nicht so bald fertig werden, da ich die hiesige unentbehrliche Bibliothek nur selten benutzen kann, und hierüber eine Menge Memoiren vorliegen. (Jene von Brantôme allein nahmen mir schon eine gute Portion Zeit weg.) Daß man damals so viel Memoiren schrieb, habe ich gar nicht einmal gewußt. — Sehr interessant fand ich die Geschichte der Königin Margaretha von Valois (erste Gemahlin Heinrichs des IV.) von Mongez — welche man fast ihre eigenen Memoiren nennen könnte. —

Paris, den 19. Juni 1842.

Nichts als Memoiren! Doch übertreffen diejenigen der Gegenwart jene der Vorzeit an Anzahl bei Weitem. Der Sand am Meer ist nichts dagegen. Gehört aber nicht selbst dieses mein eigenes Buch in die gleiche Categorie? — — Einer meiner liebsten Spaziergänge ist in die Straße Richelieu, wo ich bei den dort befindlichen großen Buchhändlern gewöhnlich meine Bücherschau zu halten pflege. Alle Tage neue Denkschriften, so wie andere Novitäten. Sind der Bücher nicht zu viele auf der Welt und wird man nicht bald einen Caliphen Omar brauchen? — Doch dieß sei ferne! —

„Memoires de Monsieur N. N. N. etc; — endlich Memoires de Monsieur Gisquet."

Zweitausend Seiten Memoiren — par bleu! der Mann hat viel auf dem Herzen, da sich Alles nur auf ihn bezieht. Was man über uns räsonnirt, ist Verläumdung, was wir aber selbst über uns sagen, vermag Niemand mehr zu widerlegen. Darum lasse man, ehe man schreibt, ja sein Dintenfaß benedizieren, damit der Teufel keine eigene Anklage hineinmische. — Doch zu Hrn. G.s Memoiren, welche nach meiner Ansicht eines der interessantesten Belege zur Geschichte der Entwicklung der Revolution des Julius bilden. Nur ein paar Worte. — Herr Gisquet gehörte zu jener Fraction der Deputierten

welche die bekannte Zahl der 221 bildeten und zu der berühmten Comp. „Aide-toi — le Ciel t'aidera!“ — Herr G. ist gefallen — jetzt aide-toi! Mit seinen Memoiren wollte er sich wirklich helfen — aber Himmel! — le Ciel ne l'a pas aidé! — Der Verfasser erzählt uns, wie er in bester Ordnung und rechtmäßig gegen Karl den X. conspirirte, der bekanntlich dieser Conspiration unterlag. Jetzt hatte man die beste Welt! und doch war die Welt nicht zufrieden. — Neue Conspirationen, aber unerlaubte und von der Polizei verbotene, unter welchen selbst der Polizei-Präfect fiel. Was für schändliche Dinge Revolutionen und Conspirationen sind, belehrt uns am gründlichsten der Verfasser. Er hatte sie ja zu bewachen, daher kannte er die höllischen Machinationen der Clubbs eben so genau, wie Minos und Rhadamanthos die Vorgänge in der Hölle. Die heillose Zeit — was ist ihr noch heilig? nicht einmal die Polizei! ihr ungalantes zermalmendes Rad geht über die Ruinen von Carthago, wie über das triumphirende Rom ohne die mindeste Rücksicht (sans égard) hinweg und bildet aus der ganzen Sache nur eine Breccie. So rolle denn fort, du verhängnißvolles Rad, der jüngste Tag — der Alles aufdeckt — wird dich schon zur Rechenschaft ziehen! —

Ad interim aber vernehmen wir Zeitgenossen aus vorliegenden Memoiren, welche so merkwürdig sind, daß sie Hr. Gisquet ohne alle Prätention Memoires pour servir à l'histoire de françe hätte taufen können — daß derselbe

in Vezin (Depart. der Mosel) aus einer famille obscure herstamme; später nahm ihn Herr Perrier, weiland Präsident des Ministerraths, in sein Handlungshaus auf, wo er durch seine Neigungen zu Soll und Haben dessen Freund, dann bald darauf durch das Soll, vielmehr aber noch durch das Haben reich wurde, an der Société aide-toi lebhaften Antheil nahm und endlich, obgleich aus einer famille obscure herstammend, sehr viel zum Sturz der Obscuranten beitrug. Das Weitere weiß die Welt. Privatsachen, wie das sehr detaillirte Flintengeschäft, welches — ich weiß nicht, wie viele Millionen Franks inclusive das Briefporto betrug — so wie die Liebes-Affairen des Polizei-Präfekten — tangieren den Historiker nicht. Zu meiner freudigen Ueberraschung aber ersah ich, daß auch die Polizei lieben kann — wer ohne Sünden ist, werfe einen Stein auf sie! —

Paris, den 20. Juni 1842.

Habe ich es nicht gesagt, daß nun die Philosophen die Welt regieren? Gott sei Dank! Agathon herrscht und die Filistis sind bei Seite gestellt. Ueber die neue Demokratie von den Hrn. Eduard Alletz und A. Billard (also von Herrn Guizot) hier nur ein paar Worte, denn die Zeit erlaubt nicht mehr:

„Die demokratische Gesellschaft betritt kaum die Welt,

„ihr Sieg schreibt sich von gestern her. Nur Gott „weiß, wie vieler Geschlechter es bedarf, ihre Natur und „Bestimmung in das wahre Tageslicht zu setzen. Wenn „auch solche Probleme über den Menschen hinausliegen, so „thäte er doch Unrecht, großes Unrecht, sie nicht zu be= „achten und nur träge die Lösung abzuwarten.“

Wie schön sind solche Worte und vorzüglich schön in dem Munde eines ersten Ministers!

„So wie die Kirche sich zurückzog und die Fahne „ihres Utopiens zusammenfaltete, nahte sich eine andere „Macht und erfaßte diese Fahne. Die Vernunft erklärte „sich zur Erbin des Glaubens. Die Philosophie über= „nahm es, das Werk der Religion fortzusetzen. Sobald „die Kirche ihre beiden demokratischen Maximen, Brüder= „schaft der Christen unter einander und moralische Gleich= „heit, kalt zu behandeln schien, bemächtigten sich die Frei= „denker derselben. Die Politik darf sich nicht mehr den „Blicken der Philosophen entziehen wollen. Der Ge= „danke ist eine Macht geworden! Allerdings liegt oft „Krankheit und Eitelkeit in diesem Selbstvertrauen des „neuen Geistes, aber nicht Alles ist krank. — Die Er= „eignisse haben dieß dargethan, und werden es im Noth= „falle noch beweisen. — Uebrigens ist es eine edle Krank= „heit, die man selbst bei der Behandlung ehren muß.“

Wer wird solchen Worten nicht seinen vollkommenen Beifall zollen? Wohl niemals hätte ich geglaubt, daß ich noch Anbeter eines fremden Ministers werden würde.

Aber eines philosophischen Ministers, man wird es mir gewiß verzeihen.

Hier im **Resumé** nur wenige meiner eigenen Gedanken hierüber:

Allerdings mangelt uns die physische Zeit, um die großen Fragen der Gegenwart gehörig zu bearbeiten und wenn selbst alle Welt eines Sinnes und von den redlichsten Absichten beseelt wäre, müßte man noch immer ein großes Stück Arbeit den kommenden Generationen überlassen. Unsere nächsten Nachkommen werden also noch keineswegs eine gesäuberte Wohnung, sondern noch viel daran zu verbessern finden. — Vollkommenheit macht ja lange Weile. In dieser Hinsicht sind wir sehr unterhaltend und hinterlassen unsern Nachkommen ein großes Feld zur Kurzweile. Ein absichtliches Hinausschieben der Verwirklichung schöner Ideen auf die sogenannte lange Bank möchte uns jedoch einst zu großen Gewissensvorwürfen ausschlagen. Es ist nämlich gar zu bequem, wenn man einmal zum Theile erhielt, was man längst gewünscht, die Hände bescheiden in den Schooß zu legen. Hat man früher nicht schon genug gearbeitet? Kann auf der Welt auch Alles glücklich sein? (Insonderheit wenn wir der positiven Ueberzeugung sind, daß auf der Welt Vollkommenheit niemalen erreicht werden kann. —) Welch' ein Glück oder Unglück, daß ich die Philosophie nicht studirt habe, da ich, um gegen Niemand anzustoßen, mich jetzt so fremdartiger Ausdrücke bedienen würde, daß mich kein Mensch

mehr verstehen könnte. So muß ich aber leider in unserer so gemeinfaßlichen deutschen Laiensprache die Ideen meines Herzens zur Kunde bringen und offen gestehen, daß ein systematisches Stillestehen am Ende noch weit sündlicher wäre, als ein unbedachtsames Vorwärtsschreiten. — Man kann und darf mit gutem Gewissen nur so lange bei dem großen Baue stille stehen, als man zum Fortbauen nothwendig eines frischen Athems bedarf, jede Minute nachlässiger Ruhe ist unter den gegenwärtigen Umständen die furchtbarste Sünde und ich möchte lieber mit Napoleon seine unnützen Opfer von Menschenleben in Spanien und Rußland verantworten, als das Rad der Zeit frevelhaft in seinem Laufe aufhalten. —

Doch gelten diese meine Worte gewiß nicht Herrn Guizot, ich kann den seinigen nur Beifall zollen und wenn sein Wirken nicht in größerm Umfange vor uns erscheint, so sind wir auch nicht Zeugen der Hindernisse, mit welchen der große Mann zu kämpfen hat. Gewiß thut er, was er kann. Dem Himmel sei nur Dank, daß die Philosophen endlich einmal regieren! —

„Wo Kraft und Güte die Zügel hält,
„Da ist die beste, die freieste Welt.“ Schiller.

Paris, den 10. Juli 1842.

Welches wäre denn eigentlich die zweckmäßigste und geeignetste Form des Zusammenlebens der Menschen?

Ei, dieß ist ein langes Kapitel — gehörte wohl hieher, kann aber in diesem Theile unmöglich mehr Platz finden. Was man auch darüber aussprechen wollte, so könnten es nur Vorschläge sein, worüber Niemand, als die Gesammtheit zu beschließen hat. — Für jetzt ist nichts zu thun als zu bauen, damit man aber während der Zeit des mühsamen Baues nicht gestört und derselbe aufgehalten werde, ist vor Allem zu sorgen, daß man die Lage der Armen verbessere, sonst möchte die Noth endlich einen unerwarteten Ausschlag geben. Wenn uns also Philanthropie und Herzlichkeit nicht dazu hinleiten sollten, so wäre es schon unser eigenes wohlverstandenes Interesse. Klugheit eben so gut wie Humanität befehlen, daß dieser Plan der Sorge für den Proletarier mit der nöthigen Vorsicht ausgeführt werde, denn sonst wäre es leicht möglich, daß uns bei dieser Gelegenheit der Arme selbst arm machen könnte.*)

„Glücklich nur in dem Beglücken
„Kannst du jetzt und künftig sein,
„Nur in Anderer Entzücken
„Gründet deines sich allein!“

K. Ludwig.

*) Ich möchte hiezu die einstweilige Errichtung von Armencolonien (wie z. E. in Straßburg) vorschlagen; doch müssen sie auf einem solchen Fuße etablirt werden, daß sich auch Besitzende in dieselbe begeben können, — daß mit einem Worte das Zartgefühl nicht beleidigt werde.

Paris, den 1. August 1842.

Paroles d'un croyant! Unglaubliche Worte eines Gläubigen! Ich lese nur flüchtig in diesem Pamphlet. „**Jeune Soldat, ou va tu? Combattre pour .....** So viel bemerke ich doch zur Stelle, daß der gute Herr **de la Mennais** um jeden Preis dareinschlagen will. Früher wollte er es für die Religion und jetzt für die Freiheit — aber immer zuhauen. Wie ist es möglich, daß ein Priester seinen Katechismus so weit vergessen konnte?

Etliche unter den Berufenen treiben es doch ein Bischen arg. Ich weiß wohl, daß aus einem Saulus ein Paulus wurde. Bevor aber dieser auf dem Areopag den unbekannten neuen Gott predigte, that er Buße in Sack und Asche. So verlangte es der gute Geschmack der damaligen Zeit. Aber jetzt — nichts Aehnliches mehr! Vorher sah man die Sache so — und jetzt sieht man sie — so an. Was braucht es weiter? Mit demselben Eifer, mit welchem man seine frühern Ansichten behauptete und anders Denkende verketzerte — mit demselben Eifer spricht man jetzt abermals; mit der alleinigen Ausnahme, daß dieser Eifer nun zu Gunsten der gegentheiligen Meinung lautet. Wer da behaupten möchte, daß hier die Logik fehle — mit dem wollte ich disputiren, wenn ich Zeit hätte. Wenn unsere Väter stets bei ihren Ansichten geblieben wären und dieselben niemals verändert hätten, so wären wir jetzt noch die schönsten Wilden. Kann man

nicht nach diesem Maaßstabe auch den Hrn. v. Görres, der seine Ansichten ebenso schroff, freilich im Gegensatze änderte, auf das Vollkommenste in Schutz nehmen? Früher dachte er ungefähr wie Eulogius Schneider und jetzt denkt er — wie er eben jetzt denkt. (Wie kann ich dieß nämlich bestimmt wissen? es könnte ihm ja belieben, in dem Augenblicke, wo ich Gegenwärtiges schreibe, auf's Neue anders zu denken)!

So ist's recht! nur fort gemacht — ich glaube, der babylonische Thurm wird bald einmal fertig sein, was ich aber gewiß weiß, ist, daß sich keine Partei für mich erklären wird. Wer könnte mich lieben, da ich gegen alle schreibe? Also liebt mich auf der Welt wohl Niemand als meine Frau! (Wenn nun aber diese einen schlechten Geschmack hätte?)

Paris, den 5. August 1842.

Meine Frau und immer meine Frau! doch habe ich dem Publikum noch lange nicht so viel von ihr erzählt, wie Jules Janin von der seinigen, und wie ich es so gerne möchte. Ich hoffe daher, daß man mir Nachsicht schenken wird. Es könnte Leute geben, welche nach dem Geist einiger dieser Aufsätze die Meinung hegen dürften, als wenn ich mich der katholischen Kirche nähern wollte. Daran ist wieder Niemand anders als meine Frau schuld.

Wenn ich ihr tugendhaftes Leben beschaue, vereint mit der edelsten und natürlichsten Bescheidenheit, ihre unendliche Sorgfalt für mein und unserer Kinder Wohl, ihr musterhaftes Verzeihen gegen Fehlende und Feinde, so kann ich nur die größte Achtung und Zuneigung für eine Religion hegen, welche solche Bekenner zu den ihrigen zählt. — Vielleicht sind die gemischten Ehen denn doch nicht so übel als Herr v. Görres meint? — Wie wäre es wohl, wenn wir all diese gelehrten und ungelehrten charmanten Eiferer bei Seite setzen und uns einmal vereinigen würden, so wohl im Religiösen als im Politischen? Was trennt uns denn im ersteren Falle noch? — Ein Bischen Sauerteig und nichts weiter!

Ich weiß nicht, ob der verehrliche Leser sich noch des Freundes aus Sachsen erinnern wird, der mich früher mit einem lieben Freunde aus R* auf einem Theil meiner Reise durch die Schweiz begleitete. Von dem Erstern erhielt ich heute zu meiner freudigen Ueberraschung einen Brief aus Adrianopel (wo er Porcellanfabrikant geworden) voll attischen Salzes, welchen ich zur Stelle folgendermaßen erwiederte:

Lutetiæ Parisiorum den 8. August 1842.

„Habe, werther Freund! vor Allem Dank für die „gefällige Mittheilung Deines türkischen Sinnspruches.

Ein Liebhaber von Sinnsprüchen, werde ich nicht ermangeln, den Deinigen bei guter Gelegenheit zu applicieren. Sende mir nur, ehe sie die Motten speisen, Deine ganze Sammlung von Mottos. — „Bach's-chiss“ *) — was heißt dieß? — Gleichviel, ich werde diesen schönen türkischen Sinnspruch schon am schicklichen Ort anzubringen wissen und bald in ganz Deutschland für einen großen Orientalisten gelten. — Wäre es denn eine gar so große Sünde gelehrt zu scheinen und es nicht zu sein, oder sich der Sprachkenntnisse zu rühmen, die man eigentlich nicht besitzt? —

In Lutetia giebt es eigene satyrische Blätter, wie z. E. der Corsaire, Charivari 2c. Es ist keine kleine Aufgabe, alle Tage ex officio witzig sein zu müssen. So geschieht es denn bisweilen, daß das Salz der Götter ausgeht. Mitunter kommen aber sehr gute Einfälle zum Vorschein. So z. E. sagt uns eines dieser Blätter, daß mehrere reiche junge Marabouts von Algier hieher gesandt wurden, um sich an diesem Foyer, oder Centralpunkt der Civilisation (wie die Franzosen besagen) zu erwärmen. In Paris aber spricht außer dem gelehrten Herrn Silvestre de Sacy — (welcher einen der Schwierigkeit der Sache analogen Gehalt bezieht) niemand arabisch. — Daher wies man unsere junge Marabouts so-

*) Bach's-chiss heißt, wie mir mein Freund nach einem spätern Schreiben erklärte „gebt Almosen“ und wäre nach seinem Rathe bei Einsiedeln gut anzubringen gewesen. — Zu spät!

gleich an Herrn de Sacy — allein o arabischer und französischer Fatalismus! keiner verstand den andern, wenn die Araber Tisch sagten — antwortete Herr de Sacy mit Fisch. — Sogleich machten sich die kleinen Blätter über die Sache lustig und behaupteten in ihrer bekannten Unkenntniß in Sprachen und Geographie, daß Herr de Sacy gar nicht arabisch verstehe. Allein dießmal machten sie die Rechnung ohne den Wirth, denn besagter Gelehrter entschuldigte sich gründlich damit, daß die an ihn gewiesenen Araber ein elendes Patois radebrechen, während er im Besitz jenes reinen Arabischen wäre, welches man in den ersten und glänzendsten Gesellschaften der Wüste spreche. —

Bei dieser Gelegenheit, mein theurer Freund! kann ich Dir nicht zu bemerken unterlassen, wie gegründete Hoffnung vorhanden ist, daß Frankreich Algier bewahren und immer mehr colonisiren wird. Ist es nicht ein wahres Glück, daß dieser Raubstaat einmal verschwunden ist? Zu was noch ein Raubstaat in unserm ehrlichen Zeitalter? Im Uebrigen möchte ich gerne wissen, wohin das Geld aus der Casauba gekommen.

Hast Du den Gil Blas gelesen? Dieser erzählt, daß er einmal unter Räuber fiel, die ihm einen großen Theil seines Geldes nahmen. Die verruchten Räuber wurden bald darauf eingezogen und ihnen der Prozeß gemacht. Die Kosten desselben und der Spruch der Richter sollen aber den armen Gil Blas mehr gekostet haben —

als was ihm die Räuber genommen. — Wenn diese Sache sich nicht wirklich so ereignet hat, halte ich le Sage für einen der boshaftesten Menschen!

Doch wieder zurück zu Deinen orientalischen Sprachforschungen. Du erwirbst Dir, wie ich sehe, um unsere christlich-türkische Litteratur keine geringen Verdienste. O Freund! ich kann Dir nur zurufen: „Perge". — Wahrlich mir ist schon vor 25 Jahren Deine große Vorliebe zu den Moslims und ihren Neigungen keineswegs entgangen — so wenig — als Dir die meinigen zu den Mottos und der Litteratur. Indeß erkläre ich hier so gerne offen vor aller Welt und ohne die geringste Ironie — daß, wenn ich wirklich einige Ausbildung im satyrischen Fache besitzen sollte, ich solches vorzüglich meinem ehemaligen Umgange mit Dir zu verdanken habe, wo ich so reichlich mit jenem Witze beschenkt wurde, der alle diejenigen entzückt, welche das Glück haben, in Deiner Umgebung zu leben. —

Du bist also Porcellanfabrikant geworden und nun directe mit den Osmanlis in Verbindung getreten? Gratulor. Möchtest Du im Schatten der Caaba unter schwarzäugigen Houris jenes Glückes theilhaftig werden, welches Du so sehr verdienst! — Wie könnte Dir der Himmel der Flagellisten conveniren? — Kein billiger Mensch kann es übel nehmen, wenn Du Dich auf die Seite der Verehrer des Corans schlägst. (Ich selbst habe den Alkoran zu Hause; sage aber Niemand etwas davon!) Trinken

denn die Türken nicht Opium, Caffee, Sorbet ꝛc.? werfen sie nicht großmüthigerweise jedesmal, wenn sie getrunken, die Tassen weg? sind diese Tassen nicht von Porzellan? Und bist Du nicht ein Porzellanfabrikant?

Manus manum lavat! Ich könnte Dir nichts Besseres wünschen, als daß wir alle recht bald türkisch werden möchten. Doch nein! dieß harmoniert nicht mit meinen Ideen. Vielmehr habe ich alles Ernstes im Sinne, (aber, o Freund! wirst Du mir dieß je verzeihen können?) der Welt die Proposition zu machen, Deine guten Freunde aus Europa fortzujagen, und zwar bis an den Indus, bei welcher Gelegenheit ich im Vorbeigehen auch Persien und Arabien in die Tasche stecken würde.

Freund! zürne nicht! ich mache Alles wieder gut. Wenn ich erklären werde (nach napoleonischem Ausdruck) daß die Türkei aufhören muß zu existiren, (weil ich sie honetterweise unter den übrigen Staaten Europas nicht länger existieren lassen kann —) so ist damit nicht im Geringsten gesagt, daß es keine Türken mehr geben soll. Mit größter Toleranz lasse ich ihnen ihre Religion — und nehme ihnen einstweilen bloß die — türkische Türkei. Vielleicht, daß ich Deinen Osmanlis Dir zu lieb gar noch eine Constitution verleihe mit einer Charte Verité obendrein. — La Charte oder une Charte, wie Du willst.

Bist Du jetzt zufrieden? Du wirst mich wohl fragen, was mir denn die Türken zu Leide gethan haben — Dich ihrer erbarmen, und vielleicht auf Feuerbach berufen, der

da behauptet, daß Christen gar keinen Krieg führen sollen. Unter Christen möchte er Recht haben, wie uns denn unsere Feinde oft köstliche Wahrheiten sagen (mit welchen uns unsere Freunde nur zu sehr verschonen) aber hier handelt es sich ja von Ungläubigen! Findest Du es nicht für unklug, wenn wir ihnen Officiere zusenden, die ihnen die längst verlernte schöne Kriegskunst mit großer Mühe wieder einprägen, während wir in unsern alten Gebetbüchern den Himmel gegen sie um Schutz anflehen? — Wenn wir Christen unter uns Krieg führen, wie werden uns wohl die Türken verschonen, und ihr lange zurückgehaltenes Rachegefühl aufgeben, wenn sie wieder zn Kräften gelangen?

Wegen der Abfassung einer Kriegsproclamation habe ich nicht die geringste Sorge — sollte es mir an Stoff fehlen, so werde ich ihn schon in den napoleonischen Archiven finden, ich würde solche etwa nach folgendem Schema einrichten: (Damit Du nicht glaubst, ich scherze, so bemerke ich Dir, daß ich mitfolgende Proclamation von Wort zu Wort aus Dr. Eckendahls Buch „Napoleons Ansichten ꝛc. Weimar 1842“ — entnommen habe.)

„Kadis, Scheiks, Imans, Tcobadjes, Muftis, Mol-„las, Derwische!“

„Wer Ohren hat zu hören, der höre! Die Stunde „der politischen Auferstehung ist gekommen für alle Völker, „welche unter dem Drucke seufzen, (damals existirte das fran-„zösische Kaiserreich noch nicht) belehrt das Volk Egyptens,

„fordert es auf, sich mit uns zu verbinden, um die Ver„nichtung der Mameluken zu vollenden. Begünstigt den „Handel der Franken und unterstützt sie in ihrem Vorha„ben, in das alte Land Bramas vorzudringen. Haltet „aber fern von Euch die Inselbewohner Albions, welche „verflucht sind unter den Kindern Isas. Dieß „ist Mahomeds Wille. Sagt dem Volke, daß auch „wir wahre Muselmänner sind. Waren es nicht „wir, die den Pabst vernichtet haben, welcher sagte, man „müsse Krieg gegen die Muselmänner führen? u. s. w.“

Paris, den 21. August 1842.

A propos von Napoleon, da empfange ich schon wieder eine Flugschrift. Es ist, wie dieser philosophische Kaiser sagt, nur ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen und er hat Recht. Fichte meinte, daß das Heil der Welt — nach ihrer damaligen Geisteslage nicht wohl aus Corsika kommen könnte. Vorurtheil! warum sollten die Corsikaner keine Ideen haben? Napoleon hatte derer viele, die größte war unstreitig diese, — die französische Republik zu verrathen. — Doch dieser Ausdruck ist zu hart — ich wollte bloß sagen einen 18ten Brumaire zu machen.

Außer dieser Idee hatte Napoleon noch andere, nämlich Idees Napoleoniennes, in deren Besitze, so wie seines

Hutes obendrein nun Prinz Louis ist, — nicht zu vergessen den berühmten kaiserlichen Adler, der von Thurm zu Thurm bis Nôtredame geflogen, endlich auf einer Säule zu Boulogne-sur-mer sitzen geblieben, jetzt aber sammt dem Prinzen seinem Herrn sich durch ein unvermeidliches Schicksal zu Ham — grausam auf ewig gefangen befindet, jedoch nicht ganz ohne Hoffnung, daß beide, etwa durch eine bei glücklicher Niederkunft einer Prinzessin zu erwartende allgemeine Amnestie, befreit werden, oder daß sie gar durch einen schicklichen Zwischenfall die französische Ewigkeit überleben möchten!

Ein andermal mehr über erwähnte Ideen. Ich fürchte nur, daß mir Herr Thiers zuvorkommen könnte.

Paris, den 25. August 1842.

Wenn ich sowohl in Gesprächen als Zeitschriften so oft gegen die Diener der Gewalten und der Religion mit so großer Vehemenz zu Felde ziehen sehe, kann ich mich manchmal eines Lächelns nicht enthalten.

Woher kommen denn diese Leute, denen wir all unser Unglück zuschreiben? Ach, sie sind nichts weniger, als vom Himmel herabgefallen — sondern vielmehr Menschen aus unsern Reihen. Freilich wäre es besser, wenn Engel die Richter der Menschen und ihre Morallehrer wären. So konnte man es aber leider nicht anders machen, und

mußte wieder Menschen dazu nehmen. Also sind es ja wir selbst, die uns tyrannisiren, und übel belehren? Was könnte auch ein Tyrann einzeln für sich der Welt viel Schlimmes zufügen, er brauchte ja immer seine Helfershelfer d. h. uns Andere dazu. — Ohne irgend Jemand im Geringsten zu nahe treten zn wollen, glaube ich, daß wir die zu erwartende allgemeine Reformation nothwendiger Weise bei uns selbst anfangen müssen!

Paris, den 26. August 1842.

Jetzt mehr als je muß man, gewarnt durch die Erscheinungen des Tages, die ersten Prinzipien des Christenthums befragen. So stehen so manche Lehren der Zeit mit jenen des Christenthums in größtem Mißverhältniß; diesen Umstand einmal genauer und herzlicher untersucht, werden dann wohl manche unserer Helden, die lange in größtem Ansehen vor uns standen, plötzlich verschwinden. — Unsere Zeit sanktionirt leider so oft glückliche Revolutionen und verdammt gewöhnlich nur diejenigen, welche nicht zu reussiren vermochten. Der reine Sinn des Christenthums begibt sich aber jeder Gewaltthat und überläßt deren Herzlichkeiten den Barbaren und Cannibalen. Deßhalb geht jedoch das Christenthum keineswegs Hand in Hand mit der Tyrannei, wie so viele in Beschränktheit des

Geistes und Herzens vermeinen. Christus hat sich durchaus nicht genirt, seine königliche Hoheit den Herodes für einen Fuchs zu erklären, und wenn er ihm schon vor der Hand die Gewalt belassen und seinen Helfershelfern kein Haar krümmte, so zerstörte er doch in demselben Augenblick die Grundpfeiler der Tyrannei auf immer.

Die Verwirklichung all der schönen und großen Ideen, welche uns das Jahrhundert vorlegt, scheint mir nur durch die Religion möglich zu sein. Hier ist aber sich vor Täuschungen sehr zu hüten, denn keine Täuschungen sind größer, als die religiösen. Und welche Religion sollte diese große Angelegenheit realisiren, da jede dieselbe für sich vindiziren möchte? Gewiß ist das Christenthum die sicherste Basis aller Staaten. Doch welches Christenthum? Wohl nur dasjenige eines Fenelon und Zinzendorf, eines Sailer und Lavater, aber gewiß niemals die Religion der Zeloten, welche vielmehr das geeignetste Mittel sein möchte, den Untergang all derjenigen Staaten zu bereiten, die sich unvorsichtiger Weise auf sie stützen.

Sonst meine ich, daß man heut zu Tage den armen Jesuiten allzustark zu Leibe geht (nämlich den jesuitischen Jesuiten), wie denn gewiß die Schüler Loyolas von dem Worte loyal keinen bessern Gebrauch zu machen wüßten, als dermalen manche Leute wirklich davon machen. Auch die Religion der Ehre hat ihre Pharisäer, wie ich denn dafür halte, daß man die Ehre bei Gott selten sucht und daß so Manche durch ein gewisses kluges Verfahren im Leben

vor den Leuten als Ehrenmänner sterben und dabei commod zur Hölle fahren könnten.

Paris, den 28. August 1842.

„Aujourd'hui un grand problême préoccupe les ésprits, „c'est la coexistance de deux faits, qui s'emblent devoir „s'exclure, d'une part l'accroissement de la richesse sociale, „de l'autre la misère et la souffrançe d' une grande par„tie des travailleurs. La solution du problême a été de„mandé à l'économie politique, et jusqu'ici aucune des so„lutions proposées ne satisfait le public, car le public ne „peut sacrifier ni le progrès, ni les interêts du grand „nombre. Cette solution, si elle était trouvée, „serait le plus grand progrès social, qu'on „peut faire aujourd'hui!"

Rossi, Professor
der polit. Oekonomie am k. Collegium.

Der Fourierismus scheint wirklich hier immer mehr Boden zu gewinnen. In dessen Interesse spricht ein eigenes Journal*) (la Phalange), welches sich durch seinen geistreichen Vortrag und würdige Haltung auszeichnet.

---

*) Note von 1843.
Die Phalange hat mit dem 1. August d. J. sich in ein täglich erscheinendes Journal unter dem entsprechenden Titel la Démocratie pacifique umgewandelt, und zugleich über ihr System ein Manifest niedergelegt, welches Niemand über die Natur seiner Ideen in Zweifel lassen kann.

Unstreitig sind die socialen Theorien Fouriers edlerer Natur und verdienen vor vielen gesellschaftlichen Systemen, welche uns das Jahrhundert bisher darreichte, den Vorzug. Ich möchte fast behaupten, daß der Fouerismus, nachdem er die nothwendigen Verbesserungen wird erhalten haben, den Uebergang zu zweckmäßigen Lebensverhältnissen bilden wird. Aber zu welchen? Ich weiß es selbst nicht, denn von all den uns seit langer Zeit über diesen Gegenstand vorgelegten Plänen ist noch kein einziger rein und gründlich ausgearbeitet, wie könnte ich mich also bestimmt aussprechen oder irgendwo anschließen? — Sonst glaube ich mit Obermann, „daß die Ordnung der idealen Dinge eine neue Welt ist, die sich noch nicht verwirklicht hat, aber deßwegen nicht unmöglich ist.“ Diesen Worten erlaube ich mir noch hinzuzufügen, daß man im Allgemeinen gewohnt ist, diejenigen Dinge, welche wir noch nicht vor uns erblicken, für leere Phantasiegemälde und Täuschung zu halten.

Ununterrichtete, wohl mehr in der Ferne als hier, verwechseln den Fouerismus mit dem Kommunismus, er hat aber nicht die geringste Gemeinschaft mit diesem, sondern scheint mir vielmehr dessen Untergang zu sein. *)

Ein hiesiges halb offizielles Blatt spricht sich nicht

*) Ich glaube nicht, daß ich mich in meiner dießfallsiger Ansicht über das Verhältniß des Fourierismus zu dem Kommunismus geirrt habe. So ruft z. E. ein neuerer Publizist, welcher zu Gunsten eines untergeordneten Kommunismus schreibt, in seinem ahnungsvollen Schrecken aus: „Den

selten zu Gunsten des fourierischen Systems aus. Man kann einer Regierung nur Achtung zollen, welche durch ihre Organe die Verbreitung von Grundsätzen zuläßt, die in ziemlichem Gegensatze mit der dermaligen Organisation ihres Staates stehen. Bei dem Fouerismus kann so etwas doch ohne Gefahr geschehen, da er sich aller geheimen Verbindungen und Gewaltmittel auf das Ausdrücklichste und Aufrichtigste begiebt, die bestehenden Mißverhältnisse weniger beleidigt als vielmehr denselben sinnreich abzuhelfen sucht.

Der friedliche Reformator, (welcher bei Einführung seines Systems selbst die größte Behutsamkeit empfahl,) starb hier vor wenigen Jahren in beinahe dürftigen Umständen — er konnte sein Canaan nicht mehr erblicken! Schon länger schwanden die Körperkräfte des Greises — doch ungeschwächt erhielt sich der Geist bis ans Ende. Noch in den letzten Lebenstagen strahlten seine Augen und erhob sich die Stimme, wenn man das Lieblingsthema berührte, dessen Verwirklichung sein edles Herz so sehr wünschte. Ruhe sanft, guter Fourier, mögen sich deine Pläne, wenn auch nicht der Form, doch dem menschenfreundlichen Sinne nach, realisiren und der Welt beweisen, daß einem redlichen Forscher des Himmels Segen zum Lohne wird!

---

fürchterlichsten Fehler hat Fourier mit Anerkennung des Kapitals gemacht. Wehe der Menschheit, wenn die Monarchie sich durch eure Schuld dieses Systems bemächtigt."

Am Züricher See den 1. Sept. 1842.

Wahrhaftig, die Sachen haben sich seit 1814 hier etwas verändert! — Damals Ruhe und Frieden und jetzt Streit und Unruhe. Ja es kam so weit, daß man vor den Wahlen einen Ausbruch befürchtete; wirklich lebten wir damals in größter Unruhe; so etwas kann mir natürlich keineswegs conveniren, weil ich hieher kam, die schöne Natur in Ruhe zu genießen. — Wenn ich das nahe Fenster öffne, und das gesegnete Land umher betrachte, dieses zaubervolle Paradies, so ist es mir unbegreiflich, wie man in demselben nicht in Frieden leben, oder sich gar darin umbringen könnte. Da ich bisher immer nur gute und biedere Leute getroffen, (wie schätzbar sind nicht alle unsere Umgebungen!) so wird mir die Sache zum unbegreiflichen Räthsel.

Krieg existiert also wohl nur in den hiesigen Zeitungen, die ich nicht verstehe. Allen Respekt vor der Schweiz und Norwegen, allein noch jetzt erinnere ich mich, welche furchtbare Langeweile mir früher die Verhandlungen der Storthings und der Tagsatzung verursachten. Damals that ich das feierliche Gelübde, über diese Länder Nichts mehr zu lesen — ein Gelübde, welches ich getreulich hielt. So ist mir denn die Schweiz — ihre Seen und Berge ausgenommen — eine wahre terra incognita geblieben, ja bei einem neulichen Besuche im Vaterlande vermochte ich über hiesige politische Verhältnisse nicht den geringsten Bescheid zu geben und erschien so meinen Landsleuten als ein vollkommener frère ignorantin. — Dennoch — wer

sollte es glauben? — hat mir mein Indifferentismus nur genüzt und ich könnte sogar Andern damit als Muster dienen. Wollte Gott, daß mehrere meiner Landsleute sich ebenso wenig in die Angelegenheiten dieses Landes gemischt hätten, es wäre nicht nur geschickter, sondern vielleicht obendrein — noch delicater gewesen —!

Man erzählt mir, daß manche Journale in der Schweiz (denn nach meinem Gelübde darf ich keines mehr lesen) in einer ganz eigenen und mitunter ziemlich rohen Schreibweise abgefaßt seien. — Daß wir uns jedoch nicht zu sehr erheben! denn wie leicht wäre es möglich, daß wir den Anstand und die ausgezeichnete Würde deutscher Zeitungen — ich will nicht sagen allein — aber vielleicht zum großen Theile — Niemand anders zu verdanken haben — als der gottlosen Scheere der Censur! —

Am Egeri=See den 10. Mai 1843.

Versucht's mit eurer neuen Lehre,
Und geht an dieses Christenthum,
Nehmt ihm die Wunder, die Altäre,
Ihr raubt ihm nimmer seinen Ruhm; —
Löscht an dem bunten Hochaltar
Die Lichter seiner tausend Kerzen,
Es stürzt die Form — doch ewig wahr
Spricht uns sein schöner Geist zum Herzen! —

P.

Bald muß ich anfangen zu protestieren, denn der Protestantismus scheint mir offenbar zu weit zu gehen,

und wenn es nicht gerade der Protestantismus ist, so sind es doch manche Leute in demselben. Am weitesten geht Hr. Bruno Bauer, welcher das Christenthum in seinen Principien angreift. Ich würde mich hierin nie in eine Polemik einlassen, besäße ich auch noch den gehörigen Raum hiezu und kann nur bedauern, daß man so weit — zu weit gegangen ist. — Also hier Nichts über das Christenthum, sondern nur ein paar Worte über die Theologen. — Wie, sind Theologie und Christenthum nicht ein und dasselbe? Gott bewahre! Hr. Dekan Marheineke belehrt uns nämlich, daß zwischen der Religion und der Theologie ein großer Unterschied zu machen sei. — Furchtbar fängt Hr. B. B. mit folgenden Worten an: „Hebe dich weg von mir, Theologe!“ — Da er nun selbst ein Theologe ist, wie wird es ihm möglich sein, sich von sich selbst hinwegzuheben?

Sonst ist mir nicht bald etwas Belustigenderes vorgekommen, als die Gutachten der theologischen Fakultäten in Preußen über „die Kritik der evangelischen Synoptiker“ so wie das sehr merkwürdige Separat-Votum Marheinekes. In vollkommen übereinstimmendem Sinne erklärt sich dieser mit der Haller Fakultät folgendermaßen über die Sache:

„Diese seine Bücher sind zum Theile Werke der „Noth, geschrieben zu seiner Lebensunterhaltung. In „einer sorgenfreien Lage würde er gewiß von der Viel„schreibung gerne abstehen. Was die Regierung wahr-

„haftig mit Ehren thun kann, ist: ihm eine Professur in „der philosophischen Facultät mit angemessenem Gehalte „zu verleihen. Diese Großmuth würde ihn bewegen, sei„nen Studien eine ganz andere Richtung zu geben, ihn „zu einem brauchbaren Werkzeug der Wissenschaft zu „machen ꝛc.“

Ei, ei! eine schöne Logik! wenn also ein Licenciat in Preußen abgedankt wird, oder nicht hinlängliche Bezahlung erhält — so liefe das Christenthum Gefahr, ebenfalls abgedankt zu werden? Da stünde es wahrlich auf schwachen Füßen. Die Haller Facultät sagt noch mehr — aber das Thema ist zu lange.

Wenn schon meine Ansichten über das Christenthum denjenigen des Herrn Bauer diametral entgegenstehen, so finde ich doch diese Gutachten noch viel sonderbarer, als die Ansichten des Herrn B. B. — der endlich noch der jüdischen Nation alle Zukunft abspricht. Aber auch hier möchte er sich in ziemlichem Irrthum befinden. Bemerkt er denn gar keine Bewegung in ihren Reihen? Sind denn die Herren Heine, Börne, Weil und so viele andere hervorragende Geister dieses Volkes nicht vielmehr die sprechendsten Beweise seiner baldigen Erhebung?*) —

*) Sonst scheint mir — wie gesagt — eine Faktion im Protestantismus offenbar zu weit zu gehen, dieß wird jedoch keine andere Folge haben, als daß mit einigem Abfall jetzt erst die ganze Wichtigkeit des Christenthums hervortreten wird. Vielleicht könnten die neuesten Entfernungen gar

Am Egeri See den 20 Mai 1843.

Vernehmen wir einmal über die Stellung der Juden den Hrn. Gutzkow, der mir ein völlig competenter Richter zu sein scheint:

„Die Sage von Ahasverus ist eine christliche, keine „jüdische. Göthe hat aus dem Zauberer Faust einen „Philosophen unserer Zeit gemacht. Etwas ganz Ande= „res ist aber die Art, wie die jungen deutschen Dichter „den Ahasverus umgestalten wollen. Sie wollen aus „dem, was schlecht war, ein polarisch Entgegengesetztes „machen, etwas Erhabenes, sie wollen den Ahasverus, „der ein erbärmliches Wort in der Sache spricht, zum „Träger hoher Ideen und ihrer Dichtung machen. Das „nannten wir Falschmünzen, und werden noch immer da= „bei bleiben. Man ist so geneigt, ihn immer als Märtyrer „zu schildern, man glaubt sogar, Ahasver habe eine Mis= „sion zu erfüllen, die damit endigen würde, daß Christus „selbst sich ihm naht und um Vergebung bittet. Träume „dieser Art, unklar gedacht, mehr gefühlt als vorgestellt, „dämmern in den Köpfen der jungen christlichen und jüdi= „schen Lyriker. Ahasver ist bekanntlich die Judenschaft

eine Vereinigung mit der Mutterkirche bewirken. So sagte mir z. E. jüngst eine geistreiche Frau an diesem See: „Zu= „letzt wenden wir uns noch an den Katholizismus, der frei= „lich noch ein etwas buntes Kleid trägt, aber doch schon so man= „ches abgestreift hat — hier ist wenigstens doch noch Christus!“ —

„selber. Er, ein Schuster, höhnt den zu Golgatha hin-„aufstöhnenden Heiland. Ahasvers Verbrechen ist die „niedrigste Lieblosigkeit. Was er verbrach, ver-„brach er nicht als Jude, sondern als Egoist „und eventuell als Mensch, der die Dinge nach „dem Erfolge taxirt und Christus mit höhnendem Witze „verspottet. O! nicht darum wurden die Juden ver-„dammt zu irren auf der Erde, weil sie nicht Christen „waren, sondern weil ihnen die edle menschliche Regung „des Gefühls, weil ihnen die Liebe abgieng."

Und wenn diese heilige Flamme in unserm Herzen ebenfalls erlöscht, wenn nur Streit, Haß und Parteien die christliche Gesellschaft theilen, wenn kein Wort des Friedens mehr Geltung finden sollte, werden dann dieselben Erscheinungen nicht die nämlichen Folgen haben? Sollte man nicht auf die ernsten Worte der Schrift einige Rücksicht nehmen. „Wenn dieß am grünen Holze „geschieht, was soll aus dem dürren werden?"

Ferner sagt Herr Gutzkow:

„O, ich möchte Euch einen Ahasver geben! ich würde „dem Judenthum seine Geheimnisse aufschließen und dem „Christenthum seine Hoffnungen. Ich würde dem Juden „nicht vorwerfen, daß er kein Christ ist. Ich bin den „jüdischen Interessen nicht entgegen, um so weniger ent-„gegen, als sie bei mir mit der Lösung der christlichen „coincidiren, aber warnen möchte ich doch die deutschen „jungen Dichter, sich in eitler Schmeichelei an diejenigen

„Juden hinzugeben, die den gemeinen Ahasver uns als „einen würdigen Rivalen mit Christus verkaufen möchten. „Judenthat möchte ich sehen, nicht den ewigen Judenschmerz!

Nur Uebelwollende können den Hrn. G. für einen Feind der Juden ausgeben — er ist vielmehr ihr bester Freund — und hat zu viel Verstand, um eine Nation zu hassen, aus welcher die edelste Blüthe der Menschheit hervorgieng. Sollte man diese Nation nicht schon darum lieben? Welch' ein Unsinn, die Juden wegen der Kreuzigung zu verfolgen, da wir nach aller Wahrscheinlichkeitsberechnung in ähnlicher Lage ein Gleiches gethan haben würden! Gewiß, dieser Mord gehört der ganzen Menschheit an. — Es kann in unserer Zeit schicklicherweise nicht mehr wohl von einem Nationalhaß die Rede sein, am allerwenigsten in gegenwärtigem Buche, dessen Tendenz allein „Vereinigung" ist. Dabei kann man allerdings bedauern, daß einige Nationen sich ausschließlich nur den profansten Interessen hingeben, eine mehr wie die andere — im Ganzen aber fehlen die Mendelsohns gegenwärtig wohl noch überall.

Am Egeri See den 25. Mai 1843.

Wer Etwas auf dem Herzen hat, der eile
Es noch bei Zeiten vor sein Volk zu bringen,
Schon rührt der Hader seine schwarzen Schwingen,
Schon liegt das Haupt des Friedens unterm Beile.

Der Henker harrt, daß er's vom Rumpfe theile,
Bald wird der Blutstrahl in die Lüfte dringen,
Verharrschte Wunden werden wieder springen,
Und fehlen wird der Arzt dann, der sie heile!

Herwegh.

Ein neues glänzendes Gestirn ist aufgegangen, welches die Herren Heine, Börne, Gutzkow und wie sie alle heißen, die für die neuen Ideen schreiben, zu überstrahlen scheint. — In poetischem Sinne darf man dieß wohl sagen, denn die Dichtungen Herweghs kommen nach meinem Dafürhalten oft jenen von Schiller und Göthe gleich. Schade, Schade! daß der große Sänger der Gegenwart sich auf das Feld der Politik verirrte, wo er wie ein Simson haust, die Säulen des alten Gebäudes umfaßt und sich sammt allen Philistern zu begraben droht. Diesem Mann wollen Einige Gedankenarmuth andichten; er scheint mir vielmehr an schrecklichen Gedanken sehr reich zu sein. Hier möchte man mit Nathan ausrufen: „Groß und abscheulich". Es ist zu befürchten, daß die Politik Herwegh ruiniren wird, bereits hat sie ihn schon zur Prosa verleitet, wie denn sein Brief an den König von Preußen sehr prosaisch genannt werden darf. — Schiller sagt uns, daß der Dichter und der König auf gleicher Höhe stehen. Collegen sollten sich daher nicht verderben wollen. — Wie dem auch sei, der König ist der erste Repräsentant des Volkes, ihm gehört Achtung. Vorzüglich dem König von Preußen. Eben wollte er mit uns aus dem Volke transigieren und nun stoßen wir die dargereichte Freundes-

hand so cavalierement zurück. Nein, ein solches Verfahren kann nie gebilligt werden. Indeß erliegen die Unschuldigen fataler Weise der Strafe mit den Fehlenden. Möchte der König verzeihen, wie ein König. Ach, die unvorsichtigen Freunde der Freiheit; die erklärten Feinde derselben könnten ihr keinen größern Schaden zufügen! *)

Leicht dürfte Herr Herwegh der Spielball Dritter werden. Wie umsichtig und verständig wir auch zu Werke zu gehen glauben, so werden wir doch nicht selten an den unsichtbaren Fäden des verhängnißvollen Schicksales — ich will nicht sagen, von andern Menschen — geleitet. — So möchte wohl zuletzt der König Recht behalten, wenn er dem Dichter prophezeite, daß er seinen Tag von Damaskus erleben würde, aber ach! nicht immer fallen uns die Schuppen zu rechter Zeit von den Augen! Noch streuet das Volk dem Dichter Palmen auf die Wege, während die Nägel zu dem Kreuze vielleicht schon geschmiedet sind. Nichts leichter, als das Erringen der Märtyrer-Krone, nach der wir oft so unbedacht streben. Hier könnte sie aber dem Darnachstrebenden leicht von einer ganz andern Seite werden, als er sie gesucht. Wiewohl er der

*) Was wir bei unsern Reformatoren nicht wohl vergessen dürfen, ist: daß sie zu unsern Gunsten, d. h. für das Volk, zu wirken beabsichtigen. Darum müssen wir ihnen Manches zu Gute halten. Wie weit wir ihnen aber auch folgen möchten, so müssen sich unsere Wege immer diametral scheiden, wenn ihre Ideen in Conspirationen und Anrufung von Gewaltmitteln übergehen.

Gewalt spottet und meint, sie dürfte nicht mehr wagen, Märtyrer zu machen, scheint mir doch die Martyrologie noch keineswegs gänzlich geschlossen zu sein. Hat denn unser Dichter nicht das Büchlein von Silvio Pellico gelesen? (welches man alle Tage in den Journalen offeriert) worin uns der Verfasser in ausführlichen Details die Annehmlichkeiten und Reize der slawakischen Festungen und ihrer Gefängnisse beschreibt!

Wie dem auch sei, ob das große neue Meteor der Erde näher kommt oder sich von derselben entfernt, muß die nächste Zukunft lehren. Vorerst erblicken wir einen neuen Sand; einen Sand im Großen, denn hier gilt es nicht den Mord eines Einzelnen, sondern den einer halben Welt, was er offen zu erklären sich durchaus nicht genirt. — Gratias! Also mögen die Regierungen auf ihrer Hut sein, nicht allein zu ihrem und unserm, sondern auch vorzüglich zu des Reformators eigenem Besten, denn es könnte ihm kein größeres Unglück widerfahren, als wenn er vor der Hand reussiren würde. Der Tag von Damaskus würde gewiß nicht ausbleiben — allein zu spät kommen. Das Etablissement des neuen Reichs dürfte am Ende mehr Opfer zählen, als der Sturz des alten gekostet, denn Jedermann wünscht eine Welt nach seiner Façon — doch hier ist nicht der Platz, um ausführlicher über die Sache zu sprechen.

Höchst interessant ist eine Flugschrift des Hrn. Scherr zu lesen (Georg Herwegh. Winterthur 1843.), der sich

vor Herwegh völlig prosternirt.*) Er giebt uns einige Winke, die aber dem Vernehmen nach höchsten Orts sehr übel aufgenommen wurden. So scheinen mir folgende zwei Verse, auf welche er uns aufmerksam macht, nicht wenig Licht zu verbreiten:

„Es wird geschehn, so bald die Stunde
„Ersehnter Einheit für uns schlägt,
„Ein Fürst den deutschen Purpur trägt,
„Und Einem Herrschermunde
„Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde!

„Tritt in Deiner Fürsten Reih'n,
„Sprich: die sechs und dreißig Lappen
„Sollen wieder besser klappen,
„Und ein Heldenpurpur sein; —
„Ein Reich, wie Ein Sonnenschein
„Ein Herz, Ein Volk und Ein Wappen —
„Hilf uns Gott — so soll es klappen! —

Aus diesen Versen mag so ziemlich die ganze Welt ersehen, wo es mit der projectirten Republik hinaus will. Einen republikanischen Kaiser mit deutschem Purpur? Die Purpurfarbe wollte mir nie recht gefallen; denn sie hat

*) „Wir wurden in kürzester Zeit nicht nur bekannt, sondern „vertraut und befreundet. Wie die Sachen jetzt stehen, kann „diese Aeußerung als lächerliche Wichtigthuerei betrachtet „werden, ich muß dagegen nur bemerken, daß ich schon damals, „als Herweghs Ruhm noch schlummerte &c." Wie man hier ersieht, schmeichelt man nicht den Königen allein!

große Ähnlichkeit mit jener des Blutes. Übrigens zweifle ich nicht daran, daß sich zur erwähnten Republik Viele hinneigen werden, und wohl die meisten, welche sich bereits auf der Neige fühlen. Kein Zweifel freilich, daß Viele es wirklich herzlich mit der Sache meinen; aber auch die Schwärmer meinen es herzlich und ruiniren bei dieser Gelegenheit sich und Andere auf die herzlichste Weise. — Einige Wahrheit möchte ferner die Wahrnehmung enthalten, daß bei unsern großen Plänen oft unbemerkt die Leidenschaften mitwirken; denn wer kennt alle die geheimen Fäden unsers Herzens, die an dem großen Gewebe für Menschenglück ganz leise mitspinnen? — — Wer da glauben könnte, daß die Berufenen und Coriphäen neuer und alter Ideen es einzig und allein nur mit diesen Ideen zu thun haben — möchte sich sehr irren. Außer den großen Plänen zu Frommen der Menschheit hat man nebenbei mitunter — keine geringen Pläne für den eigenen Nutzen. Umsonst ist der Tod, der Arbeiter ist seines Lohnes werth u. s. w. Welch' ein billiger Mensch könnte von Hercules verlangen, daß er den Mist aus den Ställen des Königs Augias umsonst hinausschaffen sollte? — —

Den 28. Mai 1843.

Partei, Partei!
Nur sie, die blinde,
Spricht gnädig frei
Die eigne Sünde;
Hier magst du wüthen,
Und sinnlos toben,
Das Schlimmste brüten,
Sie wird dich loben!

B.

Das Treiben der Parteien wird immer feindlicher, selbst auf dem Parnaß herrscht eine ungewohnte Bewegung. Mit wilder Hast greifen die jungen Dichter nach ihrer Leier, der Sturm umwölkt die sonst offene Stirne und die Sänger singen ein schauerliches Lied.

Laut wird uns erklärt, daß es nun keine Zeit mehr zu Idyllen und die Lyrik zu ganz andern Dingen zu gebrauchen sei. Also gute Nacht, Phyllis und Damon und all ihr freundlichen Nachtigallen, die uns entzückten in des Lenzes Tagen. Die Muse greift nach dem Schwerte. Da sieht man denn zu großer Langeweile des Publikums (Herweghs und des Grafen Auerspergs Gedichte allein ausgenommen) revolutionäre Schäfer, volksthümliche Wasserfälle und politische Nachtigallen! Doch genügte dieses nicht; denn in jüngster Zeit machte man der Muse den Vorwurf, daß sie nur sänge, aber nicht selbst darein schlage. Hierauf ließ sie sich durch einen ihrer Söhne folgendermaßen excusiren:

„Wir wissen selbst, die Leier,
„Die macht die Welt nicht freier;
„Taub ist der Hohen Ohr;
„Doch schwebt denn nicht, ich frage,
„Mit munterm Flügelschlage
„Dem werdenden, dem Tage
„Die Lerche auch zuvor?“

„Und kommt auf schwarzen Wogen
„Ein Sturm herangezogen,
„Seht ihr die Möve nicht?
„Und wenn der Lenz soll kommen,
„Habt ihr da nicht vernommen
„Der Nachtigall, der frommen
„Prophetisches Gedicht? —“

„Drum, was die Neunmalweisen
„Auch predigen und preisen,
„Wir dulden ihren Spott;
„Wir streuen doch zu Thaten,
„Zu künftigen, die Saaten —
„Nun mag die Frucht berathen
„Der allerhöchste Gott! —

Also mag der liebe Gott wissen, was daraus werden will? Eine schöne Hoffnung, die uns leuchtet! Ohne der frommen prophetischen Nachtigall im geringsten ins Handwerk zu greifen, glaube ich jedoch mit aller Zuversicht Folgendes prophezeyen zu können:

Vorerst wird nämlich geschehen, 'daß die königlich-preußische Regierung alle lyrisch-politischen, so wie überhaupt lyrischen Gedichte einer strengen chemischen Analyse unterwerfen wird, ob sie nicht politische Gifttheile enthalten, denn wie leicht ist nicht die Lyrik mit der Politik zu verwechseln? — Man wird hinfüro nicht mehr erlauben, dem allgemeinen Weltdrachen der Mißbräuche Pillen vorzuwerfen, überhaupt gar keine Pillen mehr, weder vergoldete, noch mit Anstand und Wohlwollen vorgeworfene. — Und endlich die armen Journale! auf sie wird es Tendenzprozesse regnen, umsonst werden sich einige derselben rühmen, wie sie gegen alle christlichen Principien und menschliche Consequenz diejenigen Geister früher verfolgten, welche sie aus Versehen schon einigemal angepriesen, wie sie ferner aus ganzem Herzensgrunde überzeugt wären, daß nichts Schädlicheres sei als der Socialismus, so wie Alles, was mit demselben verwandt ist. — Vergebens, ach! vergebens werden alle ihre dießfallsigen heiligen Betheurungen und Schwüre sein, das Mitleid wird, wie Carl Moor sagt, zu den Bären fliehen!

Und all dieses Unglück, wem anders haben wir dasselbe zu verdanken, als den frommen u n politischen Nachtigallen?

Egeri, den 30. Mai 1843.

Überall Nichts als Schismen. Desto besser, sie können nur zu e ndlicher Vereinigung des Ganzen führen!

Da ist laut einer Broschüre des Herrn N. N. auch die Gesellschaft der evangelischen Brüder mit ihrer Missionsanstalt, die abgesondert von dieser bestehen will, in Zwiespalt. Die letztere scheint mir nach dem sinnreichen Inhalt erwähnter Broschüre in ihrem guten Rechte zu sein.

Respekt vor der Gemeinde der Brüder, unter welcher ich treffliche Menschen kennen gelernt habe, allein das Ganze scheint sich ein wenig von seinem Ursprunge entfernt zu haben, und in das Widerlichsüßliche gerathen zu sein. Dieser Geist hat sich schon zur Zeit des edlen Grafen von Zinzendorf gezeigt, denn wie uns sein würdiger Bischof Spangenberg erzählt, waren schon damals einige Frömmler im Zweifel, ob der Graf auch wirklich erweckt wäre. (Er, der mehr erweckt war, als sie Alle zusammengenommen!)

Ehre ihm — dem unsterblichen Stifter der evangelischen Missionen unter den Heiden! Wie ich meine, sollten aber die Missionäre ihre blinden Brüder zugleich auf eine bessere Staatsökonomie hinweisen, sie haben hiezu ja so schöne Gelegenheit, ohne Erschütterungen zu veranlassen. Es kann nicht wohl eine Sünde sein, wenn man die Menschen hienieden auf Erden schon so glücklich als möglich zu machen sucht! —

Egeri, den 29. Juni 1843.

Sonderbare Zeit, in der wir leben! Da hörte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen sogar wissenschaftliche

Leute die Frage stellen, ob nicht zuletzt die Aufklärung und Bildung, die in neuerer Zeit unter die Massen gedrungen, vielleicht auch eine Mitschuld an diesen Verirrungen der Gegenwart trage? Aufklärung und Bildung? ich halte im Gegentheil dafür, daß man nicht genug von dieser Waare besitzen kann. Was ist Bildung? **Infandum jubes renovare dolorem.** Wenn nur der Philosoph in Wien nicht so früh vom Tische aufgestanden wäre, würde ich wohl Mehreres hierüber erfahren haben! Cosmus von Medicis wollte sich anheischig machen, mit 10 Ellen feinem Tuch den gebildetsten Menschen hinzustellen — doch diese Bildung ist hier wohl nicht gemeint. Nichts als Verwirrung!

Da behauptet ferner ein Berufener, daß der Arme ein geschworner Feind des Reichen, ein Unberufener hingegen, daß der Besitzende ein Feind des Proletariers sei. Wie mich dünkt, irren sich jedoch Berufene und Unberufene. Gründlich betrachtet (und wie sollte man es anders thun?) ist weder der Arme noch der Reiche ein überdachter Feind des andern — beide sind in ihre ungeschickte Position nur durch die allgemeine gesellschaftliche Lage gebracht worden, welche Mißverhältnisse die Zeit einst von selbst aufheben wird. — Allein mit unbesonnenen Worten die Leidenschaften, welche leider so wenig schlummern, aufzuregen, ist jedenfalls unrecht. Ein Krieg zwischen dem Mein und Dein, — wie häßlich müßte eine solche Ligue sein, da uns das Buch der Weltgeschichte besagt, wie um

besserer Ideen willen schon die Menschen sich so unbarmherzig hingemordet haben!

Nein, keinen Krieg mehr! denn er ist gegen des Christenthums heiligste und erste Principien — ich werde dieß sowie die Fragen über die neuesten socialen Erscheinungen (wo ich nicht mehr ganz Laie zu sein glaube) später ausführlich zu entwickeln suchen. Aber jetzt meine Gründe anzugeben, halte ich in einer von den Leidenschaften so sehr aufgeregten Epoche nicht für gerathen. Obendrein mangelt mir physisch die Zeit hiezu. — Mit Shakespeare sage ich: „Gründe wollt Ihr, Gründe? ich kann Euch nicht aufwarten, wenn sie auch so wohlfeil wie Brombeeren wären!“

Egeri, den 30. Juni 1843.

Und nun einmal wieder zu Euch zurück, o freundliche Gemälde der Natur! —

Da bin ich in meinem kleinen stillen Alpenthale so glücklich als der Mensch nur immer sein kann! Man ist wohl glücklich überall, wenn man nicht große Ansprüche an das Leben macht, selig befinden wir uns aber nur dann, wenn wir das Ziel unserer unschuldigen Neigungen erreicht haben. Das zweckmäßigste Lied, welches ich in diesem Augenblicke singen könnte, wäre wohl das so gemüthliche des seligen Dichters Wagenseil „arm und

klein ist meine Hütte"; denn in der That die meinige ist sehr klein. Aber dieß ist — wie gesagt — das wahre Leben. So versicherte nämlich Napoleon, als ihn das Unglück von selbst zum Philosophen machte und er bei seiner Reise in die Verbannung an einer kleinen Hütte vorüberfuhr. Wer hätte ihn denn früher verhindern können, sich tausende solcher Hütten zu kaufen? Der Unglückliche zog es aber vor, in seinem Pallast der Tuilerien mit Talma und seinem Schneider zu berathen, welcher Schnitt wohl der geeignetste für den kaiserlichen Mantel des Jahrhunderts wäre.

Doch zurück zu meinem friedlichen Alpenthale. Hier ist gut Hütten bauen. Mir eine, Dir eine rc. Welch' ein freundliches Bild, wenn ich am frühen Morgen erwache und meine Blicke auf die grünen Matten des mir vorüberliegenden Roßbergs fallen, die sich bis zur steilsten Höhe hinziehen in zartester lebendigster Farbe, wie auf Sammt getragen.

Aber derselbe Berg, der sich mir gegenüber so malerisch erhebt, weckt zu gleicher Zeit traurige Erinnerungen. Wie das Leben, hat auch die Natur ihre Schreckenstage. Auf der Rückseite desselben Berges gewahrt man nämlich mit Entsetzen ein Meer von herabgestürzten Felstrümmern. Ich spreche von dem unglücklichen Goldau. Was ist doch der Mensch, daß er sich so lächerlich brüstet? Wie viel hat er wohl vor dieser Fliege voraus, die in diesem Augenblick vor mir über das Papier hinläuft?

Ich stelle das nahe Glas auf sie hin und sie ist nicht mehr! — Doch keine traurigen Reflexionen! Ich denke, besagter Roßberg wird sich in Zukunft artiger benehmen, wenigstens auf unserer Seite, in welch' festem Vertrauen ich denselben dieser Tage mit meinem guten Freund dem Doctor und dem muntern Malchen bestieg. — Welch eine entzückende Aussicht genoßen wir hier! Zum Glück habe ich keine Zeit mehr, sie zu beschreiben.

Im übrigen befinden wir uns hier sehr gut, wenn schon ziemlich abgeschieden von der übrigen Welt, was wohl daraus ersichtlich ist, daß mir gerade vorüber ein Anachoret wohnt. Wenn derselbe am frühen Morgen die Hora in seiner kleinen Kapelle läutet, nimmt sich die Sache sehr romantisch aus. Sonst sind die interessantesten Punkte der Schweiz nicht weit von hier entfernt, in ein paar Stunden bin ich an dem Fuß des Rigi.

Das hiesige Völkchen ist munter und witzig. — So erzählte mir eine neue Baase, daß ein Knabe in der Christenlehre durch die Frage, wie viel es Gebote gebe, in Verlegenheit gesetzt, dem Herrn Pfarrer erwiederte, er könne ihm wohl auch nicht sagen, wie viel Geißen er im Stalle habe.

Aus Meyers von Knonau Werke erfuhr ich, daß sich in Egeri noch merkwürdigere Reliquien vorfinden, als selbst in Aachen, nämlich ein Theil der Erde, aus welcher der liebe Gott einst unsern Vater Adam erschaffen.

Sollten mir durch irgend eine Fatalität einmal die

Menschen nicht mehr recht gefallen, so werde ich mir vermittelst dieser Erde andere nach meinem Geschmack bilden.

„Wie, noch bessere als der liebe Gott geschaffen?“ möchten die Orthodoxen fragen. Geduld, es könnte mich auch besser reuen!

Egeri, den 10. Juli 1843.

Der freundlichen Einladung eines verehrten Bekannten im Thurgau Folge zu geben, entschloß ich mich heute zu einer Fußpartie an den Züricher See.

Es war ein so schöner Morgen, die freundlichen Sterne blickten still auf den Alpensee herab, und noch hatte der Einsiedler nicht das Glöckchen zum Gebete ertönen lassen, als ich schon mit Stock und Hut unter der Hausthüre stand. Ich gab meinen Lieben den Segen und wandelte rasch den nahen Hügel hinan. So gelangte ich bald zu dem Dorfe Etlibach, wo Helios mit seinem glanzvollen Sonnenwagen am fernen Osten emporstieg und die Gipfel der Alpen vergoldete. Wie befand ich mich so überglücklich, als ich auf das fruchtbare weite Land zu meinen Füßen hinabsah, und unter dem Schatten eines Waldes von Obstbäumen, wie durch einen englischen Garten wandelte, der in steter Abwechselung neue reizende Partien vorführte. So gelangte ich sehr bald auf die Höhe von Horgen, wo mir der überraschende Anblick auf den so anmuthigen und belebten Züricher See zu

Theil wurde. Gewiß ist dieß einer der interessantesten Fußwege der Schweiz.

Das Dampfschiff brachte mich schnell an das Gestade meines ehemaligen Wohnortes Bendlikon, wo ich also gleich meine frühern Nachbarn und werthen Hausleute L... besuchte. Der Abschied kostete uns ja so manche Thräne! Da betrat ich wieder mein freundliches Studierstübchen, aus dessen Fenstern mir fast jeder Morgen einen neuen Genuß, in Betrachtung der verschiedenartigsten Beleuchtungen der hohen Glarner und Schweizer Firnen darbot.

Am späten Abend verließ ich Zürich mit dem Eilwagen und als ich in dem thurgauischen Dorfe Müllheim eintraf, dämmerte bereits der Morgen. Nach Einnahme eines frugalen Frühstücks begab ich mich sogleich zu Fuße weiter und schon nach einer kleinen Stunde Weges entdeckte ich den unermeßlichen Spiegel des schwäbischen Sees, dessen Wellen die Ufer meines lieben Vaterlandes bespülen. — Siehe, da liegt auch das freundliche Schloß Eugensberg vor mir und schon befinde ich mich auf seiner schönen wundervollen Terasse mit Rosen übersäet. Der Eigenthümer dieses Besitzthums, ein Freund der Natur und der Blumen, ließ sich alle Gattungen von Rosen aus der Ferne kommen, die er sorgfältig in Beeten, Gesträuchen und Rosenstämmen erzog. — Umduftet von Blumen aller Art, welche die Frische des Morgens noch gewürzhafter machte, schwelgte ich in dem Genusse

des himmlischen Überblickes, welchen man von dieser Terasse aus genießt, eines Überblicks, erhaben über alle Beschreibung. Also nichts von der lieblichen Insel Reichenau, welche feenmäßig der Tiefe des Sees entsteigt — nichts von der Fernsicht in das weite Land, aus welchem die Bergkegel Hohentwiel u. s. w., in kühnsten Formen von der Sündflut zurückgelassen, aus der Ferne herüberragen — nichts von ...., denn dieß wäre ja eine Beschreibung!

Man muß selbst auf diesem wundervollen Fleckchen der Erde stehen. Also nur so viel: Eugensberg ist eines der schönsten und keines der kleinsten Güter der Schweiz. Das einfache und doch in erhabenem Styl aufgeführte Schloß hat den Hrn. v. Klenze zum Baumeister. Das Innere desselben ist auf das Geschmackvollste und Sinnigste eingerichet. Einen besondern Genuß gewährt der nur wenige Schritte von dem Schlosse entfernte Hochwald. — Nicht bald wird man Alles so schön vereint, mit einem Worte so komfortabel finden als auf diesem Landsitze.

Nach einigen Tagen des vergnügtesten Aufenthalts verließ ich denselben sehr ungerne und beurlaubte mich von dem gefälligen Besitzer und seiner schönen liebenswürdigen Gemahlin.

Egeri, den 1. August 1843.

(Flüchtiger Auszug aus dem Briefe an einen jungen Freund, geschrieben aus dem Stegreif — mithin ein Versuch ohne poetischen Werth.)

. . . . .

. . . .

Mais ce que je suis persuadé, mon Ami!
C'est que le monde aura une accusation de plus;
Riez toujours, moquez vous, et plaisantez,
Il y a dans mon discours pourtant quelque vérité.
D'abord -- écoutez notre philosophe Courier,
(Lequel du reste ne voulait pas trop se pliér)
Chétif comme lui je laisse toutefois
Le monde se convertir sans moi; —
Et je crois que c'étoit nullement un capriçe
Quand le philosophe voulait laisser passer le calice,
Il trouvait que la Ciguë est amêre —
— Je ne dirai pas non — (moi B......r)
Pourtant il lui a fallu misérablement périr.
Sauver le monde? — Gardez vous bien de mourir;
Voila de cette pauvre humanité le triste sort:
Chercher le paradis, et ne le trouver qu'aprés la mort! *)

*) Bis auf diese Zeiten nämlich.

Egeri, den 30. August 1843.

Und so nehme ich denn, verehrter Leser, Abschied von Dir, ich möchte so gerne sagen, auf baldiges Wiedersehen! Wenn ich aber in öffentlichen Blättern die tägliche Ankündigung einer Anzahl neuer Werke lese, und zugleich vernehme, daß von diesen Erscheinungen des Geistes kaum der vierte Theil seinen Absatz findet, so begreife ich es wohl, wie ein Verleger in Verlegenheit gerathen kann. Jetzt, wo so viel geschrieben wird, kann man wohl mit noch größerem Accent als Plinius d. j. ausrufen:

„Glücklich derjenige, dem es die Götter bewilligt, „würdige Werke zu schreiben!“

Noch bin ich, mit Ausnahme eines Lustspiels, welches vor 20 Jahren über die Bühne ging, nicht öffentlich aufgetreten. Dieses Lustspiel, betitelt „Der Magnetismus“, war jedoch für mich ein Trauerspiel, denn wiewohl es von nichts als Magnetismus handelt, wurde doch keine Seele davon angezogen. Ach, es war nur „der thierische Magnetismus!“

Der Schrecken wirkt im Gemüthe fort. Habe ich mich in diesem Buche nicht zu lange bei den Naturgemälden der Schweiz aufgehalten? So könnte man auch mit Recht verlangen, daß ich nach einem mehr als duzendmaligen Besuch in Paris etwas Ausführlicheres von dieser interessanten Stadt hätte mittheilen sollen. Unsre geistreichen Touristen, so wie täglich aus dieser Stadt berichtenden Korrespondenten, haben jedoch den Leser für

meine mangelhaften Berichte mehr als hinreichend entschädigt. Endlich deckte noch Eugen Sue die letzten Mysterien auf, was mir zu nicht geringem Troste dient! (Dennoch werde ich später einmal von den Theatern, Journalen u. s. w. Bericht erstatten.)

Bei so manchen Gelegenheiten wird außer dem vielen Schreib-, Sinn- und Druckfehlern des vorliegenden Buchs, (welches wohl selbst nichts anders ist, als ein Druckfehler im Großen) Niemand mein Laienthum entgangen sein. Wie es sich übrigens damit verhalte, Nichts verhindert mich, an eine große Zukunft zu glauben. Von solchem Standpunkte aus in die Thäler des Lebens hinabgeschaut, erfaßte ich nur den Hauptzweck unsers Daseins, Menschenglück zu befördern (wozu ich freilich nur einen schwachen Beitrag liefern konnte); und so hat mich manch Untergeordnetes nicht berührt, ja es verschwand sogar, wie Maulwurfshügel gegen den Anblick mächtiger Berge!

Wie sehr würde sich daher derjenige irren, welcher glauben möchte, daß ich mich der Druckerschwärze bedienen könnte, um Feinde damit anzuschwärzen. Sollte mich irgend jemand beleidigt haben, wessen ich mich für den Augenblick wirklich nicht zu erinnern weiß (da mir noch nie ein Philosoph etwas zu Leide gethan) so will ich mich nur mit gutem Geschmacke rächen, das heißt — gar nicht!

Die Tendenz des vorliegenden Werkes, wenn es fortgesetzt werden sollte, wird immer dieselbe bleiben, nämlich einen „Beitrag zur Vereinigung und zur Förderung des allgemei-

nen Friedens" zu liefern. Noch einmal erkläre ich bei dieser Gelegenheit, daß ich keiner Partei angehöre. — — Indeß verlangen die Parteien mit lauter und leidenschaftlicher Stimme, daß man sich zu Gunsten irgend einer derselben erklären müsse. Welch' ein abscheulicher Mensch also, der heut zu Tage noch unparteiisch bleiben wollte?! —

Gute Freunde haben übrigens bereits dafür gesorgt, daß ich nicht in diesen argen Verdacht falle. Da klagt mich z. E. schon einer derselben als einen Anhänger russischer Ideen an, weil mich des unvergeßlichen Kaiser Alexanders menschenfreundliche Gesinnungen angenehm berührten; ein Anderer will in meiner Behauptung, daß Robespierre die Mißbräuche seiner Zeit trefflich geschildert, mein Hinneigen zur Demagogie gewahren, endlich beschuldigt mich ein Dritter des Straußenthums, weil ich dafür hielt, daß man den Herrn Dr. Strauß im Vergleich mit andern vielleicht doch oft zu strenge beurtheilt. — Zu welcher Partei werden mich nun die Übrigen zählen, deren Urtheil ich erst noch erwarten muß? Es ist unmöglich, Allen das Prävenire zu spielen, und jedem Kritiker eine authentische Interpretation meines Buches in das Haus zu senden.

Eine politische Farbe hat dasselbe wohl gar nicht, wie denn der Politiker darin ganz umsonst die Wörter absolut, liberal, radikal u. s. w. aufsuchen wird. Möglich, daß das Wort konservativ aus Versehen mituntergelaufen ist.

Aber zu welchem Zwecke wurde das Buch denn ge-

schrieben? Im Grunde genommen doch nur wegen den Parteien; denn — unter uns gesagt — sie fangen an, mir Schrecken einzuflößen, ja ich würde sogar verzweifeln, wenn wir jetzt zu den Zeiten des Untergangs von Hierosolyma leben würden. Glücklicherweise sind wir denselben um beinahe 2000 Jahre an Bildung des Herzens und Geistes voraus. Es wird nicht mehr so weit kommen, daß eine Mutter ihr Kind verzehren wird; nein, nein, solche Gräuel können nicht wiederkehren!

Indeß leben wir immer noch in sehr bedenklichen, wenn schon höchst merkwürdigen Zeiten. Der erste Bischof der Christenheit äußerte sich unlängst einmal dahin, daß es ihm so vorkomme, als wenn sich die Welt umkehren wollte. Mir scheint es ebenfalls so. Ich wünsche nur, daß sich die Sache hübsch piano machen möge, damit keine Gläser vom Tische fallen! Übrigens glaube ich, daß wir zu den großen Veränderungen keine Volkstribunen, Coriphäen u. s. w. mehr bedürfen, denn wir Laien können uns nun wohl einmal selbst helfen. Endigt nicht die schönste Vormundschaft gewöhnlich mit einem Betrug? Da die Welt eine so große Portion von Täuschungen durchgemacht hat, so — denke ich — wird sich in den kommenden Tagen kein Epaminondas mehr finden, welcher solche Aemter noch geehrt zu machen verstände!

Eben als ich diese Zeilen niederschreibe, spricht man aller Orten und alles Ernstes von der Wiederherstellung des Paradieses. Ich habe nicht das Geringste dagegen

einzuwenden, befürchte aber nur, daß die Handlanger hiezu Alles verderben möchten. Himmel und Hölle sind gewiß verschiedener Construction. Allein — wie gesagt — ich bin den Speculationen höchster Natur gewiß nicht entgegen. Am herrlichsten wäre es, wenn Gott selbst käme; denn dann werden — wie Schiller sagt — „die Herzen im Preise steigen.“

Im Grunde halte ich sämmtliche große Ideen, welche uns die Zeit vorgelegt hat, ihrem innersten Wesen nach für annehmbar und höchst nützlich, ihr alleiniger Fehler ist, daß sie bisher noch nicht auf deutsche Manier, das heißt „gründlich“ ausgearbeitet wurden. Dieß — hoffe ich — soll in nächster Zeit doch einmal geschehen.

Daraus würde aber noch keineswegs folgen, daß wir für das Paradies bereits vollkommen reif wären. Gemach, meine lieben Freunde, gemach! kaum sind wir aus der Nacht des Mittelalters hervorgetreten, so verlangen wir schon die beste der Welten? Dieß ist offenbar zu viel gefordert, denn wir müssen vor allen Dingen uns selbst für unser Paradies erziehen. Und wenn gegenwärtig die Religion selbst in bester Meinung einen Versuch zu plötzlicher materieller Wiedergeburt machen wollte, so könnte derselbe mit den dermaligen Aposteln, die ihr zur Disposition stehen, nur scheitern, man würde nämlich in diesem Falle nur zu bald Meister Knipperdolling hinter der Sache hergehen sehen.

Was wir jetzt vor Allem anstreben müssen, ist,

daß wir in brüderlicher Vereinigung das Wahre von dem Falschen scheiden, und verkehrte Begriffe zu entwirren suchen. Wie man in der Welt bisher Alles zu verfälschen wußte bis auf Speisen und Getränke herab, so versteht es sich von selbst, daß es den Ideen nicht besser ergehen konnte, wenn schon die dießfallsigen Spekulanten ihren eigenen Lebensplan damit vergifteten. Das Labyrinth, in welchem wir uns befinden, ist eben nicht so undurchdringlich; ein sicherer Leitfaden führt aus demselben, doch leider scheuen wir uns in vorgefaßter Meinung, ihn zu ergreifen. Ich denke, es wird sich noch Alles zum Besten wenden. Fort jedenfalls mit Bigotterie in anderer Form, mit jener Menschenliebe, die uns Schwert und Flammen präsentirt.*) Diese Façon des Paradieses gehört dem Mittelalter, den ungebildeten heuchlerischen Jahrhunderten an. — Das Zeichen einer humanen Zeit aber kann nur

*) Mehrere Publizisten des Tages behaupten, daß Christus den Krieg gewollt, und möchten zu Begünstigung eigener Plane einen förmlichen Mars aus ihm bilden, wobei sie jedoch nichts weiteres beurkunden, als wie wenig sie in den Geist des größten der Menschenfreunde einzudringen vermochten. Wohl hat derselbe erklärt, daß er nicht gekommen sei, Friede zu bringen, sondern das Schwert ꝛc., ja er sagte noch mehr: „Von nun an werden zwei in einem Hause sein, der Sohn gegen den Vater u. s. w. (also der Krieg in der Familie).“ Wie hätte aber derjenige dieses wünschen können, der überall nur Liebe predigte und immer vermittelnd auftrat? Dieß verhinderte ihn jedoch nicht vorauszusehen, daß sich die Menschen über seine milde Lehre dennoch in die Haare gerathen würden, eine pünktlich eingetroffene Prophezeiung, welche uns eben nicht zur besondern Ehre gereicht! (In einem spätern §. über das Christenthum hierüber ein Ausführliches.)

eine ruhige Verständigung — mit einem Worte „der Friede“ sein!*)

Im Übrigen ist mir ganz klar, wenn sich die Menschen dermalen noch so und nicht anders benehmen, ja es nimmt mich sogar Wunder, daß sie nicht weit schlimmer sind. Wie sollte ich sie für böse erklären wollen? ich müßte mich dabei nur selbst verdammen, wozu ich keine Lust empfinde. Mich und einige Andere aber allein auszunehmen, wäre wohl ein wenig anmaßend. Die Menschen sind nur böse aus Unverstand, wie ich denn das Gute für die höchste Weisheit halte. Welch' ein Tölpel, der Teufel, der es vorzieht in der Hölle zu braten, statt sich im Elysium an der Table d'hôte niederzulassen.

Noch einige Sekunden der Ewigkeit und wir sind in Staub verwandelt, ein paar ihrer Minuten weiter und unsere Namen werden noch unbekannter, als diejenigen der Mumien Egyptens sein. Also geht es auf eine lange Reise!

Warum sollten wir uns nicht zuvor brüderlich verständigen, da wir noch die Zeit zu unserer Disposition haben? Noch leben unsere Eltern oder wenigstens unsere Freunde und Mitmenschen, alle Tage wandeln sie an

*) Es kann nicht wohl in Frage gestellt bleiben, ob die Staaten (Republiken keineswegs ausgenommen) in ihrem guten Rechte sind, den herrlichsten Paradiesen entgegenzutreten, wenn man dieselben auf Conspirationen und Mord bauen will. Auch wäre kein Utopia denkbar, wo nicht die Ruhe des Bürgers gewahrt ist.

uns vorüber; wie sollten wir nicht eifrig diese günstige Gelegenheit ergreifen, ihnen alles Angenehme zu erweisen, und sie und uns selbst glücklich zu machen?

Jetzt also — jetzt noch laßt uns wirken, denn unvermuthet wird der Vorhang des Lebens hinabrollen, vergebens sucht ihn die Reue zu erfassen, er sinkt in unaufhaltbarer Schwere — und der uns so lange schon geschenkte weite Wirkungskreis — schließt sich auf ewig! —

Meine schwache Stimme wird verhallen, mein gelobtes Land sehe ich hienieden nicht mehr, die Brücke, die mich in meine Paradiese geleitet, ist — das Grab. — Warum dasselbe so dunkel finden? überstreute es doch die Hoffnung mit ihren schönsten Rosen! —

Inhalts=Verzeichniß

über größere Aufsätze.

Gefühle beim Anblick des Bodensees Seite 7. Klagen eines angehenden Schriftstellers 15. Wielands Agathon 18. Joh. Huß 22. Der Rheinfall. Satyre 29. Allegorie 31. Ein Abentheuer und jugendliche Uebertreibung desselben 35. Versuch einer Definition des Wortes Wunder 47. Der St. Gotthard 70. Der Rigi 78. Reflexionen über die französische Revolution und deren Folgen 80. Die drei Fakultäten auf dem Montblanc 117. Abschied von der Schweiz 120. Italien 121. Mailand 123. Genua 124. Das Meer 129. Abentheuer in Florenz 131. Rom 136. Historische Betrachtungen am Triumphbogen des Titus 140. Der unglückliche Courier von Neapel 158. Triest 167. Meine Vermählung 179. Mein philosophischer Onkel 180. Flüchtige Bemerkungen über das Wort „Bildung" 186. Frau von Krüdener 195. Betrachtungen am Charfreitage 200. Dichters Wonne 205. Sand 207. Reise nach Paris 216. Die St. Simonisten 226. Reise nach Holland 230. Über neue Ideen 241, 244, 246, 249. Fourier 251, 323. Versailles 254. Ferienreise in das Altgäu 261. Die gemischten Ehen 272.

Gedichte 275. Dr. Strauß 279. Über die Person des Erlösers (die Kritik Jaddais als Ausgangspunkt) 285. v. Schelling 295. Heine 298. Guizot 301, 306. Über Memoiren 304. De la Mennais, Görres 311. Beantwortung eines Briefes aus Adrianopel 313. Idees Napoleoniennes 319. Über den Fouerismus 323. Bruno Bauer 328. Gutzkow 330. Herwegh 332. Die politischen Dichter 338. Egeri 343. Eugensberg 345. Abschied von dem Leser 350.

Verbesserungen.

Seite 31. Linie 10 v. u. statt: erhebendsten lies: erhabensten.
„ 67. Linie 13 v. u. statt: treue l.: treuer.
„ 85. Nach: Erster Regentag l.: Schluß.
„ 124. Statt: 15. Nov. 1814 l.: 15. Oct. 1814.
„ 150. In der Note unten sollte es heißen: De legatione ad Caium. — P. S. Ich irrte mich: die Erzählung von Philon entnahm ich einer französischen Zeitschrift.
„ 164. Statt 10. Nov. 1814 l.: 20. Nov. 1814.
„ 169. „ 20. Febr. 1814 l.: 20. Febr. 1815.
„ 185. „ 15. Oct. 1815 l.: 15. Oct. 1816.
„ 185. „ 22. Oct. 1815 l.: 22. Oct. 1816.
„ 194. „ 30. Nov. 1816 l.: 22. Dec. 1816.
„ 200. Linie 11 v. o. ist das Wort „Jahren“ auszustreichen.
„ 216. Linie 1 v. u. statt: ranzősisch l.: franzősisch.
„ 219. Linie 7 v. u. statt: Jouave l.: Jouare.
„ 221. Linie 2 v. u. statt: Melker l.: Melber.
„ 222. Linie 12 v. o. statt: Tryoles l.: „Trycles“.
„ 242. Der Vers: Der Pöbel u. s. f. sollte nach den Worten: „die unermüdlichen Sophisten“ angebracht sein.
„ 244. Statt „zurücke“ l.: „denn rückwärts“.
„ 250. Linie 7 v. u. l.: „gestiegen“.
„ 277. Linie 8 v. o. statt: gold'nen l.: gold'nem.

Andere kleine Fehler beliebe der Leser selbst zu verbessern.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bodenehr, J. C.

Natur und Leben Erinnerungen aus den letzten Decennien ; in Auszügen aus dem Tagebuch eines ruhenden Wanderers am Egeri-See

Zürich u.a. 1843

It.sing. 1507 o

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10470134-5